3 1761 05334999 9

Tausend und Eine Nacht

von

Adolf Gelber

WIEN
VERLAG VON MORITZ PERLES
K. U. K. HOFBUCHHÄNDLER

Tausend und Eine Nacht.

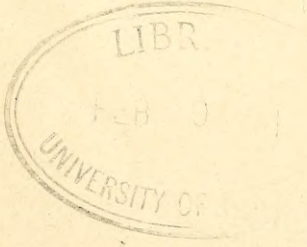
Der Sinn der Erzählungen der Scheherezade.

Von
Adolf Gelber.

Mit einem Farbendruck und vier schwarzen Illustrationen.

Wien und Leipzig
1917.
Verlag von Moritz Perles
k. u. k. Hofbuchhandlung
Wien, I., Seilergasse 4.

PJ
7737
G 37



Meiner teuren Frau

zugeeignet

in Liebe.

Die hier mit veröffentlichten Illustrationsproben aus einigen heute zum Teile sehr selten gewordenen älteren Ausgaben von „Tausend und Einer Nacht“ stammen aus dem Besitze meines Freundes, Herrn Dr. Walter Schiller, in Wien.

Zur Beachtung!

Seite 122 soll es im Kapitel XVIII „Das Trauerspiel des Bewußtseins" in der ersten Zeile des Untertitels richtig heißen: „Vorbemerkung zur Geschichte der 40 Veziere" (statt „der 10 Veziere").

Seite 214 ist die mit den Worten „dein Freund sein soll" . . . beginnende fünfte Zeile der Fußnote in dem Text an falscher Stelle wiederholt. Es soll in Fortsetzung der Worte: „. . . mit denen Scheherezade den König . . ." richtig weiter heißen:

„ergötzt!" „Was du da sagst, daß der Freund für den Freund sich schwerer Mühe unterzieht . . ."

Der freundliche Leser wird um Beachtung, namentlich der letzteren Richtigstellung gebeten, da der Fehler in arger Weise sinnstörend ist.

Inhaltsverzeichnis.

Vorwort . . . . . S. 1

I. **Ordnung in „Tausend und Einer Nacht“** . . . . . S. 2

II. **Die Vorgeschichte.**

Das Unglück Schahrjars und die Verzweiflung seines Volkes. Schahrjars Flucht. (S. 7.) — Die Rückkehr und das Wüten. (S. 8.) — Scheherezade erscheint. (S. 12.) — Dinarsade wird gerufen; Abschiedsszene im Brautgemach. (S. 17.)

III. **Die ersten Angriffe.**

Gerechtigkeit, die den Schuldigen begnadigt. Die Geschichte vom Kaufmann und dem Geist. Der Kampf um die Gnadenfrist. (S. 23.) — Scheherezadens „Wenn“. (S. 24.) — Alles für eine Geschichte. (S. 26.) — Szene im Divan nach der ersten Nacht. (S. 27.) — Inhalt der Zwischenerzählungen: Selbst Mörder werden begnadigt. (S. 28.) — Und hier ist das Leben von der Vortragsart abhängig. (S. 29.) — Notwendig schlechter Vortrag der dritten Zwischenerzählung. (S. 30.) — Wieviele Geschichten, soviel Gnade (Ironie auf die Gerechtigkeit). (S. 31.)

IV. **Fortsetzung. Undankbarkeit, die den Retter mordet.**

Die Geschichte vom Fischer und dem Geist. Das Siegel Salomonis. (S. 32.) — Melancholie. S. 33.) — König Junan, der Wicht auf dem Throne. (S. 34.) — Die weiße Dame von Ispahan. (S. 35.) — Der Verratene und Versteinerte. (S. 36.) Sichtbare Wirkung auf Schahrjar. (S. 37.)

V. **Retterin oder Rächerin?**

Die Schwester der Judith. (S. 38.) — Wie sie zu hoffen beginnt und — (S. 39) — der Hoffnung wieder Einhalt tut. (S. 40.)

VI. **Die Gesänge von ihrer eigenen Not.**

Die Geschichte der drei Fräulein. Scherzo vor der Tragödie. (S. 41.) — Wer weiß, was kommt? (Geschichte des ersten —) (S. 42) und wie man dir lohnt? (Geschichte des zweiten —) (ibid.) — Das eherne Herz. (Geschichte des dritten Kalenders.) (S. 43.) — Vielleicht doch Judiths Ende. (ibid.) — Schicksal der Größe: Spott und Undankbarkeit. (S. 44.)

VII. **Fortsetzung.**

Der erste Zyklus vom gerechten Fürsten. Harun al Raschids Charakter. Sein Interesse für alles Lebendige. (S. 46.) — Der wirkliche König. (S. 48.) — Sein Zorn über leichtfertigen Verdacht (Amine). (S. 49.) — Seine Bitte für die erniedrigten Gefallenen. (S. 50.) — Sein Antrag an die Frau, die ihn zu töten befahl. (ibid.)

VIII. **Die sich opfern und ihre Richter.**

Zu welchem Zweck Harun Erzählungen fordert. (S. 51.) — Die Frau, die man tötet, ohne zu hören. (S. 52.) — Der Bucklige, den man für ermordet hält, ohne zu prüfen. (S. 54.) — Verschiedene Polizei und Richter. Der Streit um das Recht, für den Unschuldigen zu sterben. (S. 55.) — Der russische Beamte in Kaschgar. (S. 56.) — Wann er entzückt ist. (S. 57.) — Das „Wenn" in Bagdad und in Kaschgar. (S. 58.) — Ausschüttung des Kaufpreises. (ibid.) — Dem Außerordentlichen Tod — dem Gemeinen Gunst und Gnade. (Stiller ad absurdum-Beweis). (S. 59.)

IX. **Die Erzählungen von Kaschgar.**

Was die Delinquenten für eine Aufgabe haben. Wahnwitzige Zumutung. (S. 60.) — Auch auf frischer Tat ertappt (Die Geschichte einer Verkannten). (S. 61.) — Auch im Gelegenheitsverhältnis befunden (Die Eifersüchtige, deren scheinbare Heiterkeit täuschte). (ibid.) — Der Delinquent als Rezensent. (S. 62.) — Nicht: schuldig oder unschuldig, sondern: gefällts mir oder mißfällts mir. — Die Lotterie des Rechtes. (S. 63.) — Abdruck deiner Gestalt. (S. 64.) — Die Geschichte vom Geschmack (Die Liebe der Frau von Welt). (S. 65.) — Der ästhetische Absolutismus — (S. 67) und die Vergiftung des Rechtes. (S. 68.)

X. **Fortsetzung. Rückschluß auf das Königtum.**

Was ist seine Aufgabe. (S. 70.) — Der Barbier, der Ästhetik trieb — (S. 71) und sich zum Vormund und Retter aufdrängte — (ibid.) bis man dem Bevormundeten die Knochen brach. (S. 72.) — Fußnote: Die Rettergalerie. (ibid.) — Wie sich Harun in Djafars Erzählung von den beiden Vezieren erkannte. (S. 73.) — Die lustige Geschichte von der traurigen menschlichen Ohnmacht (Bedruddin Hassan). (S. 74.) — De te fabula narratur. (S. 75.) — Skala der Niedertracht. (S. 77.) — Das Volk in seinem Vertrauen. (S. 78.) — Wie es zum Hoffen verführt und getäuscht wird. (ibid.) — Die erste Revolution. (S. 79.)

XI. **Das Erzählen als Gegenstand der Erzählung.**

XII. **Zweiter Zyklus vom gerechten Fürsten.**

Der Richter in eigener Sache. Harun al Raschids Bathseba-Situation. (S. 83.) — Fußnote: Die Henkergalerie. (S. 88.) — Der Gesang der Gefangenen. (S. 90.) — Das silberne Mausoleum. (S. 91.)

XIII. **Das Trauerspiel von Jugend und Glück.**
Die Geschichte Kamaralsamans. Nach der Analyse des männlichen die des weiblichen Charakters. (S. 94.) — Exemplare aller Gattungen. (S. 95.) — Das Lustspiel des Frauenverächters. (S. 96.) — Glänzende Heiterkeit Scheherezadens. (ibid.) — Wert der Jugenderfasen. (S. 98.) — Gefahren der Romeoliebe. (ibid.) — Das Amulett des Glückes. (S. 99.) — Im Walde des Lebens. Wer war schuld? (S. 100.)

XIV. **Das Erzählen in seiner wahren Aufgabe.**
Die Geschichte vom Zauberpferd. Königin oder Dirne? (S. 101.) — Cervantes Zauberpferd. (S. 102.) — Bemerkungen über die Weilsche Ausgabe. (S. 103.) — Schönheit oder Nutzen. Die Posaune der Kunst. (ibid.) — Denke der jagenden Tage. (S. 104.) — Das Zauberpferd Poesie. (S. 105.) — Wen es trägt und wen es abwirft. (ibid.)

XV. **Gründe der Anreihung der Sindbadgeschichte.**
Die Reihenfolge in verschiedenen Ausgaben. (S. 106.) — Die Pforzheimer Ausgabe 1838. (S. 107.) — Der Wert der handschriftlichen Quellen — (S. 108) und die Frage nach dem Geist des Werkes. (S. 109.) — Kontinuität des logischen Bandes. (ibid.) — Technisch-ästhetische Gründe der Verteilung der Harun-Materie. (S. 110.) — Zersprengung der alten Zusammenhänge durch neuen Stoff. (S. 111.)

XVI. **Die Geschichte Sindbads, des Seefahrers.**
Der weiße Mensch. Die Reise durch unsere Welten. (S. 112.) — Kein Raum für Robinsongeschichten. (S. 113.) — Grade der Unmenschlichkeit. Der kleine weiße Mann. (S. 114.) — In den indischen Grüften. (S. 115.) — Die verachteten Anderen. (ibid.) — Auf dem Friedhof der Tiere. Kain, wozu Mord? (S. 116.) — Wut bis jenseits der Meere. (ibid.)

XVII. **Der Herr der Schöpfung.**
Was weißt du von dir selbst? Die Geschichte des erwachten Schläfers. Wogegen Galland protestierte. (S. 118.) — Die Komödie des Bewußtseins. (S. 119.) — Die Kriterien der Identität. (S. 120.) — Alles Erleben täuscht — es täuschen die Beweise. (ibid.) — Siehe Justizirrtümer. (S. 121.)

XVIII. **Das Trauerspiel des Bewußtseins.**
Die Geschichte eines Augenblicks. Vorbemerkung zur Geschichte der 40 Veziere. (S. 122.) — Geringerer Zusammenhang des Hauptthemas mit den Teilen. (S. 123.) — Dazwischen jedoch gewaltige Einsprengungen. (S. 124.) — Die petitio principii beim Indizienspruch. (ibid.) — Der Zyklus gehört nicht in den Anfang — (S. 125) sondern dortbin, wo die logische Linie bereits entbehrlich. (S. 126.) — Die Geschichte des Scheich Schahabeddin. (S. 127.) — Das Ich mit seinen Gewißheiten. (ibid.) — Finsternis, in der nichts sicher

ist. (S. 128.) — Ein Spiel fremder Kräfte. Die Geschichte Halimas. (ibid.) — Der Stolz auf den Verstand. (S. 129.)

XIX. **Ecce homo.**
Die Geschichte Seif-al-Muluks und des Prinzen von Karisme. Der Stolz auf unsere Gestalt. (S. 131.) — Was für uns gilt, gilt nicht für andere. (S. 132.) — Unsere Tränen sind ihnen Lieder. Nichts ist absolut. (S. 133.) — Der Schauder vor der Unsterblichkeit. Selbstmord eines, der unsterblich sein konnte. (ibid.) — Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! (S. 134.)

XX. **Parodie der Unfehlbarkeit.**
Unsicherheit um dich, Unsicherheit in dir. (S. 135.) — Der „klare" Tatbestand. (S. 136.) — Kameliendame, Nora, Melusine. (ibid.) Benedikt und Beatrice. (S. 137.)

XXI. **Die Geschichte der 10 Vezire.**
Vorsicht gegenüber „Beweisen!" (S. 138.) — Die Merkmale des richterlichen sind auch Merkmale des privaten Charakters. (ibid.) — Aus dem Wörterbuch der Prinzipienstarren. (S. 139.) — Warte, wozu Eile? (S. 140.) — Um dich, Richter, geht es. (ibid.) — Was in der Zeit im Schahrjar vorgeht. (S. 141.) — Rückfall ins Schweigen. (ibid.) — Was geht vor? (S. 142.) — Intriguen der „Pfeiler der Ordnung". „Will ich dich denn mit meinen Geschichten betrügen?" (ibid.) — Hymnen von der Freiheit des Menschen. Revolutionen. (S. 143.) — Ohnmacht der Mächtigen. Variationen eines Macbeth-Motivs. (S. 144.) — Die Schrift auf der Stirne. Warum stößt du nicht zu? (S. 145.)

XXII. **Koheleth.**
Die kupferne Stadt. Staub zum Staube. Die Epitahpien. (S. 146.) — Hamlet mit dem Totenschädel. Alexander weint. (S. 147.) — Stärkende Wirkung des arabischen Koheleth. (S. 148.)

XXIII. **Das Buch der Gnade.**
Naam und Naama. Der Ritterliche, der sich beschuldigt. (S. 149.) — Die gestohlenen Reichskleinodien. Sieg der Intrigue. (S. 150.) — Gerecht sein, heißt gleich anfangs (S. 151) und nicht erst am Ende gerecht sein (ibid.), sich selbst prüfen, gleich zu Anbeginn. (S. 152.) — Wahnsinn des absoluten Spruchs. (S. 153.) — Das einzige Korrektiv gegen Fehl. (S. 154.)

XXIV. **Wie ist man gnädig?**
Kein Willensakt, sondern (S. 155) Ausfluß einer genialen Persönlichkeit. (S. 156.) — Die kleinen Geschichten. Gold, bezahlt mit lichterem Golde. (ibid.) — Die Kunst, das Gefühl scherzend zu verkleiden. (S. 157.) — Vom Greifbaren abstrahieren, und für das unsichtbare Größere Augen haben. (S. 158.) — Der Retter, der Ersatz gibt, weil er bei der Rettung „Schaden angerichtet". (ibid.) — Der Spitzbube, der für die Spitzbüberei belohnt wird. Sie weist ihm

die Türe, er macht daraus Verse. Was Ishak dem bezaubernden Mädchen nach zwei Nächten brachte. (S. 159.) — Das Gnadenherz. (S. 160.) — Der Perlenmund. (S. 161.)

XXV. **Resumee.**
Was Scheherezade bisher erzählt hat. (S. 162—166.)

XXVI. **Der Inhalt der Rahmengeschichte.**
Die Inschriften auf dem Rahmen (S. 167) bezeichnen die Etappen in dem Roman Schahrjars (S. 168), die Fortschritte seiner Wandlung. Notwendigkeit der Wiederherstellung. (ibid.)

XXVII. **Die Nächte Schahrjars.**
Neros Humor im Anfang (S. 169) weicht einem nagenden Gefühle. (S. 170.) — Widersprechende Stimmungen. Bild des Vaters in der Wirklichkeit wie in der Geschichte. (ibid.) — Schweigendes Kommen und Gehen. (S. 171.) — Krise. Scheherezade langt nach dem Dolche. (ibid.) — „Mehr mit dem Ende als mit dem Anfang eines Atemzuges." (ibid.) — Ende der Unterbrechungen. (S. 172.) — Ehrfürchtiges Schweigen. (S. 173.) — Schahrjars Lächeln. (ibid.) — Sie droht; sein Erbleichen. (ibid.) — Situation wie in der 8. Nacht: sie will nicht weiter erzählen. (S. 174.) — Nicht Judith mehr! (ibid.) — Freudige Wanderung. (S. 175.) — Ohne Reserven. (S. 176.) — Nie gehörte Töne. (ibid.) — Die Schwangere erzählt vom Kinde (S. 177) und vom Vaterglück. (ibid.) — Neue Auffassungen von der Liebe. (S. 178.) — Rückfall ins Mißtrauen? Endgültiges Schwinden der Verdüsterung. (ibid.)

XXVIII. **Die Frage einer Einleitung.**
Nochmals der „Perlenmund". (S. 179.) — Die Geschichte vom Sperling und dem Habicht. (S. 180.) — Die kritische Stelle. Anderer Text bei Burton. (S. 181.) — Wo paßt sie hin? (S. 182.) — Zu einer vorausgegangenen Tiergeschichte von der spezifischen psychischen Wirkung. (ibid.) — Die Stelle, wo sich alles zueinanderfügt und Schahrjar zu lachen beginnt. (S. 183.) — Die Stunde des Glückes. (ibid.)

XXIX. **Die Parabeln.**
Keine „Geschichten" mehr! Schrecken der „heiteren" Parabel. Dein eigenes Rätsel willst du? (S. 184.) — Der Löwenglaube, den man geraubt. (S. 185.) — Der Schrei aus Schahrjars Brust. (ibid.) — Die den Einsamen lockte. (S. 186.) — Die ein Ruf in finsterer Nacht zu dem Einsamen trieb. (S. 187.) — Das Ende der 500. Nacht. (S. 188.)

XXX. **Nach der 500. Nacht.**
Die bisherige Kette. Der einheitliche Plan des Werkes. Der weitere Bau. (S. 189 und 190.)

XXXI. **Der zweite Teil von Tausend und Einer Nacht.**
Geänderte Art der Komposition. (S. 192.) — Geändertes Thema.

(ibid.) — Fluch der Polygamie. (S. 193.) — Der Tod der Familie. (S. 195.)

XXXII. **Die Bringerinnen des Glücks.**
Giauhare. (S. 197.) — Alibaba und seine Heldin. (S. 198.) — Der Humor in Alibaba (Fußnote). (ibid.) — Die gemarterte Braut. (S. 199.) — Die diamantene Statue. (S. 200.) — Ring und Frau (Die Maarufgeschichte). (S. 201.) — Nie sollst du mich befragen (Fußnote). (S. 202.) — Die Frau einer besseren Zeit. (S. 203.) — Die Erzählungen von verstoßenen Frauen. (S. 204.) — Die Welt, in der Scharkan untergeht. (S. 205.)

XXXIII. **Das Buch von den Dynastien.**
Geschichte Kalads und seines Sohnes Wardchan. Der Orientale und die Revolution. (S. 207.) — Die Vorspiele. (S. 208.) — Die Angst der aussterbenden Dynastien. (S. 209.) — Kronprinzengeburt und Gratulationskur. (ibid.) — Die neuen Herren: 1. Die Ursupatoren (S. 210), 2. der russische (S. 211), 3. der napoleonische (S. 212), 4. der Jesuitenfall. (S. 213.)

XXXIV. **Die Naturgeschichte des Königsleichtsinns.**
Die Entwicklung des Mutes zur Abwehr. (S. 216.) — Die verkannte Majestät. (S. 217.) — Wardchans Prinzenprüfung. (S. 218.) — Ministerverantwortlichkeit. (ibid.) — Kampf mit dem Harem. (S. 219.) — Lexikon der Maitressenpolitik. (S. 220.) — Die Krankheit, die alle anderen in sich faßt. (S. 221.) — Die grandiose Schlußfabel. (S. 222.)

XXXV. **Vom Glück des Reichtums.**
Bedürfnis wie nach Recht so nach Liebe. (S. 224.) — Mangelnde Glorifizierung des nackten Eroberertums (Fußnote). Sorge der Fürsten um jedermann. (ibid.) — Zwei Audienzen. (S. 227.) — Die Geschichte eines Geschäftshauses (Kogia-Hassan). (ibid.) — Er wird Unternehmer und konzentriert Produktion und Absatz. (S. 228.) — Was ein großer König dazu sagt. (S. 230.)

XXXVI. **Der Mensch und das Gold.**
Dem das Glück nachläuft. (S. 232.) — Das Danaergeschenk des Glückes (Djaudar). (S. 233.) — Aladin. (S. 235.)

XXXVII. **Die Gerechtigkeit aus dem Volke und die Poesie aus dem Walde.**
Aufgabe des Fürsten: Blick für die Größe. (S. 242.) — Das verkannte Volk und die verkannte Frau. (ibid.) Eine Sensationsaffaire in Bagdad. (S. 243.) — Eine Szene in der Vorstadt. (S. 244.) Der kleine Richter wird in den Khalifenpalast geholt. (S. 246.) — Das Proletarierkind auf dem Throne. (S. 247.) — Der sprechende Vogel, der klingende Baum und der springende Quell. (S. 249.) — Das Geschrei der Unzulänglichen. (ibid.) — Parisadens Wanderung. Höchste Symbole. (S. 250.) Lebendig wirkender Geist der Dichtung. (S. 251.)

Das Genie der Gerechtigkeit und das Genie der Dichtung. Hagarschicksal der Frau und der Poesie. (S. 252.)

XXXVIII. **Das Glück.**
Die Art zu erzählen in glücklichen Tagen. (S. 253.) Heiteres und Ernstes froh durcheinander. (ibid.) — Die Hochfahrende, die Stolze, die Dämonische, die Perverse. (S. 255.) — Prof. Dyroff und die Nachtigall. (Das grausamste Stück der Sammlung. S. 256.) — Carmen und das Beduinenmädchen. (S. 257.) — Wettstreit der Edelmütigen: Junus der Schreiber. Das Buch, bei dem Harun dreimal weinte und dreimal lachte. Geschichte Ataffs; das Urbild des Bischofs Myriel. (Ikirma und Chuseima.) (S. 258 u. ff.) Die Geschichte von Hassib Kerim, Bulukia und der Schlangenkönigin. (Verworrenste und dabei erhabenste Geschichte. S. 261.) Die Legenden: Die abgehackten Arme; der Hyazinth; die Könige und der Tod; der Sohn Harun al Raschids; der Wolkenmann; die Bitte eines sterbenden Mädchens; der Neger, der den Tod erfleht.) (S. 263.)

XXXIX. **Gesänge der Liebe.**
Variationen beliebter Themen. (S. 268.) — Der dümmste der Ablative. (S. 269.) — Was auf einer Schreibtafel Platz hat. (idib.) — Künstlernovellen in 1001 Nacht. (S. 270.) — Cardillac (ibid.) — Der Lockvogel. (S. 271.) — Uhlands „Brich nicht, Steg" und Heines „Waldeinsamkeit". (S. 272.) — Die arabischen Gesänge. (S. 272 u. ff.) — Bürgschaft; Urbild des Asra; der Baum des Brautpaares; das gemeinsame Grab. Der Mann, der nie mehr lachte. (S. 275.)

XL. **Letzte Heerschau.**
Polyphonie auch am Ende. Wiederkehr der Motive des ersten Teiles. (S. 279.) — Der Kadi, der ein Kind bekam. (Gegenbild Schahrjars und Scheherezadens.) (S. 280.) — Klein-Nachtigall. (Motiv der zu Hunden verwandelten.) (S. 281.) — Der Biß auf die Wange. (S. 282.) — Der Barbier von Bagdad. Die Beamten von Kaschgar. (S. 283.) — Leitsätze der fiskalischen Künste. (S. 284.) — Grundprinzipien der Diebspolitik. (ibid.) — Wiederkehr des Jesuitenfalles. (S. 285.) Die drei Fräulein in der letzten Partie. (ibid.) — Der zweite Junanfall. (S. 286.)

XLI. **Methodologie der Niedertracht.**
Erzählungen eines verleumdeten Ministers. (S. 288.) — Fußnote: mögliche Unschönheit schöner — mögliche Schönheit unschöner Menschen. („Die Wage zwischen Männer- und Frauen".) (S. 289.) — Fortschritt gegenüber der Junan-Wardchan- und der Zehn Vezieren-Partie. (S. 290.) — Rezepte, einen Rivalen zu beseitigen (ibid.) — und speziell, schon heute die Widerlegung seiner morgigen Anklage vorzubereiten. (S. 291.) — Aus dem System der innerpolitischen Künste (die Lehre von der geschickten Volksaussaugung.) (S. 292.) — Psychologie des Spießgesellentums. (S. 293.) — Palastrevolutionen

im Gegensatz zu Volksrevolutionen. (ibid.) — Ruinen der Tugend und des Rechtes. (S. 294.) — Die einfache Lehre des Gallenus. (ibid.)

XLII. **Der Blick in das Innere der Dinge.**
Letztes großes Motiv: Der magische Blick für die Herkunft eines Menschen. (S. 295.) — Der Prinz von Yemen. (S. 297.) — Worte des alten Königs: „Ich wünsche, daß du mich auch nach den Menschen befragest." (S. 298.) — Antwort des jungen Königs: „Wir bedürfen dessen nicht." (ibid.) — Stumme Folge: bist du, Schahrjar, wirklich Sohn eines Königs? (S. 299.) — Andererseits Mahnung: andere, aus dem Dunkel gekommene, können es auch. (ibid.) — Die letzten Symbole; Schahrjar und Scheherezade genau wie im Anfang. (S. 300.) — Der Prinz v. Irak und der Basilisk. (ibid.)

XLIII. **Der Orient und sein Meisterwerk.**

Vorwort.

Ich muß gestehen, daß ich selten eine solche Bangigkeit empfand, als da ich vor einer Reihe von Jahren zum erstenmal in Wien, und dann auch in Berlin vor die Öffentlichkeit hinaustrat, um in Form freier Vorträge einige Gedanken über „Tausend und Eine Nacht" zu entwickeln. Namentlich Berlin — glückliche Zeit! — hatte damals keine anderen, als literarische Sorgen; von Berlin aus war das Deutsche Reich begründet worden, und in Berlin — so wurde wenigstens in meiner Heimat immer behauptet — strebte man nun auch nach der Schaffung eines literarischen Kaiserreichs. Man hatte es noch nicht, aber man suchte danach; und der Inbegriff dessen, was man hiezu an Bausteinen bereits gefunden, wurde die Moderne genannt. Was war die Moderne? Ich weiß es nicht, aber einige Phasen ihres Lebenslaufes waren mir doch klar. Sie richtete ihr Augenmerk auf unsere Zeit; und in Bezug auf die Methode, wie man diese Zeit sehen und behandeln soll, zählte man bereits verschiedene Wandlungen. Wir waren naturalistisch, dann veristisch, kriegten dann einen Stich ins Symbolische und wurden wieder impressionistisch; und damit war die Mannigfaltigkeit der Strebungen und Methoden noch nicht erschöpft. Zu all der Zeit wurde das Vergangene, als eben zu unserer Zeit nicht mehr gehörig, in die Rumpelkammer gewiesen; und da kam ich in diese heiße Welt von allein gültigen Richtungen, und zwar nicht einmal mit einem nahen Stück Vergangenheit, sondern mit „Tausend und Einer Nacht"!

Ich erinnerte mich, wie es mir in meiner Wiener Heimat ergangen war, als ich mich zum erstenmal mit dem Geständnis meines Interesses an „Tausend und Einer Nacht" hervorwagte. Einige Freunde traten zu mir ins Zimmer und fragten, als sie mich über Papieren, die ich rasch versteckte, fanden: „woran arbeitest du?" Ich errötete. „Du wirst rot", sagten sie; „was ist's?" Ich gab leise Antwort, und da brachen sie in Lachen aus und versicherten, daß ich in der Tat ein närrischer und antiquarischer Don Quixote sei, der sich mit zwecklosen und längst erledigten Erzeugnissen aus hundert

Ländern und tausend Zeiten abgebe, indes auf der Straße, unten vor den Fenstern, der lichte Tag einherstürmte, mit seinen Erscheinungen, seinen Bildern, seinem Lärm, seinen Tragiken und seinen nach Lösung ringenden Rätseln. So, wie gesagt, ging es mir in Wien, dem guten Wien, das ja nie intransigent war und sich noch nicht ausschließlich auf die Gegenwart hatte einschwören lassen; und nun wagte ich mich gar noch Berlin, um dort, in der Höhle des Löwen, von „Tausend und Einer Nacht" zu erzählen — und war ich also nicht wirklich ein weltfremder Don Quixote?

Aber nun stand ich einmal dort und mußte den Sprung tun. Als ich vor Jahren andere ähnliche Sprünge riskierte, hatte ich wenigstens eines für mich: ich war naiv und ahnte die Gefahr nicht, wenn ich mich so den Phantasien, die mich bezauberten, überließ. Nun, mit den ergrauenden Haaren, hatte ich auch diesen Entschuldigungsgrund nicht mehr. Ich wollte mir einreden, daß das Volk, in dessen Schoß die Weltliteratur geboren wurde, doch nicht so ganz seine Liebe nur an das Heute abgegeben haben könne, daß ihm nicht ein Herzenszug zu den Schöpfungen zurückgeblieben sein sollte, die von anderen Völkern und aus anderen Zeiten herrühren. Dies, wie gesagt, wollte ich mir einreden, um mich zu ermutigen; aber immer wieder mischte sich das beklommene Gefühl in die Tröstung: du bist ja doch in Berlin und bist doch ein Don Quixote. Darum entschloß ich mich zu einem Vorschlage an meine Zuhörer. Betrachten Sie, sagte ich, was ich auseinandersetzen will, nicht als das, was man gemeiniglich einen Vortrag nennt, bei dem man vor die Zuhörer mit dem Anspruch tritt, daß sie alles annehmen und mit Beifall quittieren. Nein, ich will Sie nicht einladen, mit mir zu bewundern, sondern ich stelle mich selbst als Untersuchungsobjekt vor Sie hin. Hören Sie mich an und gestatten Sie, daß ich am Schluß nur die eine Frage an Sie richte: bin ich mit meiner Liebe für das orientalische Meisterwerk und mit dem, was ich darin ersehe, wirklich ein so den Notwendigkeiten der heutigen Zeit fremder Don Quixote?

I. Ordnung in „Tausend und Einer Nacht“.

Und was sehe ich in dem Werke? Das ist folgerichtig die erste Frage; darauf antworte ich kurz und ohne gelehrten Apparat: Immer sagte man uns, die von dem orientalischen Volksgeist in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten hervorgebrachten Erzählungen seien irgend einmal von einem wahl- und ordnungslos vorgehenden Sammler zusammengesucht, auf einen großen Haufen geworfen und pêle-mêle in einen großen Sack gebracht worden, der nun eben „Tausend und Eine Nacht“ heißt. Das Ganze, so belehrte man uns weiter, besteht aus der Scheherezadenpartie[1] als Rahmenerzählung, und all den hundert und hundert anderen Märchen, die kunterbunt in den Rahmen hineingepreßt worden sind. Die Rahmenerzählung hat Sinn und Verstand, und ebenso sind unter den übrigen Märchen auf Schritt und Tritt Stücke zu finden, die außer der Phantastik auch Tiefsinn haben; das Ganze aber — und das ist der Schluß, zu dem die Kritik noch immer gelangte — das Ganze ist doch nur ein wildes und urwaldartiges Durcheinander, wo kein Stück zu dem anderen sich fügt und die einzelnen Teile namentlich zu der Rahmenerzählung passen, wie die Faust auf's Auge. Und dieser Ansicht bin ich eben nicht.

Im Gegenteil, mir ist klar, daß der Sammler der Märchen nach einem bestimmten Plane vorging, der sich sehr wohl aufdecken läßt; und faßt man diesen Plan ins Auge, dann sieht man, daß

[1] Max Henning (Leipzig, Verlag Philipp Reclam) schreibt „Scheherzad“ und „Schahriar“. In den beiden Weil'schen Ausgaben (der mit der „Vorhalle“ von August Lewald, Stuttgart, Verlag der Klassiker, 1838, und Stuttgart, Rieger'scher Verlag, 1865 und 1889), ebenso dann auch in der Berlin, bei Neufeld und Hennius erschienenen Weil'schen Neuausgabe illustr. von Schultz-Wettel, wurde der Name des Königs „Scheherban“ geschrieben.

durch ihn allein der Sammler zu einem der größten Dichter wurde, die es je gegeben hat. Was macht den großen Dichter? Ist es einzig nur die Fähigkeit, aus dem Schoße der eigenen Phantasie heraus die Dinge zu finden? Ich glaube es nicht. So viele Beispiele belehren uns, daß einer, der in Bezug auf Erfindungskraft hinter anderen zurückstand, dennoch zum wahren und großen Poeten werden konnte, durch die Art, wie er aus den vorgeschaffenen Elementen seinen Bau aufführte. Hat doch der Mann, der Homer hieß oder Homer genannt wird, zu dem Stoff seiner Werke gewiß weniger hinzuerfunden, als schon vor ihm vorhanden und erfunden war. Mögen also immerhin hunderte von Werkstätten an den einzelnen Stücken gearbeitet haben, die in „Tausend und Einer Nacht" vereinigt sind, so war es doch selbst bei vorhandenem Mangel an Erfindungsgabe ein großer Dichter, der diese disjecta membra nach einem bestimmten Plan in Reihe und Glied brachte und zur Erfüllung einer dichterischen Idee anordnete. Denn eine solche Idee ist vorhanden und läßt sich nachweisen, wenn nicht durch die ganze Sammlung, so doch eine gewaltige Strecke weit. Und zwar ist es nicht denkbar, daß ich eine solche Idee nur hineininterpretieren sollte; denn streng geordnet, sinnvoll und durch ein unzerreißbares Band zusammengehalten, marschieren die Erzählungen, wie gesagt, diese lange Wegstrecke hin. Wären ihrer nur zehn, zwanzig, die sich so logisch und räumlich aneinanderschließen, dann könnte man angesichts der verwirrenden Zahl der übrigen sagen, hier habe der Zufall mitgespielt. Denn wo amorphe Gebilde berghoch aufgeschüttet sind, ist es leicht möglich, daß zufällig mehrere scheinbar nach demselben Motiv gebildete und geordnete Splitter beieinander zu liegen kommen. Das aber ist es eben: es ist ein Unterschied zwischen einigen und mehreren, und vielen; und wenn man ihrer eine Unzahl streng nebeneinander gelagert trifft, durch welche sich dasselbe geistige Band zieht, dann meine ich: so sonderbar arbeitet der Zufall nicht, daß enorme Teile eines Werkes hindurch überraschende Ordnung herrscht und ein von Schritt zu Schritt deutlicherer und ergreifenderer Aufstieg der Ideen stattfindet. Und auch in der zweiten Hälfte der Sammlung, wo für Augenblicke beinahe ein Chaos eingetreten zu sein scheint, offenbart sich schließlich die Vollendung der ersten starken Idee. Man stößt in ihm auf wüste und zwecklose Absurditäten von einer Art, wie sie in dem ersten überhaupt nicht vorkommen; allein mitten in solcher Absurdität wie-

derum auf Teile, auf Miniaturen, die nicht nur von der Sinnlosigkeit befreit, sondern mit unendlicher Kunst geglättet und ausgearbeitet sind. Und studiert man diese Einsprengungen, dann zeigt sich: in allen diesen Stationen, wo Sinnlosigkeit und sinnige Schönheit aneinandergrenzen, hat offenbar eine liebende Hand etwas geschaffen, das sich genau in den Zweck des Ganzen einfügt. Und hat also, um es zu wiederholen, das alles auch nur der Zufall bewirkt?

Nun wird man fragen: wenn dieser dein unbekannter Redakteur und Dichter so groß und weise war, warum begnügte er sich damit, nur einen Teil so rein auszugestalten, und ließ das übrige entweder so unausgearbeitet, oder doch minder deutlich zurück, daß hie und da sich in gar nichts die Arbeit seiner Meisterhand verrät? Darauf habe ich natürlich keine bestimmte Antwort, sondern nur eine Meinung; nämlich: dieser große Redakteur und Dichter, der eine bereits vorgefundene und in halber Ordnung befindliche Masse neuzuordnen, zu ergänzen und mit seinem Geiste zu durchhauchen anfing, er war doch nur ein sterblicher Mensch, dem es nicht beschieden war, zu vollenden, was er in so gewaltiger Weise begann. Unter den unzähligen Stücken, die er zu kommender Bearbeitung bereits angehäuft hatte, hatte er da und dort eines auch schon vorgenommen, um es für künftigen Gebrauch vorzubereiten. Da überraschte ihn der Tod; und die späteren Jahrhunderte, die sein Werk erbten, ohne den Geist mitzuerben, warfen alles, was der Volksgeist noch an Erzählungsvorrat hatte, wirr und planlos, und ja oft auch das Wohlgeschichtete auseinanderreißend, in das von ihm zurückgelassene Gefäß.

Und noch etwas muß ich vorausschicken: daß er nämlich ein nationales Werk plante, und zwar nicht allein in dem Sinn, daß es die Hervorbringungen des nationalen Geistes zur Schau stellen sollte, sondern noch in einem ganz anderen Sinn. Denn er erzählte dem Volke darin von seiner Rasse und den schrecklichen Krankheiten, an denen sie ja noch leidet und durch die sie ja uns Europäern auch schon dem völligen Untergange geweiht schien. Es ist also kein bloßes Unterhaltungsbuch, das er zusammenstellte, sondern, wenn auch nicht gleich sichtbar, eines der erschütterndsten Klagelieder, die je einem Volk von seinem Dichter gesungen worden sind.

II. Vorgeschichte.

Das Unglück Schahrjars und die Verzweiflung seines Volkes. — Schahrjars Flucht. (Seite 7.) — Die Rückkehr und das Wüten. (Seite 8.) — Scheherezade erscheint. (Seite 12.) — Dinarsad wird gerufen. Abschiedsszene im Brautgemach. (Seite 17.)

Erinnern wir uns an den Anfang des Ganzen. Wobei es freilich nötig ist, daß wir in das Werk selbst hineinblicken; denn mit was für falschen Voraussetzungen füttern uns seine literarischen Behandlungen auf! Sie erzählen uns von einem grundlos wüsten und blutdürstigen, von einem ganz unmöglichen Sultan-Berserker, der seine Freude daran hatte, täglich eine andere, gestern erst angetraute Frau köpfen zu lassen; und das von der Freude ist weder wahr, noch steht es in dem Buch. Vielmehr ist da ein Fürst, der ein Paradies auf Erden träumte, ein junger, zärtlich fühlender und gegen jedermann gütiger König, der sich seine Würde ohne die ganze Last der Königspflichten gar nicht denken konnte — bis etwas geschieht, das in ihm den Glauben an die Menschen eben so zerstört, wie er in Hamlet und Timon von Athen zerstört worden ist. Er macht eine Erfahrung:[1] sein Bruder, den er zärtlich liebt, ist von der Gattin schmählich und schmutzig betrogen worden; und bald nachher folgt eine Erfahrung von noch fürchterlicherer Art.

Ich bitte, wird sich der Treubruch jemals ganz aus der Welt bannen lassen? Ich glaube es nicht. Und dürfen die Verletzungen des ehelichen Verhältnisses immer und unter allen Umständen gleich als unentschuldbare Verbrechen verdammt werden? Nun, diese Frage stellen wir heute überhaupt nicht mehr. Wenn aber einem Gatten Ursache gegeben wurde, sich für geliebt zu halten, wenn der Mund der Frau von süßen Beteuerungen überquoll und dann doch der lüsterne Verrat eintritt, dann sieht die Sache anders aus. Und nun gar, wenn mit dem Verrat sich noch eine andere Wirkung ver-

[1] Siehe im „Eingang" der Sammlung die Geschichte der beiden Brüder.

bindet. Die wenigsten Menschen, Männer wie Frauen, ziehen die Norm ihres Lebens aus sich selbst, die meisten schwimmen im Strome mit: und rascher und tiefer als jedes andere wirkt denn doch das von den Mächtigen gegebene Beispiel. Wir so freien und unabhängigen Menschen machen gaffend auf der Straße Halt und lassen uns vom Wagen bespritzen, wenn es heißt, eine Herzogin oder Kaiserin naht. Und sieh, hier sind ebenfalls Prinzessinnen, vor denen uns das Gesetz zur Ehrfurcht verpflichtet, für deren Schwangerschaft wir Kirchen- und Bittgänge veranstalten müssen, wegen deren man uns in Gefängnissen Haar und Bart schneidet, wenn wir ein zu freimütiges Wort ausgesprochen haben — und nicht genug an der verborgenen Lüsternheit, streuen sie noch bewußt den Keim der Ansteckung aus. Denn das ist die zweite Erfahrung des Königs Schahrjar: von einer fingierten Reise heimlich zurückgekehrt, sieht er, wie seine Königin sich in Gegenwart ihres ganzen Hofstaates und allen voran, mit einem Liebhaber im Garten des Palastes auf den Rasen zum schmutzigen Geschäfte hinwirft; und von dem Beispiel angesteckt, tun es ihr ihre Hofdamen nach. Orientalische Erfindung? In den Zeiten der französischen Regence konnte man das nicht sagen. Dazu noch etwas. Schamlose Liebe — gut, wäre es nur überhaupt Liebe, und wäre es mitten in der Entartung noch Zug und Neigung zu einem besseren Geschöpf! Doch nein, die Menschen, mit denen sich da Königinnen und Hofdamen auf dem Boden wälzen, sind Reitknechte und Lakaien, rohe, plumpe, mißgestaltete Schwarze; und da schreit in dem Gatten eine Stimme auf — nicht die Stimme der Despotie. Die Schuldigen wird er töten, gewiß! Allein ein Despot würde nach Beseitigung der Greuel im Besitze seiner Allmacht weiter ruhig sein und leben; und das eben tut König Schahrjar nicht. Etwas anderes sucht er auf dem Thron, als nur die Möglichkeit, sich im Besitze seiner Übergewalt zu sonnen und Menschen zu köpfen; und nun ihm alle seine Träume geschändet sind, duldet es ihn nicht mehr in der entgötterten Welt. Ich habe früher die Namen des Timon und des Hamlet genannt; hier im Osten ist ihr Doppelgänger. „Pfui, pfui d'rüber! Ein wüster Garten ist's, verworfnen Unkraut's voll," alles schlecht, verfault und verpestet. Was wollen wir hier noch? Fort in die wildeste Wüstenei, nur damit wir den Menschen nicht mehr sehen, und die schrecklichste Ausgeburt des Schicksals, das Antlitz der Frau. Und nach genommener Rache verschwinden beide Brüder aus ihren

Landen, mit völligem Verzicht auf die Posse auch, die sich Thron, Macht und Menschenbeherrschung nennt.

Kennt man in Geschichte und Dichtung viele Beispiele so furchtbaren Menschen- und Weiberhasses? In „Tausend und Einer Nacht" findet man noch eine Steigerung. Denn nun sich die beiden Könige durch Wüsten und immer neue Wüsten schleppen, gelangen sie an das Ufer eines Meeres, tödtlicher und einsamer als je eines; und nun folgt das dritte ungeheure Erlebnis. Ein Geist, der plötzlich aus den Wogen aufsteigt, stellt mit unendlich sorgsamen Händen zwischen einigen am Ufer befindlichen Bäumen etwas auf den Boden hin. Es ist ein hölzernes, und darin ein metallenes, und dann wieder ein goldenes und krystallenes Gehäuse; und unter fünf- oder sechsfachem Verschluß also ruht darin ein hinreißend schönes Weib. Und in abgöttischer Liebe stürzt der Geist auf die Knie, um Verzeihung zu erbitten, daß er sie, sein Kostbarstes, so unter Verschluß hält; und sie lächelt mit den Augen und verzeiht. Darauf Pause . . . er schläft ein . . . Da eilt sie zu den Bäumen hin, auf die sich die Brüder geflüchtet haben, und ruft: „herunter, seid mir zu Willen, sonst wecke ich den Geist und erkläre, Ihr hättet mir Gewalt angetan!" -- — Und nachdem alles geschehen, nimmt sie — Leporello ist nicht originell — den Brüdern die Siegelringe ab, reiht sie auf einem Schlüsselbund zu hundert anderen Ringen, und wendet sich mit leisem, tückischem Lächeln zu dem schlafenden Geist. Du Tor, der du mich auf den Grund des Meeres versenktest und in dem sechsfachen Panzer von Holz, Krystall und verschiedenen Metallen versperrtest, um dich meiner Treue zu vergewissern: wisse, der Verstand des Weibes, wenn es sich der Treue ledig machen will, ist stärker als Zeit, Umstände und alle Erfindungen deines Gehirns.

Das ist also das dritte Erlebnis des Königs; und daraus erst zieht er seine Lehre. Wie, kann man sich vor der Verderbtheit gar nicht flüchten? es gibt keine Stätte, da man vor ihr sicher wäre; sie rückt uns nach und verfolgt uns bis dorthin, wo es doch von Menschen leer sein sollte, und bis an das Ufer des wildesten Meeres? Aber dann ist es Wahnsinn, der Welt den Rücken zu kehren; vielmehr zurück auf den Thron, und aus aller Macht, die einem König gegeben ist, Krieg dem Weibe, um die Pest wenigstens zu mildern, da man sie nicht ganz ausrotten kann.

Und so kehrt er zurück, und das Gemetzel beginnt, ein Gemetzel, über das man, wie ich nicht zweifle, in unserer heutigen Zeit sich

auch herzlich amüsieren mag. Denn nicht wahr, diese überhitzte Bewertung des Ehebruches ist etwas Altmodisches, wir sind zu derlei Exzessen des Gefühls nicht mehr aufzuregen; und nun gar das, was weiter folgt! Denn dieser König ist nicht nur so exaltiert, sich die Treulosigkeit der Frau zu Herzen zu nehmen, und nicht nur so altmodisch, daß er von dem Rechte des weiblichen Herzens, sich in jeder Sekunde ein neues Glück zu suchen, nichts wissen will, sondern er greift gleich nach den äußersten Schlußfolgerungen und macht seinen Vorsatz, die Welt von dem weiblichen Geschlecht zu befreien, buchstäblich wahr. Er heiratet eine andere, und läßt sie nach der Brautnacht ermorden; er gibt ihr unverweilt eine Nachfolgerin, und auch sie wandert nach einer Nacht auf's Schaffot. Und ebenso eine dritte, hundertste, zweihundertste — — — Wie ist das möglich? fragt man. Sehr einfach; wir sind im Orient und Schahrjar ist die unumschränkte und allgewaltige Macht. Alles ist sein Eigentum, und Verbrechen ist's, ihm einen Besitz vorzuenthalten; alle Töchter aller Väter müssen ihm ausgeliefert werden, und er macht täglich eine von ihnen zur Königin, und nach einer Nacht wandert jede auf's Schaffot. Dieses unerhörte Übermaß von Rachsucht ist ja freilich auch etwas, das bei uns europäischen, und namentlich bei uns ästhetischen Menschen das gewisse Lächeln erregt. Denn was zu viel ist, ist zu viel. Zwei, drei Mordtaten als Ausbruch der Misogynie wären hinzunehmen; aber eine in die Jahre hinausdauernde sechs- oder siebenhundertfache Metzelei, das ist wider die Wahrscheinlichkeit; und vor allem ist es schrecklich monoton und mithin gegen das Schönheitsgesetz in der Poesie. Das Maß der poetischen Freiheit, das der Dichter hiebei walten ließ, scheint mir aber doch nicht allzu groß. Drei Jahre lang täglich eine hinrichten, das gibt zweifellos tüchtige Portionen pro Jahr; doch unwahrscheinlich ist nur, daß er so lange Zeit zu den tausend Exekutionen brauchte, denn in der Regel erledigte und erledigt man derlei, und nicht nur im Orient, schneller als Schahrjar es tat. Karl der Große ließ in Verden an einem Tage viertausend Gefangene abschlachten; Harun al Raschid ließ an einem Tage tausend Barmekiden enthaupten; im Jahre 1910 ließen russische Minister noch täglich sechzig, siebenzig und auch mehr Gefangene füsilieren und hängen. Und wir wissen, daß in Indien oft hundert Kanonen aufgefahren und vor ihre Mündungen hundert Menschen gebunden wurden; dann wurden auf ein Zeichen alle hundert losgebrannt und hundert zerrissene Menschen-

leiber wälzten sich im Blut. Tausend in drei Jahren? Lächerlich! Es verträgt sich, wie die Beispiele lehren, auch mit der heutigen Zivilisation, und es ist also keine exotische und keine unmögliche Grausamkeit, von der uns „Tausend und Eine Nacht" erzählt.

Wenn man schon an der Sache etwas komisch finden will, so wäre es höchstens der Gedanke, daß sich dieser König Zwang auferlegte und, zwischen den Menschen eine Grenze nach ihrem Geschlecht ziehend, nur Frauen hinrichten ließ. Findet man das aber befremdlich, dann darf man ruhig sein; denn wo steht in dem Werke, daß das Schwert in all der Zeit sich ausschließlich auf Frauen herabgesenkt habe? Auch Männer werden dabei gewesen sein. Da war ein Vater, der die Tochter vor dem Wüterich versteckte; da war ein anderer, der die Schwester vor dem König zu retten suchte; und wieder andere wurden von Denunzianten ans Messer geliefert, wegen unziemlicher Kritik der königlichen Metzelei. Meint man, daß für solche Fälle der Befehl galt, den Schuldigen, weil er nicht weiblichen Geschlechtes war, zu schonen? Nein, es wurde sicherlich unparteiisch gemordet, ohne Bevorzugung des einen, ohne Zurücksetzung des anderen Geschlechtes; und man sieht also, welche Änderung das Bild durchgemacht hat. Anfangs stand da ein um seinen tiefsten sittlichen Glauben gebrachter König, dessen Verzweiflung sich in Akten eines schauderhaften Grimms kundgab, die ihn aber ebenso mitleidswürdig erscheinen ließen, wie die von ihm heimgesuchte Welt. Aber da das Morden fortdauerte, verschwand das Bild des gekränkten Königs, und an seiner Stelle blieb nur noch das Bild einer nationalen Katastrophe, wie sie ähnlich noch nicht dagewesen war. Und da sind wir denn endlich bei dem ersten großen nationalen Nerv des Gedichtes; oder übertreibt man, wenn man Katastrophe nennt, was da über das Land gekommen war? Ich kenne mich in dem Staatsrecht der Despotien nicht aus und weiß nicht, bis zu welchem Punkt die Untertanen bemüßigt sind, die Torheiten und Verbrechen eines Alleinherrschers zu dulden; aber diese regelmäßige und methodische Hinschlachtung von Frauen, gehört die auch zu den Dingen, die man tragen muß? Als die zehnte und zwanzigste aus Schahrjars Schlafgemach auf das Schaffot geschleppt wurde, war es noch begreiflich, wenn alles wie gelähmt und betäubt untätig zusah, gleich dem kleinen Getier im Angesicht des Basilisken. Aber es liegt in der menschlichen Natur, daß mit dem Zunehmen der Grausigkeit die Betäubung doch von uns weicht und man sich auf die Notwendigkeit

besinnt, sich zu wehren; und hier war es wahrhaftig Erwachenszeit. Zahllose Menschen sind bereits abgeschlachtet, und das Elend nimmt immer noch kein Ende; zahllose Väter haben ihre Kinder verloren, und wegen weit geringerer Dinge kam es in der Welt schon zur Revolution. Und was geschieht hier? Darauf antwortet nun der Dichter, nicht expressis verbis, aber doch deutlich und unverkennbar: Ja, lieber Leser, das ist es ja! Dir schaudert vor dieser Phantasie, weil sie einen König ersinnt, der in seiner Misogynie hunderte von Frauen tötet; und was ist diese Erfindung gegenüber der weit niederschmetternderen Wahrheit, daß ein ganzes Volk einen solchen Wahnsinn ohne Widerstand erträgt? Und diese ungeheure Inaktivität, diese trostlose Apathie, die duldet, daß eine ganze Gesellschaft bis in ihre letzten Verzweigungen von dem wahnsinnigen Willen eines einzelnen zerbrochen und vernichtet wird, diese Stumpfheit ist keine Erfindung, sondern in Wirklichkeit das Elend und die Krankheit unserer Rasse und unseres Volkes. Ein Tier, wenn es getreten wird, setzt sich zur Wehre, ein armer kleiner Vogel sucht mit dem Schnäbelchen nach der Hand des Quälers zu schlagen;[2] und hier sind Männer, dumme und geniale, kleine und große, weise und beschränkte, hier sind Helden, die mit dem Schwert jeden Feind zu zerschmettern gelernt haben: und doch leiden sie diese Verbrechen, nur, weil sie von einem Manne herrühren, der sich, und den man König nennt. Und was soll also aus einem Volk und einer Rasse werden, in welcher der zum Handeln berufene Mann nach hundert anderen Formen und Arten des Wahnsinns auch diese apathisch erträgt?

Man sieht daraus, nebenbei bemerkt, daß es nicht nötig war, diesen alten orientalischen Dichter ob seiner hyperphantastischen Darstellung zu belächeln. So gescheit wie wir war er auch und ihm war nicht verborgen, was in der Natur der Dinge und was wider sie ist. Aber gerade darum ist es ein nationales Werk, das er schuf, weil er in dieser schrecklichen und die großen Mörder aufziehenden Passivität des orientalischen Mannes die eigentliche orientalische Krankheit erkannte. Nun stelle man sich aber die Frage, wodurch sich im allgemeinen der kritische und satyrische Geist von dem Geiste des Dichters unterscheidet. Ich glaube, darin, daß es den Satyriker

[2] S. Weil, 474. Nacht die Geschichte Hischams, des Sohnes Abd Almaliks (Geschichte vom Perlenmund), die uns als einer der Brennpunkte in dem Aufbau des Ganzen noch in außerordentlichem Maße beschäftigen wird.

treibt, seinen Groll über eine Erkrankung auszusprechen, während der Dichter seine Ruhe nicht findet, ehe er nicht das Mittel zur Heilung ersonnen und der Welt verkündet hat. Wenn das zutrifft, dann ist „Tausend und Eine Nacht" wirklich das Werk eines Dichters, und zwar eines, der auch in der Auffindung des Mittels gegen die Krankheit durch und durch national ist. In ihm ruft es: Jemand muß helfen und retten können, oder Nation und Rasse geht elend zugrunde! Doch wo hier Hilfe suchen, da in den Männern jeder Antrieb zur Rettung fehlt? Als das Volk der Juden einst an den Pyramiden arbeitete und die Großen und Bejahrten sich am allermeisten vor dem Bedrücker demütigten, fand sich, da kein anderer es wagte, ein junger Bube, der das Zeichen gab, indem er einen Ägypter erschlug. Und anderswo, wenn die Despoten mordeten, war es, wenn kein Großer den Mut hatte, irgend ein Kleiner, der solchem Wüterich den Degen in die Weiche stieß. Wer aber tut es hier? Die beleidigten Väter sind feig, die Schwertträger nehmen es als unabwendbares Schicksal hin, und nirgends, trotz der dreijährigen Folter, auch nur eine Miene, es zu ändern; denn der orientalische Mann ist nur gut, um in Herden mit zur Schlachtbank zu laufen, und völlig unfähig zur Herstellung des Mindestmaßes von Gesittung und Gerechtigkeit, das schließlich auch in der Despotie vorhanden sein muß. Und wenn der orientalische Mann selbst angesichts solchen Schreckens aus seinem Schlaf nicht aufwacht, dann hervor mit dir aus dem Winkel, du verachtetes orientalisches Weib, und lehre du den Mann, was gegen Rasse und Nation Pflicht ist! So ruft es in dem Dichter, und Scheherezade erscheint. — —

Ihre Geschichte ist die Rahmengeschichte, die alles andere einschließt; dann aber leitet der Dichter aus eben dieser ihrer Bestimmung als eines Rahmens ein eigenes Gesetz ab. Rahmenteile sind, ausgenommen bei Bildern, die von einem Bankier für seinen Salon gekauft werden, immer schmäler als das Bild selbst; und auch der alte Orientale kannte dieses Gesetz. Er sah es bei seinen Teppichen, wo die Bordüre auch schmäler ist, als der Grund des Gewebes, und darum ist die Scheherezadengeschichte skizzenhafter und wortkarger gehalten als alles andere. Was folgt daraus für den Kritiker? Daß er gegenüber dem Rahmen blind sein, und wegen des leiseren Farbenauftrages die darin verborgene leidenschaftliche Dramatik völlig verkennen darf? Der Widersinn liegt auf der Hand. Der Kritiker darf das Wichtige nicht verloren gehen lassen, selbst wenn der Künst-

ler aus seinen Absichten es wie im Gewölk erscheinen läßt. Doch davon will, und davon dürfte ich hier noch nicht einmal reden, denn hier im Beginn steht uns ja die Scheherezadengeschichte noch allein und durch nichts verdunkelt vor Augen; und wenn man ihren Sinn trotzdem nicht begreift, was für Kritiker sind wir dann?

Die Sache ist so einfach. Gleich vielen anderen Vätern hat auch der Vezier Schahrjars seine Tochter vor dem sicheren Tod zu retten gesucht; und so lebt sie nun, von wenigen Dienern umgeben, alles eins wo in einem Waldversteck, auf einem Landgut oder in einer noch entlegeneren Öde unter hartem Verschluß. Warum? Niemand sagt es ihr; und der Vater, der sie einmal besucht, antwortet auf ihre Fragen: mußt nicht alles wissen; ich habe es so angeordnet, und was ein Vater befiehlt, muß geschehen. So meint er; sie denkt aber anders und sagt sich: Noch bin ich keine Frauenrechtlerin, denn die Emanzipation ist noch nicht erfunden; doch ist es unwahr, daß die Frau mit sich alles geschehen lassen muß, als ob sie ein willenloser Kadaver wäre, und unwahr ist auch, daß die Befehle eines Vaters unter allen Umständen gut und weise sind. Mit einem Worte, sie fügt sich nicht leicht; es ist das Judith- und Tamora-Blut, das in ihr umläuft; und nachdem sie den Grund herausgebracht, beschäftigt sie sich — das ist die Steigerung — überhaupt nicht mehr mit ihrem eigenen Schicksal. Schahrjar regiert noch immer, ist noch immer König. Wohl, so heißt er; aber ist er's noch, wenn die Krone von ihm täglich mit frisch vergossenem Blut besudelt wird? Das kann sie nicht glauben; gewiß ist es nur ein albernes Märchen; nicht wahr, Vater, plumpe Erfindung ist's? Denn du mit deinem gerechten Sinn und deiner ungestümen Redlichkeit* würdest selbst das Volk zur Vertilgung eines solchen Ungetüms aufreizen, wenn es wahr wäre, was man da erzählt. Aber da kommt sie schön an. O Weibersinn, der sich einbildet, daß in dieser Welt die Menschen mit extatischen Brutusgefühlen herumgehen! Der König und „wär' seine Hand auch um und um in Bruderblut getaucht", ist der großen Masse doch der König, und wer sich wider ihn auflehnt, ist Rebell. Wage es und du

* Oder zweifelt man, daß Scheherezade dies auch von ihm noch voraussetzt und in ihm einen Vezier Jspahend sieht, wie sie ihn später (Weil, 432. Nacht) in der Geschichte der zehn Veziere schildert? „Er ließ (nach dem Raube seiner Tochter durch den König) ein Schreiben an alle Fürsten ergehen, in dem er sie . . . . auf die Gefahr aufmerksam machte, von der nun jede Familie bedroht war; und sie versammelten sich bei ihm und beschlossen den König umzubringen."

wirst es erfahren; lehnt sich einer auf, so werfen sich die Millionen der anderen auf ihn, um ihn zu zerreißen; und daraus folgt . . .

Daß diese Millionen elende Schafe und Sklaven sind, ruft Scheherezade.

Nein, erwidert der Vater, sondern daß der Himmel selbst uns zum Ertragen des Unerträglichsten verurteilt hat.

Solcher Gespräche zwischen Vater und Tochter mag es mehrere gegeben haben. Da, eines Tages, als er sich wieder zu ihr auf das Landgut herausgestohlen, tritt sie vor ihn mit den Worten:

Vater, ich habe einen Entschluß gefaßt.

So? Worauf bezieht er sich?

Auf den König.

Wirklich? Interessant. Und was für ein Entschluß ist es?

Sie krümmt die Lippen; muß sie ihm nicht, da er doch ihr Vater ist, die ganze Wahrheit sagen? Aber es ist so schwer. Vom Anbeginn der Welt geht der tiefe Riß zwischen Eltern und Kindern; sie verstehen uns nicht, können uns nicht verstehen, sind alt und gehören einem ganz anderen Gedanken- und Gefühlskreis an. Scheherezade krümmt die Lippen, sage ich, und spricht endlich, die Brauen zusammenziehend, die wenigen Worte:

Ich kann dieses Morden nicht mehr ansehen; ich will, daß du mich zum König bringst.

Eine Überraschung, was? Der Alte würdigt sie auch als solche, stochert mit der Zunge in den Zähnen und spricht kaltblütig: Wirklich gescheit. Muß auch gemacht werden; denn der König wird dich gleich zur Frau nehmen, und dann gewöhnst du ihm rasch den Mord ab. Scheherezade erwidert finster: Ja. Der Vater lacht, ist aber schon gereizt. Zu dumm! Genug der Narrheit; es wird schon dafür gesorgt sein, daß sie hübsch in dem Versteck bleibt. Wie, was sagt sie? Sie wird sich frei machen und doch gehen? Das ist etwas Neues; aber es verrät Selbständigkeitssinn und der ist immer zu loben. Nur erlaube, daß ich dir eine Geschichte erzähle, fährt er fort; sie handelt auch von Selbständigkeitssinn und wird dich darum interessieren. Es war einmal ein Esel, dem ging es ausgezeichnet, und dann war ein Ochse da, dem ging es schlecht. Da fiel dem Esel ein, sich des Ochsen anzunehmen und ihn gegen den Herrn zu hetzen, worauf der Herr, der davon erfuhr, einen Stock nahm und den Esel zer-

drosch.[4] Da behielt der Esel im Prinzip seinen Selbständigkeitssinn, aber de facto tat er, was der Herr befahl. Verstehst du, Scheherezade? . . .

Und ich wende mich an alles, was jung ist, mit der Frage, ob nicht jedem von uns irgend einmal, wenn Charakter und Seele den stärksten Aufschwung nehmen wollte, eine Autorität in den Weg trat, die uns ebenso kalt und nüchtern mit dem Stock oder anderem drohte, um uns vom Fluge zurückzuhalten; und ich frage, was die Antwort darauf war. Ich frage danach aber nicht nur, um die Psychologie der Judith, der Charlotte Corday, der Wera Sassulitsch und der Sophie Perowskaja bloßzulegen, sondern, um zu zeigen, wie blind die Kritik war, daß sie all diese ungeheuren Momente übersah. Die Bitterkeit, von der Scheherezade erfüllt ist, erklärt, daß sie in demselben Ton wie der Vater antwortet: Erzählst du mir von dem Esel, der von seinem Herrn mißhandelt wurde, so erzähle ich dir[5] von einem Herrn, der ein armes Tier, das ihm einen guten Rat zurief, umbrachte und dann infolge dieser seiner empörenden Dummheit und Roheit selbst zugrunde ging.

Und sie erzählt die Geschichte, und darauf antwortet er wieder mit dem Erlebnis eines emanzipierten Rindviehs — sie mit dem Beispiel eines Tieres, das doch stark genug war, sich seine Entschlußkraft zu bewahren. Und so erzählt er, erzählt sie immer neue Geschichten, unstilisiert und ohne Kunst, in gar nichts blendend und die Phantasie des Orients verratend; und doch, wenn man aufhorcht, wie strotzend von Bedeutung und Sinn! Denn es sind Verkleidungen, immer heftigere Drohungen und Paraden; und der Tochter wird die Kette immer sichtbarer, an der er sie gefangen hält, und der Ungestüm immer bedrohlicher, mit der sie um die Freiheit ihres Handelns ringt, — bis ihr endlich die Masken zu dumm werden und die Wahrheit offen und rauh sich ausspricht. Wenn du mir meinen Willen nicht lassen willst, dann werde ich andere Wege

[4] Und ebenso dann auch ibid. nach dem Rate eines weisen Hahnes seine eigene Frau, die in ihrem Eigensinn zu weit ging. „Vielleicht, sprach der Vezier zu seiner Tochter, verfahre ich mit dir ebenso, wie der Kaufmann mit seiner Frau."

[5] Allerdings erst später, in der Geschichte des Fischers mit dem Geiste, respektive in der Geschichte des Arztes Duban (siehe hier besser Henning Reclam-Bibliothek, „König Sindbad und sein Falke" sowie die nächstfolgende Geschichte vom Papagei und dem eifersüchtigen Ehemann, 5. Nacht).

wählen. Nennst du es schmähliche Unkindlichkeit, so helfe mir Gott, ich kann nicht anders, ich werde es vor den König bringen.[6] Du willst ihm sein Eigentum vorenthalten, und ich, ich verschaffe mir den Zugang zu seinem Gemach . . .

Und so sieht man am nächsten Tag den alten Mann, dem die eine Nacht die Haare mehr gebleicht hat, als es Jahre vermochten, kreidebleich und mit schlotternden Knien vor den König treten und ein Wort sprechen, das in diesen drei Jahren hier noch von keinem gesprochen worden ist: Ich habe eine Tochter; und diesen meinen Liebling, den Inbegriff des Besten, was die Schöpfung für mich hatte, bitte ich, hinzunehmen . . . Und möge man Eltern, die hinter ihren Kindern zurückgeblieben sind, noch so lächerlich finden: ich glaube nicht, daß der alte Mann in diesem Augenblick gar so zum Lachen reizen muß.

Und der König? Die Geschichte hält sich bei der Ausmalung der Szene nicht allzulange auf, denn es ist ja die Rahmengeschichte, die alles in verkürzten Bildern zeigt. Ferner aber schreibt ein großer Künstler solche Dinge mit dem Bewußtsein, daß sie eben groß sind und für sich selbst sprechen, und es nicht nötig haben, daß man sie auf Schritt und Tritt in ihrer Gewalt noch mit Wortvergeudung erklärt.[7] Oder versteht sich nicht alles von selbst? Freut sich der König bei der Mitteilung; sagt er sich: jetzt wird Scheherezade kommen und mir Märchen erzählen, und alles wieder gut sein? Ich denke, sein Gesicht verfinstert sich, und ein blutiger Hohn steigt in seinen Augen auf. Welche Absicht steckt dahinter, daß du mir deine Tochter bringst? Der flüstert: es ist Liebe, und da lacht Schahjar grimmig auf. Wie Recht hatte er mit der Absicht, das ganze Geschlecht zu vernichten! Als er gut und treu und der Engel der Liebe selbst war, wurde er verraten; und nun er ganze Leichenhügel auftürmte und jedes Weib schon leblos, mit Schaum auf den Lippen und verglasten Augen in sein Schlafgemach geschleppt und nach kurzer Nacht wieder hinausgeschleppt wurde, um zu sterben, nun beginnen sie, ihn zu lieben! Denn so sind sie; nicht das Herz ist ihnen wert, sondern der Henker, der Mörder, der bis an die Lippen in Blut getauchte Luzifer ist es, dem sie nachlaufen. Und ob es auch gewiß ist, daß morgen ihr Leben

[6] Beinahe wörtlich.

[7] „Der Sultan fragte ganz erstaunt: Was ist das? ꝛc. Ist das nicht genug?

zu Ende sein wird, doch gelüstet es sie jetzt, einem Tiger am Herzen zu ruhen, denn Bestialität ist all ihr Sinnen und Trachten. Gut, ruft er, bringe das Täubchen, ihr soll ihr Wille geschehen; aber wisse, morgen wird ihr faulender Leichnam auf den Anger hinausgeworfen werden, gleich denen der anderen. Und so kommt Scheherezade in das Schloß.

Und beginnt sofort mit ihren Geschichten? Sagt sich, nicht wahr: geistreich, wie ich bin, brauche ich nichts anderes als meine Erzählungen, um den König so gefangen zu nehmen, daß er meine Hinrichtung vergessen und gebessert werden wird? Ja, sagt man, das ist der Plan, den sie vorhat; und ich frage: hat das einen Sinn? Zum Wesen der großen Dichter gehört, daß ihre Gewebe, seien sie scheinbar aus noch so losen Sonnenfäden gesponnen, unzerreißbar standhalten, wenn man die Probe macht, ob sie sich mit dem Lebensernst vertragen. In unseren Kinderstuben erzählt man den Kleinen die Geschichte von dem braven Martin, der die bittere Medizin nahm und dadurch gesund wurde, von dem guten Fritz, der der Mutter nachgab und im Zimmer blieb, statt Schlitten zu fahren; und in Pensionaten erzählt man andere heilsame Geschichten mit der Wirkung, daß die jungen Fräulein die Augen niederschlagen, wenn ein Leutnant vorübergeht. War Scheherezade auch aus einem solchen Pensionat hervorgegangen, daß sie sich einbildete, es werde absolut und unbedingt keines anderen Mittels als ihrer Erzählungen bedürfen, um einem Mörder, einem mordgewohnten Mörder, einem Mörder aus Wut und Prinzip, das Morden endgültig abzugewöhnen? Nein, das ist Unsinn, und das mit den Geschichten kann nicht allein und ausschließlich das von Scheherezaden geplante Mittel gewesen sein. Man sagt, daß der Dichter dies hinschrieb, weil er nicht wußte, wie er das Ding, das ihm im Kopf herumging, einleiten sollte. Aber dann wäre er ein sehr plumper Dichter gewesen, wofür man ihn ja übrigens auch hält. Denn da eben liegt der Grund, warum man ihn und die Bedeutung seines Werkes bisher verkannte. Hätte man gesehen, daß Scheherezade nach einem Plane vorging, der an sich vernünftig war und von dem aus betrachtet die ganze Masse des Stoffes sich zu einem ungeheuren und zweckvollen Ganzen ordnet, dann wäre man nicht darauf geraten, das Werk für ein sinnloses Gemengsel zu halten. Aber da man das nicht sah, sondern an eine unsäglich kindische Voraussetzung glaubte, zerfiel das Ganze in

einen wilden und aller Logik und Ordnung entbehrenden Haufen von bald sinnvollen, bald sinnlosen Phantasmen; und was tut man mit solchen, nachdem man sich in der Jugendzeit an ihnen ergötzt hat? Der in den Ernst des Lebens hinaustretende Mensch hat für sie keine Zeit mehr; Linguisten und Grammatiker mögen an ihnen noch die Formen einer fremden Sprache studieren und die Kinder sich der zwecklosen Seifenblasen erfreuen, wie wir uns einst an ihnen erfreuten: in der Dichtung, von der wir Wahrheit verlangen, zählt derlei nicht mehr mit. Unsinnig also, ich wiederhole es, ist die Annahme, daß Scheherezade mit ihren Märchen in der Tasche und sonst mit nichts anderem ins Schloß kam. Nein, sie brachte noch etwas Nützliches mit. Und jetzt ist sie beim König und ist ihm zu Willen; und nun die Nacht dem Ende naht und durch die Fenster der erste Schimmer des Tages einfällt, lacht der König. Glaubte die Dirne, ihn durch ihre Freigebigkeit umzustimmen? Rot wie die Morgenröte blickt dort eine andere Röte in das Gemach herein: das Gewand des Henkers, und Scheherezade erhebt sich vom Lager . . .

Dem König ist die Szene nicht neu. Nur unterscheidet sie sich von allen vorangegangenen dadurch, daß Dinarsad das Gemach betreten durfte, um von der Eintagskönigin Abschied zu nehmen. Und wie sie hieher kam? O, einfach, Scheherezade hatte darum gebeten. Hätte sie um ihr Leben gefleht, der König hätte darauf nicht einmal geantwortet; aber eine Abschiedsszene in dem Braut- und Armesündergemach, das war neu! Und wie nun Scheherezade sich vom Lager erhebt und die Schwestern einander in die Arme sinken, wovon werden sie reden? Ich denke, hier wird das Einfachste zur Selbstverständlichkeit. Scheherezade, du sollst jetzt sterben; Himmel, warum hast du uns so gestraft; so jung und schön, und plötzlich zu Fäulnis und Verwesung geworfen! So klug, so beredt! Alt und jung sammelte sich immer um dich, dir zu lauschen. Und wenn du zu erzählen begannst, deine bunten und scheinbar so sorglosen und zwecklosen Geschichten, wie gaukelte das um die Sinne. Und wenn uns die Phantasie schon weithin in das Land der Unwahrscheinlichkeiten getragen hatte, wie offenbarte sich plötzlich doch ein Zweck und ein Sinn, der all das Erträumte zusammenhielt und zur bewußten Zweckmäßigkeit und Körperlichkeit gestaltete . . .

Ich weiß nicht, ob Dinarsad gerade so sprach. Ich bin kein Mädchen, bin nicht sechzehnjährig und bin niemals bei einer Szene

gewesen, wo man von einer eben erst dem Manne Vermählten und dabei doch schon dem Henker Geweihten Abschied nahm. Aber ähnlich wird es schon gewesen sein. Und wie sie so unter Tränen fortsprach, kam von selbst und naturgemäß auch das Wort über Dinarsads Lippen: Ach, hätten wir dich wieder, säßest du wieder in unserem Kreise, bei einer deiner wundervollen Geschichten! Soll es denn nie mehr sein? Da deutet Scheherezade mit bitterem Lachen auf den König: Hier, hier frage an! O, ich wüßte schon Dinge zu erzählen, daß man sich totlachen und totweinen könnte; aber ich darf nicht, der Henker wartet und hier gibt man keine Galgenfrist. Und wie nun Dinarsad flehend die Hände nach dem König ausstreckt, welche neue Situation! Glaubte er nicht schon alle Reize der Grausamkeit ausgekostet zu haben? Er hat sich getäuscht. Tausendmal wurden ihm seine Königinnen ins Gemach hereingeschleppt, und dann gab es keine schäkernden Mienen, dann dachten die Betrügerinnen nicht mehr daran, mit den Hurenaugen so fromm wie die Engel zu blicken; und die geilen Busen wogten auch nicht mehr in der Lohe der Liebe, sondern sie waren schon vor dem Tode tot. Entflohen war die verruchte Schönheit; wie gefesselte Tiere, die schon das Messer an der Kehle fühlen, lagen sie da, ganz wie sie es verdienten, ein Abscheu dem Auge wie für den zur Wahrheit erwachten sittlichen Geist. Und jetzt nichts von alledem, sondern etwas ganz Neues, das förmlich den Gaumen reizte: Gespräche, Umarmungen, dramatische Szenen und ein Gerede von Dichtungen und Märchen — und das alles vor dem Schaffot! Ist es nicht pikant, zu denken, daß eine dieser Dirnen, bevor sie zum Tode geführt wird, noch rasch eines ihrer Märchen erzählt? Darum blitzt und glüht es plötzlich seltsam auf in den Tigeraugen, der furchtbare Mund krümmt sich und Schahrjar lehnt sich in die Polster zurück, wie Heliogabalus oder Nero, als er ein Mittel ersann, um den Geschmack der bevorstehenden Hinrichtung noch zu würzen. Die langen, schmalen Finger gleiten durch den Bart und die heisere Stimme ruft: Erzähle! Will mal von meiner Gewohnheit abweichen, Täubchen; statt um fünf Uhr morgens wird heute um sechs Uhr Hinrichtung sein.

Und Scheherezade beginnt . . . Womit? Kommen die prachtvollen Wunderlampen gleich daran, die farbigen Spiele der orientalischen Phantasie, die Seifenblasen mit den aus nichts entstandenen und in nichts zergehenden Regenbogenwelten? Nein: es ist eine

Zweckgeschichte, mit der sie einsetzt und keine aus einem Dresdener Mädchenpensionat. Vielmehr dürfte es nicht viele Männer geben, die den Mut hätten, es ihr nachzutun. Bessern? Das fällt ihr gar nicht ein. Etwas anderes will sie: mutig und zum Tode entschlossen und auch zu sterben bereit, den Stier bei den Hörnern packen und anklagen; und so erzählt sie die erste Geschichte: von dem Kaufmann und dem Geist.

III. Die ersten Angriffe.

Gerechtigkeit, die den Schuldigen begnadigt. (Die Geschichte vom Kaufmann und dem Geist.) Der Kampf um die Gnadenfrist. (Seite 23.) — Scheherezadens „Wenn". (Seite 24.) — Alles für eine Geschichte. (Seite 26.) — Szene im Divan nach der ersten Nacht. (Seite 27.) — Inhalt der Zwischenerzählungen: selbst Mörder werden begnadigt. (Seite 28.) — Und hier ist das Leben von einer Vortragsart abhängig. (Seite 29.) — Notwendig schlechter Vortrag der dritten Zwischenerzählung. (Seite 30.) — Wieviele Geschichten, soviel Gnade. (Ironie auf die Gerechtigkeit.) (Seite 31.)

Aber nun bitte ich nochmals in dem Text nachzulesen, ob hier schon viel von den Springbrunnen der orientalischen Phantasie zu finden ist. Von einer Geschäftsreise zurückkehrend, gelangt ein Kaufmann auf eine kleine Oase, gibt seinem Tier die Weide frei, und verrichtet, seinen Gebetsteppich ausbreitend, nach den vorgeschriebenen Waschungen sein Gebet. An den Fuß einer Palme gelehnt, verzehrt er dann, indes die Sonne untergeht, seine Mahlzeit; einige Datteln, die er in der Zeit zweier Stunden langsam auf der Zunge zergehen läßt, bilden das Abendbrot. Und wie er so halb gedankenlos, halb in Gedanken dasitzt, nimmt er Kern für Kern aus dem Munde, spielt mit ihm, und schnellt ihn, wie wir es bei Tische mit den Brotkügelchen tun, fort. So hat er es bereits drei- oder viermal getan; da, zum fünftenmal Szene — und nun sind wir allerdings mitten im Märchenland. Denn sieh, was durch so eine Winzigkeit, die man wirklich nicht für den Familienschatz aufbewahrt, verursacht werden kann! Unter Donner, Blitz und begleitendem Erdbeben erscheint ein schwertbewaffneter Geist und ruft: stirb für den Mord, den du begingst . . .

Ich saß einst in der Nähe von Sakkahra im Wüstensande und weilte in Mar-Saba in der Steinöde; was ich dort geantwortet hätte, wenn mir plötzlich von einem Geiste mein Todesurteil verkündet worden wäre, das weiß ich nicht. Unser Kaufmann konnte im ersten Augenblicke auch nur stammeln; aber dann summierten

sich ihm die Empfindungen zu Worten, er kniete nieder und sprach: Du bist stark und ich bin schwach, und wenn der Riese den Zwerg so unversehens überfällt, dann hat er ja wahrscheinlich hiefür Gründe. Ist es aber eine unstatthafte und deine Prärogative verletzende Neugier, wenn ich frage, wann, wo, wie und an wem ich einen Mord beging? Statt zu antworten, lacht der Geist und der Kaufmann meint erschrocken: bitte, du irrst, wenn du voraussetzest, daß ich mich herauslügen will. Nein wirklich, es ist so, ich weiß nicht, wann und an wem ich zum Mörder geworden, dies beteure ich dir. Worauf der Geist: du mißverstehst mich; ich lache, weil es in diesem Punkte nicht erst deiner Beteuerung bedurfte. Ich weiß es selbst schon, daß dir unbekannt ist, daß und an wem du das Verbrechen begingst. Und der Kaufmann: Ich staune . . . nämlich über deine Loyalität; unsere Staatsanwälte sind anders. Doch da dem so ist, willst du nicht noch weitergehen? Dir würde dadurch nicht geschadet, das Justifizierungsgeschäft würde nur einen Aufschub von wenigen Minuten erleiden, und mir bliebe bis ins Jenseits die Erinnerung an einen, der beim Kopfabschneiden eine Debatte über die Gründe nicht verpönt. Ich meine also, es wäre interessant, wenn du andeuten wolltest, worin ich schuldig geworden, sowie weiter vielleicht auch, auf welche Weise es geschah . .

Und der Geist: das kann freilich geschehen, es ist kein Grund darüber zu schweigen. Die Sache ist einfach, du bist der Mörder meines Sohnes . . .

Deines Sohnes? . . . Nun, siehst du, daß Reden einer Sache nur nützt. Nämlich, durch diese Mitteilung ist sie noch interessanter geworden, denn der Fall liegt jetzt folgendermaßen: ich habe ja deinen Sohn gar nicht gesehen.

Was aber den Geist nicht in Verlegenheit bringt; im Gegenteil! Du konntest ihn gar nicht sehen, sagt er, da er hier an dieser Stelle unsichtbar vorüberschwebte. Und der Delinquent darauf — es ist, als ob wir ein Märchen von Tschechow läsen: Bravo, Staatsanwalt! Das heißt einmal ehrlich einen Tatbestand klarlegen, und nicht mit kniffiger Verschweigung der für mich sprechenden Umstände. Und muß ich also sterben, so sage ich dir im Tode noch um dieser deiner Aufrichtigkeit willen meinen Respekt. Aber nun noch ein geringfügiger Umstand; du wirst sehen, wie gut es ist, wenn wir uns auch darüber unterhalten. Nämlich, wenn dein Sohn hier

unsichtbar vorüberschwebte, wie und auf welche Weise geschah denn der Mord?

Und nun Lösung des Rätsels: Mit einem der Dattelkerne, die er achtlos wegwarf und den jungen Unsichtbaren ins Auge traf, hatte ihn der Kaufmann getötet — und merkt man noch nicht, was Scheherezade bezweckt? Mit einem Mittel, das niemand für geeignet halten kann, hat der Kaufmann einen Effekt gesetzt, den er weder beabsichtigte, noch voraussehen konnte; und weil er damit jemanden tötete, den er hier weder zu sehen, noch auch zu vermuten vermochte, wird er Verbrecher genannt und mit dem Tode bedroht! Und während sie spricht, durchbohrt Scheherezade mit ihren seltsam ironischen Blicken den König, bis er sie schließlich versteht — denn absurder noch ist ja, was er zu tun gedenkt. Dort in der Wüste unter dem Palmenbaum liegt wenn auch kein Dolus, so doch ein Eventus vor, da der Kaufmann, wenn auch absichtslos, jemand getötet hat. Wofür aber muß Scheherezade sterben? Wem fügte sie Schaden, geschweige ein Unrecht zu? Und das heißt also, daß von ihr gleich in dieser ersten Geschichte ihr eigener Fall zur Debatte gestellt wird; und scheinbar ein harmloses Märchen erzählend, frägt sie trotzig und kühn zurückgeworfenen Hauptes: ist König Schahrjar nicht tausendmal wüster und ungerechter denn der Geist? Schahrjar lachte, als sie den Geist sagen ließ: natürlich hast du niemanden gesehen, weil mein Sohn unsichtbar war. Wie ist es aber erst zum Totlachen und Totweinen, daß Hunderte hingemordet wurden, die nicht einmal etwas verletzt hatten, was noch dünner gewesen wäre, als ein Schatten, und unsichtbarer denn ein Hauch. Und gleichwohl sterben und sterben — und zwar immer gleich, jetzt und sofort, ohne eine Gnadenfrist, während welcher ein Delinquent doch noch die Hoffnung hegen mag, daß sich der Henkersinn ändern wird. Richtig, Gnadenfrist . . . Als der Kaufmann um eine solche bat, zum Zwecke der Ordnung seiner Angelegenheiten, sagte sich der Geist: in der Tat, was bedeuten wenige Wochen oder Monde? Die Rache läuft nicht davon. Wenn der Mann in drei Monaten stirbt, wird ihm der Abschied vom Leben noch immer nicht leicht sein; und wenn ein junges, blühendes Frauenleben so rasch verschwinden muß, wird man nicht auch sagen dürfen: es ist ein zu rascher, früher Tod? Darum sagte der Geist, nichts ist an der kurzen Frist gelegen; und entließ den Mann gegen die Zusicherung ordnungsmäßiger Rückkehr nach abgelaufener Frist.

Nun, und als sich der Kaufmann dann richtig dem Worte gemäß wieder stellte, war es etwa jetzt schon aus und nahm der Geist ihn gleich mit? O, nein! Sondern zufällig trafen, von verschiedenen Richtungen kommend, drei andere Kaufleute unter dem Palmenbaum ein, ein jeder mit einer nicht sehr interessanten Begleitung: der mit einem Maultier am Halfterband, der mit einer Gazelle, die er am Strick führte, und hinter dem Dritten liefen zusammengekoppelt zwei Hunde einher. Und als sie den Kaufmann in Tränen aufgelöst sahen und den Grund erfuhren, waren sie erstaunt und auf das Weitere neugierig — und dieses letztere, daß sie nämlich neugierig waren, ist sehr merkenswert; denn wiewohl Neugier etwas so Einfaches und allgemein Verbreitetes ist, so kann sie doch einmal zu etwas Großem und Besonderem werden. Aber dies nur nebenbei; jetzt ist zum Philosophieren keine Zeit. Genug, sie blieben aus Neugierde; und nun Wiederholung der anfänglichen szenischen Brimborien: Donner, Erdbeben, und meinetwegen mystische Stimmen in der Luft. Bis schließlich auch der Geist mit dem Schwert in der Hand, der Geist der kopfabschneidenden Gerechtigkeit, sich wieder einfindet, und einer der Kaufleute, der mit dem Maultier, ihm zu Füßen sinkend, wie folgt spricht: Wolltest du nicht den Unglücklichen hier begnadigen, wenn . . . wenn . . .

Aber er stockt und die Pause verlängert sich. Zum Teufel, was für ein Wenn? . . . Das Wort würgt ihn in der Kehle, ein so schwer herauszubringender Bissen ist es; und indes er noch an ihm schluckt, richte ich an alle, die heute blasiert alles Einstige als antiquarisch wegzulächeln lieben, die Frage, was für ein Wenn es ist, das der Kaufmann hier meint? Und zwar gebe nicht etwa ich das Rätsel auf, sondern die Erzählerin tut es, und Schahrjar, den sie höhnisch fixiert, empfindet es: ein neuer Dolchstoß bereitet sich ihm vor. Da endlich spricht sie mit einer Stimme, durch die die Erbitterung durchklingt, und Silbe um Silbe langsam betonend: O Geist, und auch du, o König, wollt ihr nicht die dem Tod Geweihten begnadigen — wenn eine Geschichte erzählt wird, die euch interessant erscheint?

Und jetzt, hoffe ich, wird man verstehen. Unsere Fachmänner glauben, Scheherezadens ganzer Witz habe darin bestanden, daß sie einen Mörder mit einigen Geschichten zu kurieren unternahm. Aber ihr Gesellen ohne Seele und Geist, was wißt ihr von den Dichtern? Der Dichter wartet nicht, bis ihr ihm das Unsinnige eines solchen Planes explizieret, sondern kennt besser die darin gelegene gräuliche

Abgeschmacktheit, und kennt sie überdies von ernsteren Quellen her, als ihr mit euren ästhetischen und scheinbar der Natur nachhaschenden Empfindungen. Denn freilich, die kluge Heldin wäre nicht klug und das prachtvolle Gedicht nicht prachtvoll, wenn da mit Märlein aus der Kinderstube auf Seelenfang ausgegangen würde. Der Dichter aber sieht noch tiefer und es geht ihm auch um Wichtigeres, als darum, ob die Handlung seiner Hauptperson gut oder kindisch genannt werden wird. Nicht wahr, was wäre das für eine Welt und was wäre es für eine Phantasie, die mit dem Ernst der Dinge so spielte, daß sie den blutigen Kitzel der Neugierde Richter sein ließe über Menschenleben, und die Frage, ob Delinquent und Delinquentin geköpft werden sollen, davon abhängig machen wollte, ob dort der Geist und hier Schahrsar an einer Geschichte Gefallen findet oder nicht? Doch siehe, es ist gleichwohl keine phantastische und erträumte, sondern im Gegenteil, eine furchtbar reale Welt, in der solches vorkommt: die Welt des Orients nämlich, in welcher das Wichtigste und Heiligste von der Befriedigung der Neugier und von dem Effekt irgend einer Geschichte abhängen darf. Wir haben gesehen, daß das ganze Gedicht national ist, weil es gegen die eine ungeheure Krankheit des Orients, das Kismet, Anklage erhebt, das in die ungeheuerlichen Ausartungen eines menschenfeindlichen Despotismus widerstandslos sich fügte; ferner ist es national, weil es die zweite Krankheit des Orients, die verachtete Stellung der Frau aufdeckt, und im erhabenen Gegenbilde die Frau zu der Gestalt macht, die, aus der Art des Harems heraustretend, zur Rettung des Volkes und der Rasse die dem Manntum obliegende Pflicht auf sich nimmt. Jetzt zum Dritten dürfen wir sagen, daß das Werk in außerordentlich genialer Weise auch darum national ist, weil es mit der Kraft der größten Satyre, die je geschrieben wurde, sich selbst ironisiert, um diesem Volk von entmannten Männern den Grund seiner Erziehung und Entwicklung zur Apathie aufzuzeigen. Denn welches war durch Jahrhunderte der Bildungs- und Entwicklungsgang des orientalischen Mannes?[1] Da saß er über den Koran gebeugt, und wenn er ihn erledigt hatte, war sein Lehrgang zu Ende, und hatte nur noch die dürftige praktische Erfahrung und die Geschichte, die ihm erzählt ward, über ihn Macht. Drinnen im Harem er-

[1] Es ist interessant, daß, wenn man mit vornehmen Türken unserer Zeit spricht, sie genau die gleichen Quellen des nationalen Verfalles nennen, über welche in „Tausend und Einer Nacht" Klage geführt wird.

zählten ihm die alte Mutter sowie seine Frauen und Sklavinnen ihre Geschichten, draußen auf der Gasse sammelte er sich zu anderen Gaffern und lauschte gleich ihnen dem Erzähler von Geschichten; und im Winkel der Moschee, wo der Schriftgelehrte saß, wiederum Geschichten und Geschichten, die einen direkt als Futter für die Neugierde und den phantastischen Sinn, die anderen in Form von Lehrbeispielen, welche der rohen Empirik zu Hilfe kommen sollten. Ein methodisches Sammeln von Geschehenem, ein Suchen von Gleichartigem, ein Feststellen der Bedingungen, unter welchen nach anfangs gleichartigen Strecken die Wege abzweigen und die weitere Entwicklung sich modifiziert; ein Sammeln, um zu abstrahieren, eine Sicherung durch den Besitz von Begriffen, eine Logik, die nach errungenem Besitz derselben konsequent auch die notwendigen Taten fordert: das alles gab es nicht. Und daher die klägliche Erscheinung, daß durch Jahrhunderte Männer von Veranlagung und guten Instinkten gleich dem Rohr hin- und herschwankten, je nach dem Zug des Windes. Erzählte ihnen die Mutter in ihrem Gemach eine aus der Tiefe ihres mütterlichen Gefühls hervorquillende Geschichte, dann sah man sie ihr folgen; erzählte die Odaliske eine andere, dann gehörten sie ihr. Kam der treue Diener mit seinem aus dem Leben gegriffenen Beispiel, dann ging es einen Augenblick vorwärts, gelangte der von Rußland, England oder Frankreich erkaufte Vezier zu Gehör, dann hatte seine Geschichte den Sieg. In Persien, in Indien, in Nordafrika konnte man es ja in unserer Zeit noch am lebendigen Leibe studieren. Unsere Leitartikler sagten und sagen, daß man mit unseren Francs, unseren Sterlings, unseren Markmünzen politische Richtungen erkaufte. O, wie oft war die Sache einfacher, indem das, was der fremde Gesandte zunächst erkaufte, nur eine Geschichte war, die der Imam einem Paschah, der Bey im Palaste einem Großvezier, dieser seinem Padischah erzählte. Das also weiß der Dichter, und uns alle mit unseren dünnen und nichtssagenden ästhetischen Bedenken lacht er zugleich aus, wenn sein grimmiges Lachen ertönt. Denn Furchtbareres geht vor, als irgend eine Motivierungssünde; und es ist keineswegs verzerrt und grob vergrößert, was er dort vom Geiste, hier vom König erzählt. Denn nicht wahr, wie sehr der Geist objektiv im Unrecht ist, so glaubt er sich subjektiv im Rechte und unter allen Umständen weint er ja eben um den Sohn. Da auf einmal die Ankündigung einer Geschichte, die ebenso interessant ist, und das

Schwert, das schon sauste, hält inne, und er lauscht, und der väterliche Schmerz wird abgekauft . . .

Und Schahrsar? Es ist doch die blutigste Beleidigung seines ganzen Sinns und Wesens, wie er da abkonterfeit wird; und wenn er die Erzählerin bisher schon töten wollte, um wieviel rascher wird er es jetzt tun. Denn er spürt die Insulte, überschwemmt Scheherezaden mit seinen Blicken, richtet sich zähneknirschend auf . . . Aber es ist eine Geschichte, eine interessante Geschichte, und Scheherezade ist überdies kapriziert und will nicht heute, sondern erst morgen zu Ende erzählen. Nun, und so habe denn die Dirne diesmal ihren Willen, und die Galgenfrist, die der Geist in der Wüste freiwillig gewährte, die Verlängerung eines Lebens um kostbare Stunden, soll, da es nicht anders geht, auch ihr gewährt sein — und morgen erst, wenn die Geschichte zu Ende, erreiche die Freche der Tod . . .

Wenn Zeit wäre, sich um Geringeres zu kümmern, dann könnten wir uns bei einem Bilde aufhalten, das auch sein Interessantes hat. Im Laufe des Vormittags erscheinen die Veziere im Divan, unter ihnen zitternd und leichenblaß Scheherezadens Vater, mit dem Bewußtsein, nun ebenfalls die Tochter verloren zu haben. Kaum wagt er sich zu erkundigen, denn es ist eine Atmosphäre und Stimmung, wie Tacitus und Camille Desmoulin sie aus den Tagen des Tiberius und des Robespierre schilderten: Weint einer — verdächtig; verbirgt er den Schmerz — warum verbirgt er ihn? — verdächtig! Redet er zu laut, so outriert er und das ist verdächtig — flüstert er, o dann gibt's Geheimnisse und das ist doppelt verdächtig . . . Nun aber flüstert ihm doch jemand zu, daß der Scharfrichter heute keine Arbeit hatte, und wie ihm, so raunt es einer dem andern in die Ohren und aller Herzen pochen in heftigem Schrecken und jeder murmelt: was ist geschehen? Die Nachricht wirkt auf die Verzweifelten, weil sie so unerhört klingt, schier niederschmetternder als hundert Hiobsposten, und wie dann der König erscheint und die Augen in dem stummen, bleichen Gesichte düster funkeln, verstummen alle und sind mutloser, verzweifelter, gebrochener, als je zuvor . . . Welcher Dichter schrieb ja eine solche Szene, die doch im Leben so häufig vorkommt und die nur eine von den tausenden ist, mit denen, den ganzen Reichtum der Natur atmend, uns dieses Gedicht überschwemmt? . . .

Aber weiter, es ist für Details noch keine Zeit. Die Grundrisse

des Ganzen sind es, die uns noch beschäftigen; und nun frage ich alle, die uns „Tausend und Eine Nacht“ als den Urwald zügellos-üppiger Phantasmen schildern, wiederum, ob es wohl sehr für solche Phantastik und Farbenfreude zeigt, was man von Scheherezade weiter vernimmt. Der Kaufmann mit der Gazelle nämlich beginnt mit Erlaubnis des Geistes seine Geschichte, und siehe, die ist so mager, daß sie allem eher ähnlich sieht, denn einem Erzeugnis aus dem Farbenland der Phantasie. Und wohl gemerkt, der Dichter selbst führt die Sache so, daß dies Nichts von einer Geschichte dem Geist nicht imponiert und ihm nicht das Gnadenwort abringt, so daß der Delinquent nach wie vor dem Tode verfallen erscheint. Und was der zweite, der mit den Hunden, erzählt, ist noch plumper, während der dritte, der Mauleselmann, schon gar unter aller Kritik erzählt. Nach fünfzehn oder zwanzig Zeilen hilflosen und abrupten Stammelns gelangt er schon ans Ende, so daß wir, die wir Kunst, Vortrag und Aufbau gewöhnt sind, enttäuscht über diese Sandstätten dahineilen; und ist das also die gerühmte Zauberbuntheit des Orients? Doch genug des Versteckenspiels! Es hat einen Grund, daß da alles plötzlich sich so spitz und schmal gibt. Es ist, wie wenn der Atem kurz wird, sobald man aufgeregt an den äußersten Rand eines Abgrundes gerät. Du willst — das war das erste Wort — um eines Effektes willen töten, der weder beabsichtigt noch vorauszusehen war, und was nun die neuen Männer berichten, ist die direkte Fortsetzung dieses Anfangs. Denn der mit der Gazelle meldet von einer Sarah, die die kindgesegnete Hagar aus Eifersucht tötete, und gleichwohl Gnade findet, weil in ihr doch eine Liebe, ein menschliches Fühlen war. Und ein anderes Verbrechen, Undank zweier Hunde, die ihren treuen Bruder morden wollten, findet Gnade, weil der billige Sinne nicht mit der Absicht allein rechnet, sondern auch damit, daß der Mord, einerlei wodurch, vereitelt ward. Gestraft wird hier wie dort, die Schuldigen werden in Tiere verwandelt, weil sie durch die Untaten ohnehin zur Tiresstufe herabgesunken sind. Allein in allen diesen Fällen ist — und das ist der Sinn in diesen aus Torheit mißachteten „Metamorphosen“ — mit der Verwandlung auch die Möglichkeit der Rückgewinnung der menschlichen Gestalt gegeben, wenn in langem Büßerleid der Schuldige sich wieder zur Menschlichkeit geläutert hat. Also nicht Ungeschicklichkeit ist's, wenn Scheherezade gleich an der Schwelle, wo jeder so reizvoll als möglich zu wirken sucht, diese dürren Geschichten vorbringt; denn

sie sind ja gar nicht dürr, und dem Mörder auf dem Throne klingen sie am allerwenigsten dürftig, sondern sie treffen im Gegenteil mitten in das Herz seiner Despotie. Für einen blutigen Mord gab es eine Gnade, und ebenso für einen noch verruchteren Mordanschlag, weil, einerlei wodurch, der Effekt der Absicht ausgeblieben war. Ich aber sowie die vielen vor und nach mir sind unschuldig — und du schlachtest uns hin . . .

Und die Anklagen der Erzählerin stehen damit nicht still. Es gibt Geister, die stehen an Intellekt, Ethik und Bestimmung tief unter dem Menschengeschlechte, und gibt es eine grausigere Komik, als wie der Geist da spricht: keine eurer Geschichten gefällt mir ganz, und durch keine ist also das Leben des Delinquenten losgekauft worden; aber damit ihr euch nicht umsonst geplagt habet, sei jedem von euch ein — Drittel seines Lebens geschenkt! . . Wir, die Leser, lachen darob, und vielleicht lacht eine Sekunde lang in seinem Innern auch Schahrjar, bis ihm klar wird, daß das erst recht das Spiegelbild seiner selbst und Scheherezadens ist. Denn für die gelungene Geschichte dieser Nacht schenkt er ihr heute ein Quentchen ihres Lebens, und unter der gleichen Bedingung morgen und übermorgen wieder eines, doch nimmermehr schenkt er ihr ihr Leben ganz. Denn versagt die Posse einmal und bleibt die Befriedigung des Phantasiegelüstes aus, dann wartet wieder dort der Geist und hier der Henker; und so ist es doppelt falsch, wenn man sagt, daß hier armselige Überbleibsel einer primitiven Vortrags- und Erzählungskunst sind. Sondern im Gegenteil, Scheherezade erzählt absichtlich schlecht, weil es ihr nur so gelingen kann, die blutige Pointe hervorzutreiben: Hier in Schahrjars Welten ist das Leben nicht von der Frage nach Recht und Unrecht, sondern von einem in Fragen des Rechts nicht zugehörigen ästhetischen Gefühlserreger abhängig, von einem Plus oder Minus an Vortragskunst.

Aber noch etwas bin ich schuldig geblieben, nämlich[2] die dritte und letzte Geschichte, die auch die kürzeste und am elendesten zugeschnittene ist. Doch ist der Grund dieses Zuschnittes diesmal ein anderer. Bisher zeichnete die Ironie das Bild, und der stechende Blick sagte: diese milde erledigten Prozesse finden nicht deine Teilnahme — sie sind primitiv inszeniert und sagen nichts der Absurdität. Jetzt aber ist es ein neues Gefühl, ist's herzbebende Angst,

[2] Weil, S. Nacht.

aus der heraus Scheherezade fortfährt: Und du, der du nur das Töten kennst, wie wardst du nur so? Es ist, als ob sie spräche: Ich verstehe, du meinst wohl, es gibt eine Grenze des Verzeihlichen. Man kann der Frau vergeben, meinst du, die aus Liebe die glücklichere Rivalin töten wollte, und auch die von Brüdern am Bruder verübte gräuliche Undankbarkeit ist das Verräterischeste nicht. Doch Untreue der Frau, die man liebte, und noch mehr: qualifizierte Untreue, die von einem Engel läßt und sich an einen Molch wegwirft, — nicht wahr, gegenüber diesem Verbrechen, durch welches du selbst im Herzen bluteteſt, erscheint die Verzeihung undenkbar? Nun denn, laß dir berichten, was der dritte, der mit dem Maultier, erzählte. Und überhaupt kaum mehr sprechend, sondern im Flüstertone, „mehr mit dem Ende, als mit dem Anfang eines Atemzuges“ erzählt Scheherezade die Erlebnisse dieses Dritten. Er heiratete, liebte, und das Weib schwor ihm Treueide: da verreiste er wie in den französischen Romanen, und fand sie heimkehrend in den Armen eines anderen ... Also die alte Geschichte vom gehörnten Philister? O nein, jetzt ist keine Zeit für Lustspiele. Denn sie, die Lichte, Weiße, die wie ein Sonnenkind aussah, lag nicht einmal in den Armen eines Geschöpfes, wie wir sind. Sondern ärger war's -- und die Erzählerin hält inne, und blickt erregt, tränenvollen Auges auf den König. Und er — warum dieses Auffahren, warum verfärbt er sich und ballt zähneknirschend die Fäuste? ... Ah, habe ich's getroffen? Sitzt der Stich und es ist deine eigene, im Geheimnis des Harems erstickt geglaubte Geschichte, die ich dir erzähle? Ja, nach Hause gekommen findet der Mann, der da anbetete, die Geliebte in den Armen eines elenden Schwarzen; und noch mehr, da sie sich ertappt sieht, will sie den Betrogenen gar auch noch töten. Dies ist der Inhalt dieser dritten Geschichte, und man begreift nun, daß Scheherezade nicht dazu kam, das alles in solcher Reinheit zu definieren. Denn aus dem Munde des Königs kommt ein leiser Schrei, und wer wird so ungeschickt sein, das Wagnis einer solchen Enthüllung noch zu übertreiben? Nämlich im Tone; in der Hauptsache aber, die heilig ist, gibt es keinen Verzicht. Wovon sprachen wir? Richtig, von der Angemessenheit der Strafen. Nun denn, alles ist verzeihlich, sagteſt du, nur die Untat einer Treulosen, die sich so entwürdigte, nicht — und ich dichtete ihr noch sogar einen Anschlag auf den betrogenen Gatten hinzu. Und wie spricht die Gerechtigkeit? Ob du mich auch mit den Augen durchbohrst: nimmermehr Tod,

da der Mord nicht gelungen, sondern die zum Tier Hinabgesunkene soll in ein Tier verwandelt werden; und selbst sie kann sich noch zurückfinden zur menschlichen Seele und Gestalt.

Was tut nun Schahrjar? Tötet er sie? Es ist ein entscheidender Augenblick. Aber der Augenblick geht vorüber, und nun wirft sie sieghaft den Kopf zurück und schlägt lachend in den komischen Ton über: Was bleibt noch zu erzählen, die Geschichte ist aus. Aber nein, noch gibt es einen Schlupfwinkel, in den hineinzuleuchten es der Mühe wert ist, und den Augen dieses Mädchens entgeht nun einmal nichts. Wir sahen eine Frau, die eine Rivalin tötete, zwei Kaine, die die Ermordung eines Abel planten, und einen Engel, der sich wirklich an einen schwarzen Sudel wegwarf, und keiner dieser Fälle schien dem Geiste besonders interessant. Doch alle drei zusammen interessierten ihn, und da auf jede der Geschichten das Drittel eines Lebens als Lohn entfiel, so schenkte er den Erzählern schließlich das ganze Leben des Delinquenten; und ist er also nicht gottvoll komisch, dieser das Interesse plump und mechanisch summierende Geist? Doch wenn wir gehörig gelacht haben, wollen wir uns besinnen, daß diese Arithmetik am Ende doch einem Unschuldigen zur Rettung gereicht hat; während andere, die mit ihrem Witz die Unmenschlichkeit einer solchen mechanischen Zusammenrechnung schon ganz gut begreifen, gleichwohl nur immer wüten und morden, und größere Bestien sind als der Geist.

IV. Fortsetzung. Undankbarkeit, die den Retter mordet.

(Geschichte vom Fischer und dem Geist.) Das Siegel Salomonis. (Seite 32.) — Melancholie. (Seite 33.) — König Junan, der Wicht auf dem Throne. (Seite 34.) — Die weiße Dame von Ispahan. (Seite 35.) — Der Verratene und Versteinerte. (Seite 36.) — Sichtbare Wirkung auf Schahrjar. (Seite 37.)

Scheherezade faßt also den Stier bei den Hörnern, und es ist ihr eigener Fall, bis in die letzten Beziehungen ausgearbeitet, den sie zur Debatte stellt. Der König betrachtet sie erbittert und erstaunt; was wagt dieses Mädchen? Doch es ist, als ob sie sich zu Tode lachen wollte, und dann fährt sie fort: Ich weiß noch eine Geschichte mit einem Geist, mit dem ging es anders — soll ich sie erzählen, oder wirst du mich gleich töten? Und sie erzählt die zweite Geschichte von dem Fischer und dem Geiste.[1] Da ist ein armer Fischer, dem heute gar kein Fang glückt; je öfter es ihm mißrät, desto mehr Mitleid mit seinen Mühen und ob seines rührenden Gottvertrauens empfindet man. Doch als er endlich etwas aus der Tiefe des Meeres heraufzieht, ist es eine mit dem Siegel Salomonis verschlossene Flasche, in welche der große König vor tausend Jahren einen verfluchten Geist gebannt. Bis hieher hält die Erzählung den Zuhörer in der richtigen Märchenstimmung, in Erwartung des Unbekannten, schließt sich dann aber plötzlich groß und immer überraschender wieder dem Hauptthema an. Denn der Fischer entsiegelt die Flasche, gibt dem Gefangenen die Freiheit wieder, und bis zum Himmel anwachsend und das ganze Land ringsum überschattend, entsteigt dem Behältnis ein schwarzer Rauch. Und in der furchtbaren Wolke erkennst du auf einmal die Konturen eines Wesens,

[1] Bei Weil, der hier die Geschichte der 40 Veziere miteinbezieht, Nacht 8—31; bei Henning, Reclam (der überhaupt, übrigens auch glaubhafter, eine andere Einteilung der Nächte hat) Nacht 3—9.

von dem jeder empfindet: es ist finster und allgewaltig, wie König Schahrjar selbst. Man wird meinen, daß ich willkürlich deute; doch Frage und Antwort und die unmittelbar auf Schahrjar zielenden Absichten stehen in sichtbarer Ausmalung in dem Text. Denn was ist der Sinn? Einer ist gefangen und der andere befreit ihn; einer lebte im Dunkel und der andere hilft ihm zum Licht auf; einer ist verflucht und verloren, und der andere will ihm die Sonne ins Gemüt wieder schenken — und der so gerettet ward, wie lohnt er die Tat? Er ruft: Knie nieder, eben für diese Tat muß du sterben; und Untergang also nicht nur dem, der dich wissentlich oder unwissentlich verletzte, nein, Untergang auch demjenigen, der dir Rettung bringt! Und nun entwickelt sich einer jener Dialoge, durch die das orientalische Meisterwerk an Shakespeare, an die Bibel, an das Nibelungenlied gemahnt. Denn der Geist ist Schahrjar selbst, und durch den Mund des Märchenfischers spricht zu ihm Scheherezade: ist das der Dank für die freiwillig Gekommene, die dich dem Meere deiner Melancholie entreißen will?

Ja, man lese die Stelle: um was sonst geht es? Und auf Scheherezadens Klage kann einzig nur die Melancholie so antworten, wie es hier geschieht. Denn der Geist erwidert: Was weißt du von dem Wesen der alles zerfressenden und vernichtenden Melancholie? Als ich endlose Nächte auf dem Grunde des Meeres gefangen lag, sprach ich zu mir: der Reichste soll werden, der mir die Ruhe zurückgibt. Niemand kam. Ich schwor in weiteren endlosen Nächten, den mächtig zu machen, der mir die Finsternis aus dem Herzen reißt, und es schrie in mir nach der Seele, die kommen würde, mein Elend zu tilgen. Niemand kam. Und meinst du, daß solche nachtschwarze Einsamkeit sich leicht trägt? Da niemand von mir zu wissen schien und mich erhörte, verfluchte ich endlich, zerfressen von Wut, dieses furchtbare Dasein, und in mir ward es klar: ist es nicht überhaupt Wahnsinn, dieses Leben mit seiner Pest, seinem Elend und seinem Wahnwitz zurückzusehnen? Und kommt einer doch noch, mich der Nacht zu entreißen — zu spät! Wenn zur Empörung über das erlittene Leid die Empörung sich gesellt, daß man ihm entrissen werden wollte und niemand kam, der die rettende Hand hinhielt, dann wird das Herz zu einer einzigen schwärenden Wunde. Und wofür nun danken? Dafür, daß du wie zum Hohne jetzt gekommen bist, wo alles an mir bereits in Eiter aufging? Nun denn, an dir kühle ich am meisten und wildesten die Wut.

Schahrjar horcht. Was sagt sie da? Mich zu retten kam sie? Sich nennt sie frei, mich gefesselt und den Gefangenen meiner aus tausend Quellen fließenden Menschenfeindschaft — und durchschaut und weiß es, trotz der blutigen Kruste, die sich um mein Gemüt legte, wie und wodurch ich so geworden bin? Und in diesem psychologisch so bedeutsamen Augenblick erscheinen, wenn auch in eine andere eingebettet, zwei ganz kleine Geschichtchen, wieder aller Kunst entbehrend und so einfach, und für Schahrjar doch so wohltuend. Denn ich weiß, ich weiß, sagt sie: nicht alles, was Mord ist, ist auch niedrig, und nicht alles, was wie Undankbarkeit aussieht, ist Undankbarkeit. Durch List in Irrtum geführt,[2] tötet ein Herr seinen Papagei, der als treuer Diener die Ehre seines Hauses bewachte, und ein anderer tötet im Jähzorn seinen treuen Falken, der ihn mit seinem Herzblut vor dem Gifttrunk bewahren wollte — und doch, die schmutzige und die Seele besudelnde Undankbarkeit war dies nicht. Und wie nun erst dein tragischer Fall! Denn dieser dein Trieb zur allgemeinen Vernichtung, er wohnt in der Verzweiflung, die sich in sich selbst verbohrt und den Retter nur darum mit wütenden Schlägen zurückweist, um sich desto tiefer in die Selbstqual einzugraben. Und während die ganze Welt vor dir als dem Mann mit dem Felsenherzen schaudert, strebst du mit dem Hinmorden anderer jammervoll doch nur der Selbstvernichtung zu . . .

Es ist klar, um dieses letzte Geheimnis einer abgrundtief sich versteckenden Seele zu wissen, und daran nicht zu vergessen, trotzdem man selbst jeden Augenblick den Tod erwartet, das ist etwas, was vielleicht auch nur die Frauenseele vermag. Und dieses mitten in der Anklage liebreiche Wissen Scheherezadens um Schahrjars Seele ist es, das ihn zu allererst tiefinnerst weich macht, so daß er still und für sich, von niemandem gesehen, blutige, blutige Tränen vergießt. Und bald können wir, die Leser, es noch deutlicher merken, daß sie seine Undankbarkeit nicht mit der aus gemeiner Quelle fließenden verwechseln will; denn wie kontrastieren sie gegen die sie einschließende große Geschichte von Junan und Duban[3] vom Wicht auf dem Throne

[2] Bei Weil in die Geschichte der 40 Veziere eingefügt N. 14. Bei Henning beide Geschichten zusammen N. 5.

[3] Eben daß er mich gerettet hat, spricht Junan, beweist, daß Duban auch die Kraft besitzt, mich zu töten, und so befiehlt er ihn hinzurichten . . . Das ist schrecklich, aber noch nicht gemein. Der Verurteilte bittet um eine Gnadenfrist, um seine Angelegenheiten zu besorgen; sie wird verweigert, weil

und seinem Lebensretter, dem unglücklichen Arzte, den er zum Danke tötete. Doch halt, hören wir recht, spricht sie nicht am Ende doch von Schahrjar, und ist nicht am Ende doch er der königliche Schuft, dessen Bild sie da malt? Denn sie erzählt[4] von einer armen Gazelle, die soll und muß um jeden Preis hingemordet werden . . Aber warte, Schuft, noch hat der Jäger nicht die Gazelle,[5] noch hast du mich, noch der Geist den Fischer nicht getötet — im Gegenteil! Der Fischer lockt den Geist in das Behältnis, wie ich dich in die enge Stunde dieser Erzählung zurück. Und deine gefangene Wut duckt doch wieder unter, denn auch wir haben das Siegel Salomonis, das wir aufdrücken, um dich gefangen zu halten, und das sind die Erzählungen hier, die Siegel des Genies . . .

Und sie erzählt: wie der in die Gewalt des Fischers zurückgekehrte Geist endlich gut tut, wie er Eide leistet, die halten, und wie er den Mann zum Lohne an einen See weist, aus dem er vier Wunderfische holt. Die verkauft er in die königliche Küche und — alles schwebt so zwischen Seltsamkeit und irisierender Persiflage — plötzlich klopft es in der Küche und die Wand spaltet sich, eine Dame, eine Lilie in der Hand, tritt heraus, eine Lichterscheinung, und wendet sich dem Herde zu. Da werden die Fische lebendig, in der Zaubersprache wird konversiert, die Pfanne umgestürzt, die Fische verkohlen . . . Dann verschwindet die Erscheinung, und der König, dem man es meldet, schüttelt den Kopf: das ist Akt Nummer eins. Aber nun wartet, ihr werdet lachen, denn der Fischer holt neue Fische, und diesmal steht der Vezier des Königreiches selbst mit Schürze und weißer Mütze am Herde — und wieder die Geschichte mit Wand, Pfanne, dunklen Zaubersprüchen und dem Entschwinden

eben die Angst gebietet, ihn sofort zu töten; und auch das ist grausam und schrecklich, aber noch nicht gemein. Da bittet Duban doch noch um eine letzte Frist, aber nur um aus einem verborgenen Versteck ein zauberisches Kleinod, ein Wunderbuch, das er dem König hinterlassen will, zu holen; und das ist etwas anderes! Und aus Habgier und Neugier nach dem Buch bewilligt der Schuft jetzt die Gnadenfrist, die er früher zur Versorgung der Kinder des Unglücklichen verweigert hat.

[4] Bei Henning-Reclam, in der Geschichte vom Falken. 5. Nacht.

[5] Schon ist um die Gazelle der Kreis eng und enger gezogen, und schon ist sie verloren, da richtet sie sich auf. Und blickt mit ihren Gazellenaugen auf den Mörder, schreitet auf ihn zu, aufrecht, gleich einem menschlichen Wesen, und faltet gleichsam die Hände und fleht, und — springt über ihn hinweg.

der Gestalt nach Verbrennung des märchenhaften Fischgerichts. Und da die Dinge so wunderbar sind, steht zum dritten Male nicht Köchin noch Vezier mehr, sondern der König vor dem Kochtopf, und wir fragen endlich: König am Herde mit der weißen Mütze und der Schürze, wo soll das hinaus? Und gleich uns lächelt auch Schahrjar zum ersten Male seit blutigen Jahren . . . Aber da Scheherezade es sieht, wird ihr Blick plötzlich seltsam dringend und fremd, und ihre Stimme senkt sich jäh. Denn wenn die Wand sich zum dritten Male spalten wird, meinst du, werden wir die weiße Dame aus der Hofburg von Ispahan wieder gewahren? Irrtum, König, sondern ein riesig gewachsener, abscheuerregender Schwarzer ist's mit halb durchschnittenem Halse, der hervortritt; und nun lustige Introduktion sei zu Ende, Schahrjars Geschichte ist wieder da . . . Und Scheherezade erzählt: Der König am Herde, über den wir so lachten, war in Wahrheit einer, den es nicht ruhen ließ, solange er dunkle und schauerliche Zusammenhänge unenträtselt wußte. Aller Gefahren spottend machte er sich also selbst auf den Weg und erkundete die Wahrheit, und fand mitten drin ein Menschenbild, das sah ganz wie Schahrjar aus: halb Mensch, halb Stein. Denn was ist Schahrjar sonst? Verrat und Erniedrigung haben ja auch ihn so zu Stein verwandelt; und etwas Ähnliches entdeckt also der Märchenkönig auf seiner mutigen Wanderung in einem Palaste auf dem Grunde des Märchensees: einen Mann nämlich, dem der Adel im Gesichte geschrieben steht, aber hilflos und zur Hälfte in Stein verwandelt, und die die Verwandlung vornahm, das war eben jene weiße Dame; und jetzt — jetzt sprechen wir ein wenig davon! Als nämlich Scheherezade in der Geschichte vom Kaufmann und dem Geiste zum erstenmal von der verworfenen Liebe zu einem Schwarzen zu sprechen begann, mußte sie rasch abbrechen und es blieb keine Zeit zum Herumtasten am schmerzenden Nerv. Jetzt aber ist der Kranke, wie nennen wir's, gefesselt oder vorbereitet, er hält still und die Sonde kann tiefer gehen. Wie war's? Schämte sich die Elende bei der Entdeckung und warf sich Schahrjar zu Füßen, brach im Schuldgefühl zusammen und flehte um raschen Tod? Ach, hier in den Gegenden dieses Zauberseees geht es wahrer und schrecklicher zu, und nach natürlichen Gesetzen und unerbittlich entwickelt sich die Perversität. Als die Frau hier von dem Gatten sich entdeckt sieht und die Wunde am Halse des Geliebten wahrnimmt, da gibt es in ihr nicht eure erträumte Umkehr, sondern im gesteigerten Haß läßt sie, da sie die

Macht hat — und wie oft müßte es heißen: wenn sie nun die Macht hat! - - den Mann nur darum am Leben, damit sie ihn mit ihrer Bestialität täglich neu umwüten kann. Und gleichzeitig,

. . . Habt Ihr Augen?
Die Weide dieses schönen Berg's verließt Ihr
Und mästet euch im Sumpf! Ha, habt Ihr Augen?

gleichzeitig treibt es sie in noch wilderer Leidenschaft zum Sklaven, dessen Unrat ihr lieber ist, als ein Dasein an der Seite eines Engels . . . Da allerdings ist es einfache Gerechtigkeit, wenn der König, der anfangs Fische kochte, nun mannhaft und klug das Mittel findet, die greuliche Verbrecherin und ihren Schwarzen ebenso zu töten, wie der Schuft Junan getötet worden ist.

Nicht mit einem Worte sagt uns der Dichter, wie dies alles auf Schahrjar wirkte, denn der schmale Rahmen verträgt keine Ausweitungen. Aber ist es nicht selbstverständlich? Scheherezade will ihm in die Augen sehen, doch er hält das Gesicht abgewendet und nur ein leises Beben seines Körpers verrät, was in ihm vorgeht. Im Orient weint man nicht soviel, da haben die Männer mehr Haltung, mehr Schweigen; lautlos und von niemandem gesehen fallen die Tropfen schmerzhaft und sengend in die zerrissenen Seelen. Allein dieser König, der sich da mit seinem Elend versteckt und dem die Schultern zittern, das ist ein Anblick, von dessen erschütternder Gewalt nur jene wissen, die einmal einen Mörder heimlich Tränen vergießen sahen.

V. Retterin oder Rächerin?

Die Schwester der Judith. (Seite 38.) — Wie sie zu hoffen beginnt (Seite 39) — und der Hoffnung wieder Einhalt tut. (Seite 40.)

Ich wiederhole, daß man bei uns nicht einmal darauf geachtet hat, was der Dichter eigentlich von Scheherezadens Plane berichtet. Kam sie wirklich nur, mit ihren Märchen ausgerüstet? Die richtige Tochter Judiths, brachte sie auch einen guten Dolch mit, um zuzustoßen, wenn es nicht anders ging: zuzustoßen nach der ersten offenen Anklage, d. h. nach der Geschichte vom Kaufmann und dem Geiste; zuzustoßen nach der Geschichte vom Fischer und dem Geiste, wenn ihr Inhalt den König besonders empörte; und überhaupt zuzustoßen in jedem Augenblicke, wo es ihm einfiel zu sagen: nun genug und jetzt hinaus mit dir auf's Schaffot. Und da begreift man nun den wahren Sinn der Geschichte vom König Junan, dem Schufte[1] sowie dann von der Gazelle, und daß es kein bloßer Scherz war, wenn da ein gefangenes Wesen in Gestalt dieser Gazelle sagte: wir Erben Dubans, ob auch scheinbar hilflos, sind klug geworden, und heute hat selbst der Schwächste den Stärksten noch irgendwie in seiner Hand. Duban, der große Naive, der als Arzt den Kranken, als Wohltäter den Lumpen, als der Geniale den kleinen Philister, als großer Minister den erbärmlichen Regenten rettete und reich machte, Duban, der Unglückliche, wußte von dieser Fähigkeit auch des Schwachen, sich der Gewalt und Tücke zu erwehren, noch nichts; erst im Augenblicke des Todes sorgte er für Strafe, aber er selbst starb dahin. Wir, seine Erben, haben von seinem Beispiel gelernt und ein Mittel gegen Wut und Krallen gefunden. Kennst du es nicht? Da sieh, es ist nicht nötig, immer nur davonzulaufen; wir haben die List, die dich, Elender, in die Flasche zurücklockt und das Siegel

[1] In verschiedenen Ausgaben folgt hier noch, wie gesagt, die Geschichte von der Königin Chansade und den vierzig Vezieren. Warum sie nicht hierher gehört, erörtere ich an anderem Orte.

Salomonis darauf drückt, wir haben das Genie. Und hilft auch das nicht, dann bleibt noch immer der Dolch . . .

Und das heißt: über ihr, aber auch über Schahrjar schwebt ununterbrochen das Schwert, so daß er sich selbst das Urteil spricht, wenn er es über sie spricht; will er, daß sie sterbe, dann wird er ihr im Tode vorangehen. Und da meine ich wohl, daß man fragen darf, in welcher Stimmung sie alle diese Tage verlebt? Vorleser und Schauspieler dürfen sich tagsüber in Ruhe die Stücke und Szenen zurechtlegen, mit denen sie am Abend vor das Publikum zu treten gewillt sind; doch Scheherezade ist nicht in diesem Fall. Sie hat ihrem Zuhörer erst ein ungeschlachtes, dann ein wütendes, dann ein schmutzig und schuftisch-junanisches Parallelbild vor Augen zu halten, und hat neben der Richtung auch die Intensität des Stoßes, mitten im Messerschnitt auch zu berechnen, daß er nicht zur Unzeit und über Gebühr schmerze. Und täglich muß sie sich zu alledem auch noch neu sagen, daß es möglicher Weise zu nichts führen und die Erzählerei vielleicht heute schon zu Ende sein wird. Wenn unser Leser überdrüssig wird oder die Zuhörer unserer Künste ermüden, dann entläßt man uns, klappt das Buch zu, und aus. Aber wenn in Schahrjars Gemach die Wirkung versagt, dann herbei mit dir, Henker — und so ist diesem Weibe jeder Sonnenaufgang bisher eine Rettung vor dem Äußersten gewesen, und mit jedem Abend, da sie Schahrjars Gemach betritt, ist die Gefahr wieder da. Darum ist es so klar: für sie wird jeder Blick und jede Bewegung des Königs zu einem Ereignis, alles hat unaussprechliche Bedeutung und kündigt ihr den Gang des Schicksals an. Und während sie mit der Anstrengung aller seelischen Kraft täglich neu auf ein vielleicht ephemeres Ziel hin losfabuliert und erfindet, späht und lauscht sie mit allen Sinnen auf Schahrjars Blicke, die Bewegungen seiner Hände, das nervöse Zucken seiner Lippen, das Runzeln seiner Stirn. Übt sie Wirkung — übt sie keine? Ja, eine hat sie bereits bemerkt, das war, als er lachte, und neun Tage weilte sie ja auch schon bei ihm, ohne daß er den Todesbefehl gab. Und jetzt eben, war es möglich, daß sie sich täuschte? jetzt schüttelten ihn die verborgenen Tränen im Krampf; und war das nicht Sieg, gewonnenes Spiel, schon? . . . Und endlich, endlich, jubelt es in ihr auf.

Da plötzlich halt! Himmel, um deiner Barmherzigkeit willen, mach sie nicht zu früh berauscht und raub ihr den Verstand nicht, dessen sie so sehr benötigt und der allein bisher sie geführt! Und ge-

rade an diesem Punkte, da sie sich selbst zuruft: juble nicht zu früh, folgt die Geschichte von dem Lastträger und den drei Fräulein, die Scheherezade nicht mehr bloß von den in dem König arbeitenden Dämonen, sondern auch von sich und aus sich selbst erzählt. Denn sie ist nicht bloß die Sprech- und Belehrungsmaschine, die immer nur Illustrationen der Person Schahrjars liefert, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, mit seinem eigenen Hoffen und Beben, ein Wesen, das unter Herzstößen auch seinem eigenen Schicksal nachsinnen muß.

VI. Die Gesänge von ihrer eigenen Not.

(Die Geschichte von den drei Fräulein. Scherzo vor der Tragödie. Seite 41. Wer weiß, was kommt? Geschichte des ersten —) (Seite 42.) — und wie man dir lohnt? (Geschichte des zweiten — (ibid.. Das eherne Herz. (Geschichte des dritten Kalenders.) (Seite 43. — Vielleicht doch Judiths Ende. (ibid. — Schicksal der Größe: Spott und Undankbarkeit. (Seite 44.

Anfang der neuen Partie wieder ein über die wahre Absicht hinwegtäuschendes Scherzo mit all den liebenswürdigen Nichtigkeiten des Alltagslebens: Einkauf auf dem Markte, goldene Pfirsiche und rote Äpfel, nebst Backwerken, Datteln, Wein und Scherbett. In der früheren Geschichte war's eine königliche Küche, in die Scheherezade uns führte, hier trägt ein Lastträger den Einkauf einer reizenden Frau nach Hause und erhält als kluger Clown die Erlaubnis zum Verweilen bis tief in die Nacht.[1] Sodann öffnet sich aber das gastliche Heim noch sechs anderen spät kommenden Fremden; man lacht und musiziert, eine Insel der Glücklichen scheint das Haus geworden — da plötzlich sieh, wie man sich hüten muß, nach den zur Schau getragenen Mienen zu urteilen, weil man nie wissen kann, ob sich nicht hinter der Fröhlichkeit eine blutige Tragik verbirgt. Denn wie es Mitternacht wird, wird bei einer der Damen ein ganz mit Striemen bedeckter Oberkörper sichtbar, und die andere läßt zwei Hündchen herbeiholen, die sie unter Tränen küßt und dann mörderisch schlägt. Die Gäste wallen auf und wollen es wehren, Sklaven stürzen herbei, bereit sie für dieses ihr Unterfangen zu töten; man begnadigt sie um den Preis, daß sie jeder

[1] Weil N. 32 u. ff. Die Superklugen nehmen das Ganze wegen der anfänglichen tollen Skurillität und Ungebundenheit (siehe den ungestrichenen Text in der Inselausgabe) für sehr seruell lustig. Sie kennen nicht das Geheimnis der b e w u ß t irreführenden Ouverture.

seine Lebensgeschichte mitteilen. Und wie sie beginnen, wird daraus in anfangs entfernteren, dann näheren Symbolen das Bild von Scheherezadens eigener Situation und Not.

Denn wie jetzt schon jubeln, da das Schicksal uns auf tückischen Wegen nachschleicht und der Becher oft mitten in der Freude zerbricht. Da nimm einen Fall: mitten im Vergnügen, auf der Jagd, mitten in der Waldesfreude, triffst du plötzlich einen, der noch dazu unversöhnlich ist, ins Auge. Nachher bist du im Kreise deiner Lieben, mitten in der Wiedersehensfreude — und wirst Mithelfer des Schicksals, das den Gastgeber zweier Kinder beraubt. (Erster Kalender.)[2] Oder anderer Fall;[3] es lebt eine Frau mitten im Waldversteck; ein Zauber, der sie der Welt entzieht, ist um sie gewoben; da erscheint ein trunkener Übermut und bringt ihr für ein Herz voller Liebe den Tod. Und ist eine wunschlos und glücklich, da kommt es über sie, den trunkenen Narren, der jener oben den Tod gebracht hat, zu entzaubern; und gelingt es ihr auch, wie es der Eudotheia des Odysseus gelungen, was hilfts? Der Narr wird gerettet, und sie, die unschuldsvolle, die Retterin stirbt. Und da ist also in diesem, das Gewand einer Erzählung erborgenden Sange deutlich Scheherezadens eigene Lebensfrage enthalten. Denn sowie hier eine Wertlosigkeit weiter lebt, so wird künftig wer weiß wieviel Leichtsinn und wieviel Miserabilität und Unwert, der sonst dem Richtschwert verfallen wäre, gerettet sein und im Sonnenlichte sich ergehen, indes Scheherezade zugleich mit dem Schlächter, den sie vielleicht doch noch wird töten müssen, als Opfer im Grabe modern wird. Und nun reicht eine Note der andern die Hand, und es ist zuweilen,[4] als hörte man Achill über den Entschluß weinen, der ihn groß werden hieß. Wie glücklich war sie! Wer zwang sie dazu? Weh dem, den der innere Drang aus der glücklichen Enge der Heimat auf die stürmische See hinaustreibt, wo ihn das Fatum in den Bereich des Magnetberges führt. Das ist ein Berg, nachtschwarz und bis zum Himmel ragend, alles im weiten Rund steht in seinem Bann. Und wie eine Schahrjar-Tyrannei den Menschen das Leben aussaugt, so saugt er den Schiffen die Nägel aus dem Leibe, daß ihre Planken zerfallen, und alles, was auf ihnen ist, versinkt. So ging's auch dem Schiffe Adjibs.

[2] N. 41.

[3] N. 44.

[4] N. 57 und ff. „Meine Geschichte ist viel befremdender . . . selbst habe ich mir mein Schicksal bereitet."

Alle Gefährten ertranken, er allein rettete sich auf den Berg, und fand, als er ihn erklommen, oben als neuen Schrecken einen ehernen Mann mit ehernem Herzen . . .

— Also verloren?

Nein, es findet sich doch ein Zugang zum Herzen.

— Also gerettet?

— Auch nicht, denn es erscheint ein anderer, und doch derselbe, ein Eherner im schwanken Kahn.

Und der führt den Prinzen jetzt tagelang schweigend durch das düstere Meer der Erwartung, bis wo doch der friedvolle Heimatsstrand winkt. Da jubelt Adjib, und jubelnd streckt er dem Strande die Arme entgegen — worauf Mann und Kahn in die Flut zurücksinken, und du bist wieder eine Beute der See.

So singt Scheherezade. Sie ist Adjib. Dann wechselt das Bild — sie bleibt Adjib, aber Schahrjar nimmt andere Gestalt an, wird wieder unblutig und schuldlos, wie er es als Knabe einst war. Und Propheten und Traumdeuter deuten, daß ihm bestimmt sei, von der Hand dieses Adjib zu sterben, worauf dieser, als er es erfährt, zu sich spricht: das ist Wahnsinn, ihn zu lieben bin ich da. Da ruft der Knabe, nachdem sich die Zeit erfüllt hat, ahnungslos selbst das Verhängnis, und Adjib, der es nicht tun wollte, stößt ihm — gleichwie ich, König, es dir vielleicht noch tun werde — nach Notwendigkeit das Messer ins Herz . . .[5] Und nun zurück zum Anfang: Sie war glücklich, nichts fehlte, da drängte es sie hinaus zum Fluge der Größe, wie den Adjib. In einem Zauberschloß warteten hundert Fräulein des Prinzen, da mußten sie fort und überließen ihm das Schloß. Und beschworen ihn, eine einzige der hundert Türen des Schlosses nicht zu öffnen — nur diese eine nicht, sonst gehörte alles ihm. Dennoch öffnete er, unfähig, — wem? dem inneren Drange oder der Neugier? — Widerstand zu leisten, und bestieg ein Roß,

[5] Neben den neuen Motiven spinnt also Scheherezade am Verhältnis von Tat und Lohn weiter, und speziell an dem Fall des unbeabsichtigten Effektes (dem Fall mit dem Dattelkern). Der erste Kalender bewirkt ahnungslos und unwissentlich, aus Zufall, ein Verderben, der zweite — culpa gravis — bewirkt es nach vorausgegangener Warnung leichtsinnig, aus trunkenem Übermut; der dritte — Fatum — tötet nach Bestimmung und Schicksalsspruch, als Werkzeug geheimnisvoller Mächte. Doch ob Zwang der Bestimmung, oder Zufall oder sträflicher Leichtsinn: die Gerechtigkeit straft sie nicht mit dem Tode.

das drinnen stand und peitschte es mit aller Kraft auf. Da entfaltete es eherne Fittige und stieg mit ihm auf, hoch über die Erde; und nachdem es ihn bis an die Himmelsgrenze getragen, warf es ihn ab in ungeheurem Sturz. Und wenn man Lyrik nennt, was einer von sich selbst und seinen Gefühlen im Liede aussagt, so frage ich, ob man diesen Namen den von Scheherezadens eigener Not handelnden Stücken hier weigern wird, weil der Dichter, seinem Kompositionsgesetz treu, für diese Gefühle in seinem Rahmen keinen Platz hatte und ihnen darum den Mantel der verkleidenden Erzählung umwarf.

Ja, alles wird Scheherezaden jetzt zum Bilde ihres eigenen Geschicks. Am Tage nach der Erzählung der drei Kalender meldet die erste Dame, Sobeide, ihre Schicksale, und da zeigt sich, wie vielleicht auch Scheherezaden einst für ihr Werk gedankt werden wird. Denn immer geht die Wut durch die Welt, der Bruder strebt dem Bruder, der Gerettete dem Retter nach dem Leben, und Schahrjar derjenigen, die ihn aus der Nacht, in der er lebt, erlösen will. Und tötet er sie nicht, dann werden ihr vielleicht eben die das Herz zerreißen, deren Merker, lauter Flaschen Salomonis, sie sich zu öffnen müht.“ Als sich Sobeide unter Gefahren einen Gatten errang, nachdem sie für ihre Schwestern so viel dahingegeben, gönnten die Undankbaren ihn ihr nicht; und da er sich nicht locken ließ, waren sie lieber bereit, ihn zu ermorden.[7] Und wie wird es erst sein, wenn Schahrjar der Lockung nicht widersteht? Dann wird Scheherezade, durch Lieblosigkeit zur Witwe gemacht, allein dasitzen, indes es unter ihren Fenstern widerhallen wird von höhnischem Lachen. Und doch kann sie nicht mehr zurück! Denn sie liebt ja dieses undankbare Schwesterngeschlecht, und sowie Sobeide ihre zu Hunden verwandelten Schwestern peitscht und dann mit Tränen überschwemmt, so wühlt Scheherezade mit ihren herzzerreißenden Ahnungen in den Krankheiten des Geschlechtes, und beginnt es in einem Atem auch schon zu entschuldigen. Denn es ist nicht wahr, nicht alle sind so schlecht! Und während sie so spricht und selbst auf den Ton horcht, den sie

[6] Welches Wenden eines Motivs, welche Durchbildung und Entwicklung aus unscheinbaren Keimen! Tötest du mich nicht und gewinne ich dich wieder dem menschlichen Fühlen, dann tötet mich vielleicht die Undankbarkeit, die überall ist.

[7] N. 70.

aus ihrer Seele den Erzählungen einhaucht, erscheinen, und zwar notwendig gerade in diesem Augenblicke und aus ihren Empfindungen geboren, zwei neue Gestalten vor ihrem Auge: die einer Verstoßenen,[1] sowie die einer von ihrem Gatten Ermordeten[2] — und als erschütterter Zuschauer und Richter in beiden Fällen die Gestalt Harun-al-Raschids.

[1] N. 71. und ff.
[2] N. 74. und ff.

VII. Fortsetzung. Erster Zyklus vom gerechten Fürsten.

Harun al Raschids Charakter. — Sein Interesse für alles Lebendige. (Seite 46.) — Der wirkliche König. (Seite 48.) — Sein Zorn über leichtfertigen Verdacht (Amine). (Seite 49.) — Seine Bitte für die erniedrigten Gefallenen. (Seite 50.) — Sein Antrag an die Frau, die ihn zu töten befahl. (ibid.)

Es ist prachtvoll, wie Scheherezade ihn einführt. Gleich bei dem ersten Schritt steht er da mit seinem ganzen Temperamente: angezogen von dem Anblick schöner Frauen, fern von der Orthodoxie, die sie nur verschleiert sehen will, fern auch davon, ihnen den freien Verkehr mit dem Manne zu verübeln. Die Welt ist kein Harem, und will eine ihr Angesicht der Freude zeigen, warum sollte es Sünde sein? Dabei ist er alles eher denn Frauenknecht. Wenn er in einer seiner Verkleidungen den Palast verläßt, um die Straßen seiner Stadt zu durchwandern, dann ist es das Leben mit seinen holden und tragischen Bildern, das ihn anzieht, und nicht etwa die Jagd nach persönlichen Wonnen und Freuden. Und begegnet ihm mitten dazwischen die Schönheit, dann ist sie mit ihrer heiteren Grazie an sich ihm ein Schauspiel, ohne daß er gleich mit den Sinnen an sie rührt. Denn das ist es: er liebt alles, was lebt, und wenn die Anmut mit ihrem silbernen Lachen vor ihm auftaucht, dann freut es ihn doppelt, eben weil sichtbar wird, daß auch sie mit ihrer Frische in der Welt da ist. Und wie er überhaupt alles liebt, was das Dasein verschönt: das Lachen, die Bewegung, den Witz, den geistreichen Dichter oder Erzähler! Denn sowie er der unermüdliche Zuschauer der Dinge ist, so ist er auch der dankbarste und mit hundert Fängen der Seele ausgestattete Zuhörer — aber wohlgemerkt, auch als solcher von einseitigen Neigungen oder Verbohrtheiten frei. Sprich, erzähle, berichte, ob lachend oder unter Tränen: er kann mitten im Lachen blutigernst werden, und schwingt aus dem Ernst in die Heiterkeit zurück. Denn die Schnellkraft seiner Seele ist außerordentlich. Mit solcher Leidenschaft liebt und sucht er den Lebenswert, daß er nicht zürnt, wenn man ihn aus Paradieseswonnen zu tragischen Bildern abruft; und so stark ist anderseits seine Lebensenergie, daß er, in Melancholie versunken, jeden Augen-

blick zum Rücksprung bereit ist, wenn ihm Laune, Witz, kraftvoller Geist die Tore zur Heiterkeit wieder öffnen. Natürlich ist er der demokratischeste Fürst, der nur zu denken, aber man begreift in welchem Sinn. Er hält niemand von sich fern; wenn er durch die Straßen fährt, reiten ihm Offiziere voran, aber nicht um die Leute wegzudrängen, sondern im Gegenteil, um ihre Bittschriften für ihn in Empfang zu nehmen.[1] Und ferner weiß man: in allen Quartieren der Armut ist er zu Hause, mit jedem spricht er, erkennt das Genie im Bettlergewande und hebt es zu sich empor. Aber ob Genie, ob Tölpel, was immer einer sei, er findet Harums Beachtung, denn jeder ist ihm ein neuer Gegenstand im Lebensstudium. Die nassen Gewänder des Wasserarbeiters, und der Fischgeruch, der dem armen Kerl entströmt, der in der Nähe seines Sommersitzes angelt, sie schrecken ihn nicht, mit ihnen das Gewand zu tauschen,[2] wenn es sich um eine ernste Nachforschung handelt; und jede Nachforschung ist ihm ja ernst. Denn ob auch ihr Beginn heiter sei, weißt du, was nachkommt? In der Tiefe der Dinge schlummert immer der Ernst. Und den Pförtner seines Parks, den Barkenführer auf dem Tigris, den Barbier, der, wenn er zu schwätzen begonnen hat, nicht mehr aufhört, oder den Lastträger, den bettelnden Derwisch sowie den Blinden, der auf der Tigrisbrücke seine Hand nach einem Almosen ausstreckt; das junge Liebespaar, das aus der fernen Heimat durchging, den kleinen Knaben aus der Arbeitervorstadt, den Mann, der auf der Straße sein Pferd mißhandelt: sie alle bemerkt er und spricht er an. Und zwar nicht mit der obligaten Huld, die sich in einem Wort oder einem Lächeln erschöpft und dann gedankenlos und ungerührt weiterwandert; sondern wenn er spricht, hat er etwas zu fragen, und wenn er frägt, ist es von einem unbeschreiblich lebendigen Interesse eingegeben, das nicht zu verstehen man entweder blind oder Literarhistoriker sein muß. Und es ist ein Interesse, welches aus tiefster und bester Quelle, aus der nur in Schauern zu empfindenden Erkenntnis hervorbricht, daß es für den Fürsten nichts wichtigeres geben kann als den Menschen, und daß jeder, ob groß oder klein, für sich einen ungeheuren Gegenstand der Betrachtung darstellt, wegen seines Charakters, wegen seiner Atmosphäre, die er mitbringt, wegen seiner persönlichen Schicksale und der tausendfältigen

[1] Geschichte des Ali Kodjah 591. N.

[2] Geschichte Nureddins und der schönen Perserin 220. N. Ferner „Der arme Fischer und der Beherrscher der Gläubigen" 331. N.

Beziehungen, in denen er zu der übrigen Welt steht. So hört er tausend Anekdoten, die anderen nur Anekdoten sind, und von tausenden ist er mit eigenen Augen Zeuge, und lacht dazu, ob der drolligen Sprünge, in denen die Laune des Witzes wie des wirklichen Lebens erscheint. Aber während er lacht, lagern schon die Schattenzüge der Gedanken auf seiner Stirne; denn wenn der silberne Schleier zerflattert, der sich über der Tiefe der Dinge breitet, wer wagt zu sagen, was dann kommt? Und immer mehr gibt er darum sein ganzes Ich in dem bißchen Heiterkeit aus.

Muß man betonen, daß dieser so leidenschaftlich rege und bewegte Mensch auch in seinen Entschließungen ungeheuer impulsiv ist? Was ihm die Natur als Anlage hiezu mitgegeben, das wird noch gesteigert durch das Gefühl seiner Fürstlichkeit und die Gewohnheit des Herrschens. Man weiß aus der Geschichte, bis zu welchem Grade sein Ungestüm aufwallen konnte: eines Tages ließ er im Zorn seinen treuen Vezier Dschafar und dessen ganzes Haus mit hinrichten; aber in unserem Werke finden sich von diesem Trauerspiel nur flüchtige Spuren,[3] denn es liebt und zeigt nur jenen Harun, bei dem, wenn der zornige Ungestüm aufkocht, stets nur ein Ausbruch der guten Instinkte erfolgt.

Nun, und da sind wir ja wieder bei den drei Fräulein; denn wir sagten es bereits: was findet er bei ihnen nach anfänglicher Musik und reizender Heiterkeit? Etwas Seltsames, nicht wahr, aber doch nicht von solcher Art, daß sich darob viele übermäßig aufregen würden: eine Frau, die zerschlagen ist, Hunde, die zerklopft werden, und das Tiermitleid ist in der Welt nicht alt. Heute sieht man noch viele, die bei den Roheitsausbrüchen der Kutscher auf der Straße ungerührt bleiben oder höchstens ein rasches Wort der Mißbilligung vorbringen, wie dies auch Dschafar und die anderen tun. Harun aber ist anders. Mißhandlungen selbst eines Tieres bringen ihn in Empörung; er ist von Natur mitleidig, ist es sogar „gegen Unglückliche, die ihr Unglück verschuldet haben",[4] und ist es doppelt und dreifach, wenn er den leoninischen Kampf zwischen Ohnmacht und brutaler Physis sieht. Und hier findet er nun ein ähnliches Schauspiel, und es widerfährt ihm sogar, daß er ob seiner Auf-

[3] N. 483. „Notiz über die Barmekiden" und 741. „Geschichte des Arabers mit den Bohnen."

[4] N. 563 u. ff. Sidi Numans Geschichte, der sein in ein Pferd verwandeltes, verworfenes Weib mit Sporen und Peitsche traktiert.

Tausend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen.

Deutſch

von

Max. Habicht.

Fr. H. von der Hagen

und

Carl Schall.

Achtes Bändchen.

Zweite
vermehrte Auflage.

Breslau,
im Verlage bei Joſef Max und Komp.

1827.

Titelblatt der Habichtſchen Ausgabe.

wallung mit dem Tode bedroht wird; und wenn er nun nach alledem seinerseits von den beiden die Erklärung alles dessen, was er gesehen, und die Geschichte ihres Lebens fordert, so ist es ja offenbar, was ihn dazu treibt, und daß es nicht der Kitzel ist, der sich beim wollüstigen Anhören farbiger Abenteuer regt. Sondern, wenn einer, so ist er der Mann, der alles, was zu seinem Ohre dringt, nicht bloß mit dem Staunen des Unbeteiligten zu schlucken vermöchte, und wenn je, so ist hier für ihn der Antrieb vorhanden, der passiven Neugier zu entspringen; denn gestern wurde er angetastet, und so ist es heute seine eigene Sache, in welcher er den vor ihn Gebrachten zu reden gebietet, und da bleibt man nicht beim bloßen folgenlosen Hören stehen. Und nun welche Fähigkeit, an sich und das gestern ihm Widerfahrene zu vergessen, da die Frauen zu erzählen anfangen, und wiederum nur der tätige Ordner des Lebens, der ein wirklicher König sein soll, zu sein! Er hört Aminens Fall[5] und empfindet es: das Weib ist so vereinsamt im Leben; das sonst Undenkbare, ihr gegenüber wird es Ereignis, wenn nur der leiseste Schein wider sie spricht. Durch die Bosheit eines Mannes, der ebenfalls etwas wie ein Schahrsar war, kam Amine ins Unglück; denn er lockte die Frauen durch das Angebot herrlicher Waren an sich, und verlangte am Ende als Preis nur einen Kuß auf die Wangen. Ging aber eine darauf ein, dann lohnte er es ihr mit wilder Freude, indem er ihr, statt zu küssen, die Zähne in die Wangen grub. Und als auch Amine mit dem Biß auf der Wange heimkehrte, nannte der Gatte sie Dirne, mißhandelte sie und stieß sie aus dem Haus. Verdiente sie es? Der Gatte, der danach zu fragen verpflichtet war, unterließ es, zu fragen, aber Harun frägt: ist es wahr so, und war sonst nichts dabei, und ist die bloße Entschleierung schon Todsünde? Und da er es erfährt, daß der törichte Gatte kein anderer als sein eigener Sohn ist, gibt er der Mißhandelten und Verdächtigten erst recht die Genugtuung und zwingt ihn in die Ehe zurück . . .

Und nun gar der zweite Fall,[6] der der beiden Hündinnen, die Sobeide verpflichtet ist, allnächtlich zu peitschen: verwandelte Mörderinnen sind es, Sobeidens neidische Schwestern — aus Neid haben sie ihr, die sie mit Liebe überschüttete, ihr Teuerstes ertränkt . . . Aber Harun jammern sie doch. Zu Hunden erniedrigt, zu verach-

[5] N. 72.
[6] N. 67.

teten Tieren geworden! Und nicht wahr, solch Elend kann bessern; wie oft hat man es schon gesehen, daß Unwürdige durch das Unglück geläutert worden sind. Es ist wahr, auch das Gegenteil hat man erlebt, so daß der vorsichtige Richter nie zu fragen unterläßt, wie einer möglichen Erneuerung der Anschläge vorgebeugt werden könnte.[7] Wenn dies nun aber gelänge und Sobeide für die Zukunft geborgen würde, ließe sich da nicht . . .? Kurz, er frägt nach der Fee, die die Verzauberung der beiden Mörderinnen vollzogen, und da sie erscheint — welch' lieblicher Schluß — bittet der Herr über Tod und Leben selbst um Gnade, und wetteifern menschliches und ätherisches Wesen, wer milder und menschlicher ist.[8] Denn sie erklärt, daß es für ihresgleichen eine Freude sei, dem gütigen Herrscher zu dienen, und er, daß er nur den einen Wunsch habe, für die genug Gedemütigten Erbarmen zu erwirken. Und da sie der Bitte aus so erlauchtem Herzen willfahrt, ruft er, die Hände erhebend: „Gott sei Dank für diese Befreiung durch meine Hand!" Und noch etwas! Noch eine Person ist in Frage, Sobeide, auf deren Befehl er gestern angetastet und mit dem Tode bedroht worden ist! Doch ihr Narren, meint ihr, daß er sie zum Erzählen aufforderte, um, während sie spricht, mit tückischem Gedächtnis der Erinnerung an seine gedemütigte Majestät nachzuhängen? Indes er ihr zuhört, vernimmt er aus ihren Worten, daß sie eine Seele hat und Liebe selbst für jene, welche ihr das Liebste raubten, noch empfindet; und wie sie endigt, bietet er ihr seine Hand und nimmt sie — ein zweiter Shakespearescher Herzog Vincentio — um der Nachsicht willen, deren sie fähig ist, zum Weib.

[7] Darum ist in der Geschichte Numans seine erste Regung Mitleid und Abscheu vor der Mißhandlung: „Wie lange willst du sie in dieser Weise züchtigen und wie lange soll sie so verwandelt bleiben?" Doch fehlen in diesem Falle die Garantien gegen eine Erneuerung des Verbrechens: „Ich fürchte, daß sie dir dann eine noch schlimmere Unbill zufügt, von der du nicht mehr gerettet werden könntest," so daß Harun auf die Rückverwandlung verzichten muß. Allein selbst in diesem viel gravierenderen Falle hat er Augen dafür, daß etwas über die Angemessenheit der Strafe hinausgeht: Mißhandlungen, greuliche Mißhandlungen — pfui! Darum „wünsche ich, daß du bedächtest, welche Pein es ohnehin für sie ist, zum Tier erniedrigt zu werden, und daß du dich begnügtest, sie in diesem Zustand zu belassen", d. h. wenigstens ohne Fortsetzung der Mißhandlungen!

[8] N. 73.

VIII. Die sich opfern, und ihre Richter.

Zu welchem Behuf Harun Erzählungen fordert. (Seite 51.) — Die Frau, die man tötet, ohne zu hören. (Seite 52.) — Der Bucklige, den man für ermordet hält, ohne zu prüfen. (Seite 54.) Verschiedene Polizei und Richter. — Der Streit um das Recht, für den Unschuldigen zu sterben. (Seite 55.) — Der russische Beamte in Kaschgar. (Seite 56.) — Wann er entzückt ist. (Seite 57.) — Das „Wenn" in Bagdad und in Kaschgar. (Seite 58.) — Ausschüttung des Kaufpreises. (ibid.) — Dem Außerordentlichen Tod, dem Gemeinen Gunst und Gnade. (Stiller ad absurdum-Beweis.) (Seite 59.)

Ist nun aber Harun immer nur Rührung und Sanftmut? Kennt er keine Aufwallung, und Syrup und Sentimentalität ist sein einziges Temperament? Darauf antwortet die Geschichte von den drei Äpfeln — und dabei Fortsetzung dieses ewigen Erzählenmüssens und dieser Art rasenden Geschichtsappetits, der da sagt: Kopf ab, wenn du im Erzählen aufhörst. Denn wenn Harun es ist, der zu erzählen befiehlt, dann ist das, was er verlangt, keine Fabelaventure, deren Bestimmung es ist, ihm die Öde der Zeit zu vertreiben sowie die gute Laune und das Wohlgefallen abzukaufen; sondern was er fordert, tut er in dem Bewußtsein, Ordner und Hüter des Lebens, sowie der zur Aufhellung seiner wirren und dunkeln Verschlingungen berufene Richter zu sein. Darum dienst du ihm nicht, wenn du ihm bloße Spiele der Phantasie vorsetzest, von denen sich der dumpfe Geist Stimulantien zur Unterhaltung erwünscht; sondern von dir selbst mußt du ihm berichten und die Elemente zur Beurteilung deines Tuns wie deiner Art herbeitragen, damit er dich schütze, sofern dir Unbill widerfahren, oder dich strafe, sobald du dich vergangen hast. Weil er auf diese Weise aber nicht mit Romanen befriedigt werden kann, die ihm wertlos erscheinen, da sein Sinn immer nur bei den äußersten Wichtigkeiten dieses Daseins weilt, so ergibt sich daraus für jeden, der vor ihm steht und den er zum Erzählen auffordert, eine Folge von gar bedeutsamer Art. Wohl muß dann

bangen, wer eine Schuld in sich fühlt! Ist es aber anders und befleckt dich nicht Blut noch Unrecht, beflügelt wird dir dann das Wort von den Lippen springen, in dem sicheren und zuverlässigen Bewußtsein, daß es der Geist der Gerechtigkeit selbst ist, der in diesem Manne waltet, und daß das Wort „erzähle“ in seinem Munde immer nur den Sinn hat: vertraue dich mir an, damit ich meine Arme schützend über dich breiten kann. Ist dem aber so, dann ist dieses sein Verlangen nach deiner Geschichte nicht mehr fressende Neugierde und nicht bloßer Durst mehr nach farbigen Zeitvertreiben, sondern es ist im Gegenteil reinste und selbstverständlichste Gestion des Richters, und wird zur höchsten und notwendigsten Pflicht. Derart, daß es umgekehrt zum Richteramte sogar untauglich macht, dieses inneren Triebes nach Aufhellung der Wahrheit zu ermangeln; und daß es ferner sogar zum Verstoß wider die heiligste Pflicht ausartet, sobald man, ob aus stumpfer Gleichgültigkeit oder in jäh überwallendem Gefühle, ohne Frage und Nachforschung blind darauf losurteilt, auf den ersten Verdacht und leicht täuschenden Augenschein hin. Und dieses Moment also, daß das Nachforschen und Nachfragen, das Mitteilung-Fordern und das Mitteilung-Anhören notwendig ist, weil der Weg sonst direkt zum Verbrechen des Richters hinführt, das ist der erste Faden, der den neuen Fall mit dem Vorausgegangenen zusammenhält.

Den zweiten Faden bildet das Thema von der so leicht in Verdacht zu bringenden Frau.

Ein junger Mann[1] sitzt vor seinem Laden, da läuft ein unbekannter Schwarzer mit irgendetwas in den Händen vorbei. In Othellos Falle ist es ein Taschentuch, hier ist es ein Apfel, der im Bagdader Striche jetzt nach der Saison eine Seltenheit, und in der Tat von weither geholt worden ist. Frage: woher hast du den Apfel? Grinsende Antwort: von meiner Geliebten, die dort und dort wohnt; sie bekam plötzlich als Schwangere das Gelüste nach Äpfeln, und der Hahnrei von einem Mann hat das Stück nach vierzehntägiger Reise ihr zuliebe weit aus dem Süden geholt. Das ist alles. Darauf rasche Justiz: der junge Mann eilt nach Hause und tötet die Frau, denn er hat die Äpfel geholt. Sodann zerstückelt er den Leichnam, verpackt ihn in einen Korb, schafft den Korb aus dem Hause und wirft ihn in den Tigrisstrom . . . Und nun, Frau, paß auf und erkenne das Schicksal deines Geschlechtes! In dem Vater der Ermor-

[1] Geschichte der drei Äpfel N. 73 u. ff.

deten spricht, als sich ihm ihr Mann anvertraut, die erste Regung nicht: wie wagst du mein Kind zu verurteilen, wie es bei Anklagen gegen einen Sohn sofort und zunächst der Fall zu sein pflegt. Und hier frägt der Vater auch nicht: hast du untersucht? auf das Wort eines Unbekannten hin willst du töten? sondern, da es gegen eine Tochter geht, schweigt die Stimme der Natur. Denn eine andere Stimme drängt sich vor, die flüstert: welche Schande für das Haus! wir müssen Ehrgefühl präsentieren, damit die Welt nicht sage, wir hätten ein Auge zugedrückt . . . Und in der Sorge, wenigstens als der Brutus zu erscheinen, ruft der Vater: steiniget! ich sanktioniere selbst den Spruch über mein Kind!

Und so geschieht die Tat — die Geschichte hat einen langen Atem — doch kaum ist der Leichnam aus dem Hause gebracht, so erkennt man, daß man voreilig gewesen, und daß man sich schrecklich geirrt. Denn ein klassischer Zeuge beweist es: das eigene Söhnchen des Mörders berichtet, wie ihm der Apfel auf der Straße von einem Schwarzen geraubt worden ist. Er lief dem Sklaven nach und flehte: die Mutter ist krank, und es gibt Schelte, wenn ich ohne den Apfel heimkehre, den der Vater zu holen extra die Reise nach Basra oder Balsora gemacht. Allein der Schwarze lief lachend davon und wollte nicht hören — und somit ist der Beweis nicht nur für die Unschuld des Opfers, sondern für etwas beinahe noch Niederschmetternderes erbracht. Nämlich, daß es so leicht war, die grausige Tat zu vermeiden: die Beweise waren ja zur Hand! Eine kurze Umfrage, und der Mann hätte sie aus dem Munde des Söhnchens erhalten; so mühelos erreichbar und gar nicht dicht verschleiert lag die Wahrheit zutage. Und da lerne also, Richter, wie unerläßlich es ist, zu fragen und hören — Verbrecher ist, wer richten will und nicht hört.[2]

Dies der eine Strang der Erzählung. Nun der zweite, in dem Harun durch die Art, wie er in die Sache eingreift, zur Hauptperson, und zugleich offenbar wird, daß in ihm doch nicht alles weiche Rührseligkeit ist. Zum besseren Verständnis gebietet es sich hier

[2] In der großartigen Geschichte Dadbins und seiner Frau Arva N. 442 spricht Chosru zu Dadbin: Dich — nicht den Verleumder — wird Gott töten, da du dich übereiltest und in die Sache nicht Einsicht nahmst, und nicht den Schuldigen von dem Unschuldigen unterschiedest. Hättest du dir Zeit gelassen, so hättest du Recht und Unrecht erkannt. Wo war deine Einsicht und Überlegung? — Mit einem Hammer zerschmettert Arva dann Dadbins Haupt.

aber, gleich auch die Gestalt eines anderen Richters, des Sultans von Kaschgar, aus der unmittelbar anschließenden Geschichte des Buckligen zu betrachten. Denn beide sind von der Erzählerin in stille Beziehung gebracht, so daß durch das Kaschgarer Bild noch deutlicher wird, was Scheherezade mit der Zeichnung der Figur Haruns hauptsächlich will. Die Vorgeschichte dieses Kaschgarer Falls ist rasch erzählt. Ein Bucklige[3] schluckt in einem fremden Hause eine Fischgräte; man hält ihn für tot und schafft ihn aus Angst vor Polizei und Gerichten rasch heimlich ins Nachbarhaus. Die Leute, die ihn dort finden, tragen ihn aus demselben Grunde erschrocken und heimlich bis vor die Tür dritter Leute hin; und auch von hier in nächtlicher Stille irgendwohin weiter befördert, gerät er einem Vierten zum Unglück, der ahnungslos auf ihn stößt. Und nun beginnen zwischen der früheren und dieser Kaschgarer Geschichte die Parallel- und Kontrastlinien zu laufen.

1. Bei der Auffindung der ermordeten Frau in Bagdad kannte den Schuldigen niemand; hier in Kaschgar ergreift man den unglücklichen Vierten in der unmittelbaren Nähe des vermeintlich Toten, und der Verhaftete wird vor den Richter geführt.

2. Dort macht Harun die nachlässige Polizei für den Fall der Nichtentdeckung des Mörders verantwortlich; in Kaschgar hat sie erfreulicher Weise gleich einen, den man auch sofort zum Tode geleiten kann. — Nun verkenne ich nicht, daß das Kontrastlinien sind, wie sie über die gewöhnliche Witzblattkunst nicht hinauslaufen; aber da kommt

3. eine Erfindung, wie sie außerhalb des mißachteten Orients doch noch kein Kopf ersonnen hat. Nämlich, was ist wohl das Summum an Gerechtigkeitsliebe? Verkörpert sie sich in dem dazu Berufenen, im Richter, der die Wahrheit suchen und ihr zum Erfolg verhelfen will? Nun denn, es gibt etwas, wovor der gerechteste Richter genötigt ist, seine Knie zu beugen; und das ist, wenn es den vor niemand als vor dem eigenen Gewissen Verantwortlichen zieht, sich anzuklagen und zur Opferung anzubieten, weil er es nicht ertragen kann, daß ein Unschuldiger statt seiner leiden soll. Man wird sagen, es gibt keine solchen Menschen; aber eben in diesem Einwand offenbart sich der Unterschied zwischen uns und dem Orient. Zuweilen sieht auch bei uns die Vision eines großen Dichters solch einen Menschen. Ich erinnere an Viktor Hugos Jean Valjean, dem auch der

[3] Nr. 108 und ff.

Mut zur letzten Konsequenz nicht fehlte; sein Gewissen trieb ihn aus dem Winkel, in dem sich für ihn ein Glück und eine Ehre gefunden, zur Selbstanklage, damit der fälschlich Beschuldigte gerettet werde. Allein als das Buch erschien, und auch später, bis in unsere Zeit, rief alles beim Anblicke Jean Valjeans: das gibt es nicht, das ist die richtige Hugosche Übertreibung, das ist unmöglich.[4] Der Orient hingegen ist entweder ethischer oder optimistischer als der europäische Geist, denn er erklärt: es leben solche Menschen, und nicht einmal vereinzelt, wenn auch ihre Namen keine Historie nennt. Und so bezichtigt in Bagdad sowohl der Gatte als der Vater der Ermordeten sich allein der Tat und erklärt den anderen unschuldig — während in Kaschgar gar drei nacheinander rufen: ich bin im Anfang feige gewesen, indem ich den Toten wegschaffte, um keine Scherereien zu haben; aber jetzt wisset, ich allein bin verantwortlich, denn in meinem Hause ist der Bucklige gestorben und nicht bei denen da . . . Und ich wiederhole, daß dessengleichen in der gesamten ethischen und ästhetischen Literatur nicht wieder zu finden sein wird. An diesem Punkte beginnt aber Scheherezade auch gleich mit unnachahmlicher Kraft und Intuition die Abweichung beider Richtercharaktere voneinander aufzudecken. Denn

4. Harun mit seinem flammenden Herzen hat sofort das Ungeheure des Begebnisses weg, daß da zwei Menschen ihr eigenes Leben wegwerfen wollen, ein jeder den anderen zu retten. Im Kaschgarer Falle aber ist das Schauspiel von noch ergreifenderer Art, weil es da um einander ganz fremde Menschen geht, die nicht das geringste Band zusammenbindet, und die außer jedem Verhältnis zu einander stehen. Und ist es da also nicht geradezu transparent, daß jeder von ihnen sich nur darum zur Schuld meldet, weil sein Gewissen sich der Tat näher fühlt? Und welche Wirkung muß also eine solche Tatsache auf den Mann haben, der darüber zu Gericht sitzt? Dabei kommt zu bedenken,

5. daß für Harun der ihm vorliegende Fall völlig spruchreif ist. Denn der junge Mann, und wirklich nur er, ist schuldig, und ist es desto mehr, als die Beweise für die Unschuld seines Opfers so nahe zur Hand waren, und es so wenig Mühe gekostet hätte, sie zu finden. Für den Sultan von Kaschgar liegt aber die Sache umgekehrt: je

[4] Gewiß darf man es bemerken, daß in der wilden und lächerlichen Verhöhnung gerade des Ethischen und Kulturellen, das sich in Viktor Hugo findet, Johannes Scherr es allen anderen seiner Zeit vorangetan hat.

mehr Selbstanklagen, desto mehr verdichtet sich für ihn das Dunkel, und weder ersieht er ein Motiv noch sonst ein Moment, welches das Recht gäbe, den einen für stärker belastet zu halten als den anderen. Da spricht nun

6. Harums heiliger Richterernst: Mann, der du die Tat setztest, die Art, wie du dich zur Rettung eines anderen zum Tode drängtest, bezeugt es, ein niedriger Mörder bist du nicht. Und trotz vorhandenen Erweises der Tat spricht der Richter nicht schuldig, und schuldiger ist jedenfalls der Verleumder, der alles verursachte, und nach ihm müssen wir jetzt forschen — während der König von Kaschgar sein Richteramt nach ganz anderen Gesichtspunkten übt. Auch er ist empört, aber nur, weil er schon einen hatte, der im Gelegenheitsverhältnis gewesen; und alles war zum Schauspiel prompter Justiz, zu der Hinrichtung schon bereit. Da kamen die anderen, niemand hatte sie darum gebeten, und richteten mit ihren Selbstanklagen den Wirrwarr an. Wie soll sich die Behörde da jetzt auskennen, und ist das die Erfüllung der Schuldigkeit der Untertanen, daß sie sich sammeln, sie in Verlegenheit zu bringen? Oder hat sie wirklich nichts anderes zu tun, als sich den Kopf zu zerbrechen, wer da unter diesen unbeträchtlichen Personagen der wahre Schuldige ist? Die Leute, die bei uns Literatur machen, pflegten vor einigen Jahren noch in ihren ästhetisch abgezirkelten Winkeln zu derlei überlegen zu lächeln und zu erklären, das sei Karikatur. In schrecklicher Deutlichkeit hat man es aus Rußland, aus den Gegenden des Tropenkollers und auch von anderwärts her erfahren, daß noch immer nicht der Beamte wegen der Untertanen, sondern der Untertan wegen der Beamten da war, deren Bequemlichkeit als Grundgesetz galt. Und nicht die Behörde ist also zu unserer Sicherheit da, sondern es ist umgekehrt unsere Pflicht, das Amt nicht zu „behelligen" — nur wird das natürlich heute nicht mehr so frech und naiv herausgesagt. Denn man hat es gelernt, wie wenig klug es ist, solche Regierungsmaximen hüllenlos zu promulgieren, wie dies der Sultan von Kaschgar in seiner barbarischen Naivetät getan hat, als er ausrief: „Ihr Hunde, euch alle miteinander lasse ich hängen, wenn ich nicht herausbringe, wer der eigentliche Schuldige ist." Es ist mit einem Wort der Geist der wildesten Bureakratie, der aus ihm spricht, und die da sagt: ich bin nicht dazu da, in den dunkeln Drängen des Lebens die Wahrheit zu erforschen, sondern das ist die Bestimmung meines Amtes, daß es mich auf Erden erhöhe; und nicht ich habe die Aufgabe, zu suchen

und das Verborgene ans Licht zu bringen, sondern, wie dir die Pflicht auflastet, mit allem der Stärkung der beamteten Autorität zu dienen, so ist es auch an dir, ihr die Mühe peinlicher Nachforschung zu ersparen, und überhaupt, ihr alles schonend vorzuenthalten, was Arbeit ist.[5]

Und nun letzte Analogien, und zwar zugleich ungeheuerer Parallelismus und ungeheure Kontraste: Noch immer sieht der in Kaschgar das seltsame Rätsel vor sich, ohne sich die geringste Mühe zu geben, es zu durchdringen, — und noch einmal droht Harun der Polizei, für den Fall, daß sie den unbekannten Verleumder nicht ausfindig macht. Und nun der Mann in Bagdad schließlich entdeckt wird, zeigt sich — die Geschichte von dem Dattelkern — daß der arme Geselle ohne böse Absicht gewesen; er hat nur darauf losgeprahlt, ohne die Frau zu kennen und ohne Berechnung der Folgen[6] . . . Darauf jauchzt der in Kaschgar auf vor Vergnügen über die raren und spannenden Verwicklungen der dortigen Causa — während sich Haruns die tiefste Betroffenheit bemächtigt und im Herzen die Empfindung aufsteigt: wovon ist doch das Menschenschicksal abhängig! Oder hat je einer solch ein erschreckend seltsames Werden, Anwachsen und Sichverschlingen der Umstände vom Geringsten bis zu blutigsten Effekten hinauf gesehen? Und nun nimmt Haruns Minister das Wort, derselbe, den der Khalif in der Sache zweimal verantwortlich gemacht hatte, und der also auch schon zweimal, vor der Entdeckung des Mörders, wie vor der Entdeckung des Verleumders,[7] unter dem Galgen gestanden war. Und nicht wahr, wenn einer, so hat dieser Mann Ursache, dem Verleumder zu zürnen, durch dessen Schuld er in solche Todesnähe geraten ist. Aber es ist schon etwas an der Bagdader Welt! Ja freilich, spricht er, spielen seltsame Mächte mit uns, und ich werde dir einen solchen Fall erzählen, wenn — wieder das Wenn! — wenn du den, ach, so armen Prahlhans von einem Verleumder begnadigen willst . . . Und aus Kaschgar antworten dem Wort, kontrapunktistisch gesetzt und verändert: Wenn der König uns begnadigt, könnten wir ebenfalls Beispiele erbringen, wie leicht man

[5] Und so hat in Kaschgar z. B. auch der Scharfrichter in der Sache einen eigenen Standpunkt, indem er findet, daß es verdrießlich ist, das Seil viermal nacheinander effektlos um verschiedene Hälse zu legen. Dann ruft er endlich N. 112. „Von dem ewigen Auf- und Zubinden tun mir schon die Hände weh."

[6] Geständnis des Sklaven Rihan, 77. N.

[7] Djafar in der 75. und 77. Nacht.

in Todesnot gerät, und es ist wirklich spannend und interessant. Und siehe da, beide Könige sagen, gut, und bieten Gnade an für eine gleich interessante Geschichte, nur daß es einen Unterschied zwischen ihnen gibt. Denn dem Sultan ist es wirklich ein Pakt, aber ein ernster: wenn die Geschichten nicht interessant sind, nehme ich euch das Leben. Harun aber fällt seinem Minister sofort beim „Wenn" mit einem Ton ins Wort, der gleich einem lesbaren, stenographischen Siegel,[*] die ganze Gesinnung, die in ihm ist, anzeigt: Wenn? Weiß schon, weiß schon, kommst mir mit jenem zwischen uns so oft erörterten „Wenn", das so vielen Königen und Richtern den Sinn von der Sache abwendet, so daß sie vergessen, daß es der obschwebende Fall ist, über den sie ihr Urteil abzugeben haben, und es feilhaben um etwas Singsang und Klingklang fürs Ohr. Also gut, spielen wir auch einmal den Part: hier der Preis, hier die Ware, hier die Geschichte, dort das Mitleid und die Gnade . . . Nur, daß du es weißt, ich lasse mich nicht übervorteilen in dem Geschäfte, und versuch' auch nicht, mich zu foppen: Gnade, wenn die Geschichte interessant ist; befriedigt sie mich aber nicht, dann lasse ich deinen Schwarzen hängen . . . Und muß man erst versichern, daß der arme Aufschneider, der den Tod der jungen Frau verschuldete, ebenfalls schon begnadigt ist, und zwar noch ehe Djafar beginnt?

Da wie dort wird nun der Kaufpreis ausgeschüttet: Geschichten und Geschichten. Und scheint soviel kasuistische Mühe zur Beleuchtung einer Stupidität überflüssig und verschwendet, so kann ich den Leser doch nur bitten, nicht ungeduldig zu werden, da sich bald zeigen wird, daß es in der Gesamtkonzeption um weit mehr, als um die Charakteristik zweier verschiedener Herrscherindividualitäten geht. Nein, nicht die Erscheinung zweier Herrscher, sondern die Natur zweier voneinander ganz verschiedener Arten von Herrschaft selbst ist in Frage; und wie Scheherezade uns, logisch bauend und ohne sich zu verraten, auf die Enthüllung dieses ihres Endzweckes langsam vorbereitet, das ist das Geheimnis ihrer Kunst. Unnötig, noch einmal auseinanderzusetzen, wie leicht eigentlich Djafars Aufgabe ist. Er braucht zur Rettung des Negers um so weniger noch etwas zu tun, als diesem die Gnade ohnehin schon gesichert wäre. einerlei, ob Djafars Erzählung hübsch oder langweilig, lustig oder zu Tränen reizend, zur Sache gesprochen oder thematisch von ihr abweichend sein wird. Dort in Kaschgar aber ist dem Sultan der

[*] Siehe das Ende dieser wundervollen 77. Nacht.

Pakt wirklich ein Pakt, die Bedingung wortwörtlich genommene Bedingung;" und natürlich eine wahnwitzige dazu. Denn wie sollen die Delinquenten in sich die Kraft auch nur zu der allerersten Voraussetzung aufbringen, um die es da geht? Denn wer unter dem Galgen steht, dem ist sein Fall interessanter als alles andere, was je vorgekommen oder was irgend in der Welt vorkommen wird. Sie aber sollen nachweisen, daß anderes ganz ebenso interessant ist, und obendrein sich, Schnur um den Hals, noch den Kopf zerbrechen, um dies eiligst zu beweisen, weil der Sultan, der ungeduldig ist, ihnen den Kopf abschlagen wird, wenn die Produzierung von Gleichinteressantem nicht mit aller Beschleunigung vor sich geht. Und dann ist noch manch anderes dabei. Ohne es zu merken, sagt der Sultan: ihr habet das Erhabenste getan, was Gewissen und Bürgertugend vermögen, denn nur aus Liebe zur Gerechtigkeit und Wahrheit wolltet ihr jeder sein Leben zur Rettung anderer dahingeben, und eben durch diese eure Gesinnung wurde ja die Affäre so interessant. Denn alles andere, was mit dem Buckligen vorausging, wäre ein mit einem Leichnam getriebenes, aber doch nur ein polterndes Spiel geblieben, wenn nicht dank der tiefen und lauteren Quelle dieser eurer Gesinnung das bezaubernde Schauspiel dazugekommen wäre, wie vier Menschen um das Recht, sterben zu dürfen, streiten, jeder, damit nur den anderen nichts geschieht. Und das ist so selten und unerhört, daß sich ein Fürst glücklich schätzen müßte, es zu erleben; denn wie vielen war selbst in langer Regierungszeit solch ein Erlebnis je gegönnt! . . . Zu welchem Schluß zwingt das also? Nun offenbar: weil das so selten und ungeheuer ist, darum müssen die Opferfreudigen leben; ja nehmet den Bürgerverein ganzer Staaten, ob jemand gleich ihnen zu leben verdient! Zu welchem Schlusse gelangt hingegen der König? Gnade, wenn ihr nachweiset, daß eure Causa weder so selten noch so merkwürdig, und also, weder so rein, noch in ihrer moralischen Höhe so ergreifend dasteht. Behalte ich hingegen recht, und ist sie so einzig geartet, dann, Gesellen, mögt ihr euer letztes Gebet verrichten, — bereitet euch zum Tod!

[9] „Nein, bei Gott, ich lasse euch alle vier umbringen, weil . . . ihr Geschichten erzählt habt, die nicht befremdender sind als die des Buckligen. Nun bleibt nichts übrig, als daß (zum letzten) du eine recht wunderbare erzählst, schöner als die des Buckligen (d. h. als eure eigene), sonst laß ich euch alle hinrichten." 143. N.

IX. Die Erzählungen von Kaschgar.

(Was die Delinquenten für eine Aufgabe haben.) Wahnwitzige Zumutung. (Seite 60.) — Auch auf frischer Tat ertappt. (Die Geschichte einer Verkannten.) (Seite 61.) — Auch im Gelegenheitsverhältnis befunden. (Die Eifersüchtige, deren gespielte Heiterkeit täuschte.) (ibid.) — Der Delinquent als Rezensent. (Seite 62.) — Nicht: schuldig oder unschuldig, sondern gefällts oder mißfällts mir. — Die Lotterie des Rechtes. (Seite 63.) — Abdruck deiner Gestalt. (Seite 64.) — Die Geschichte vom Geschmack. (Liebe der Frau von Welt.) (Seite 65.) — Der ästhetische Absolutismus (Seite 67) und die Vergiftung des Rechtes. (Seite 68.)

Und so gehen sie denn daran, das Inkommensurabelste, was es gibt: Eigenes mit Fremdem, schauerliches Erlebnis mit von fremdher gehörten oder gar von irgend einer spielenden Phantasie ersonnenen und erklügelten Dingen zu vergleichen — ganz wie Scheherezade es tun muß, weil nun einmal ihr Leben davon abhängig ist. Denn glaubt man, so mir nichts dir nichts debattiert der Dichter in solcher Breite diesen Kaschgarer Fall? Weil Scheherezade noch lebt und Schahrjar das Wort noch immer nicht gesprochen hat, das alles beendigt, hat Schahrjar es wohl schon vergessen, und gleich ihm auch wir, die so gedankenvollen Leser, wie greulich diese Abhängigmachung von Leben und Tod von solch einem Erzählen ist. Und da zeigt denn der Dichter noch einmal das Krasse ganz kraß, und den Befehl, zu erzählen, als blutigen Wahnwitz; und läßt es diesen Sultan soeben auch ernstlich und expressis verbis aussprechen, daß er die Leute wird töten lassen, wenn ihm das Vorgebrachte nicht gefällt. Und was also in solcher Lage erzählen? Nun, sollen Menschen da nicht im vorhinein verzweifeln, so können sie nur annehmen, daß der Mann, der von ihnen solches fordert, doch wesentlich als Richter hier ist, der überzeugt sein, und also gewißlich nichts anderes, als durch die Vorführung sprechender Analogien zur Klarheit geführt werden will. Oder ist es denkbar, daß es anders sein sollte? Der Mann des Gerichtes fordert doch nicht Unterhaltung, und

willst du ihn beleidigen, so wage es nur und komme ihm als Novellist . . . So holt denn der erste natürlich und folgerichtig seine Pièce aus zugehörigem Kreise und erzählt von einem, der auch auf frischer Tat ertappt wurde.[1] Und doch versagte man ihm nicht Mitleid und Erbarmen, als sich herausstellte, daß auch ihn ein Fühlen zur Fähigkeit ungeheurer Opferung erhob.

Und der zweite spricht von falschem Verdacht und seinen Folgen: wie einer in Schande fiel und ihm der Arm abgehauen wurde, weil bei ihm unter gravierendsten Umständen der Leichnam eines ermordeten Mädchens gefunden worden war. Und doch verzieh ihm nach aufgekommener Wahrheit der Vater der Ermordeten nicht nur, was er an ihr tatsächlich gesündigt, sondern fühlte die Verpflichtung, ihm um der erlittenen Entehrung willen Genugtuung zu leisten, und machte ihn zum Schwiegersohn.[2]

---

[1] N. 113 u. ff. Das ist das Hauptthema in der „Erzählung des Christen"; mit der Zartheit eines Oliver Goldsmith webt aber der Dichter die Fortsetzung des anderen Themas von der verdächtigten Frau hinein. Und zwar ist es diesmal kein Fremder, sondern der liebende Mann selbst, der sie ahnungslos entwürdigt; er weiß nicht, wie er ihr wehe tut, indem er sie für käuflich hält und Tag für Tag für ihre Liebe entlohnt. Bis er verarmt und einen Diebstahl wagt, um noch einmal den Preis für ihre Gunst aufzubringen: ertappt und bestraft, schleppt er sich dann mit abgehauenem Arm zu ihr und erfährt nun, wie wenig er die tiefe Schönheit ihrer Seele gekannt. Nichts von seinen Schätzen hat sie angerührt, alles liegt für ihn bereit in ihrem Kasten . . . Aber dies Motiv von der Liebe, die kein Geld ersehnte, ist das mindest maßgebende in dieser Konzeption. Zu etwas ganz anderem steigert sich das Gedicht: Auch die Frau hat nicht geahnt, daß er sie so liebe, und gerade infolge seiner Geschenke hatte sie geglaubt, daß er nur eine Liebe suchte, die man eben mit Gelde bezahlt. Aber nun sie an seinem Opfer das Maß seiner Innigkeit erkennt, stürzt sie ihm zu Füßen, und während er, entehrt und für alle Welt gezeichnet, befürchtet hat, nun als der geschändete Bettler zurückgewiesen zu werden, gehört sie ihm fürs Leben an, kann sie sich nicht genugtun, ihm das Opfer zu entgelten, kann sie es nicht verwinden, daß er so namenlos für sie gelitten hat, und welkt dahin, obschon er längst wieder genesen, und stirbt, unfähig zu vergessen, was um ihretwillen mit ihm geschehen.

[2] N. 135 u. ff. Und auf der Aversseite dieser „Erzählung des Juden" neue Variierung des Gedankens, wie wenig man das Frauenherz kennt. Bisher hat Scheherezade gezeigt, wie oft und in mannigfacher Weise man der Frau unrecht tut infolge dieser Unkenntnis; und jetzt beginnt, um viele Oktaven tiefer, die Skala: sieh, wie du sogar dort blind bist, wo wirklich ein Herz und Sinn voller Perversität existiert. Diese neue Folge ist für Scheherezade auch taktisch wichtig, weil sie Schahrjar das Vertrauen gibt,

Der Sinn der beiden Erzählungen, hier und an dieser Stelle vorgebracht, ist also so einfach, nicht wahr. Selbst wenn einer von uns das Verbrechen an dem Buckligen beging, bleibt noch die Frage, ob die Tat nicht mitleidwürdig, und ob sie just gemeiner Natur war. Ist es aber erwiesen, ob auch namentlich der im Gelegenheitsverhältnis Ertappte sie beging? Die Erfahrung lehrt es, wie schrecklich der Zufall uns oft ein solches Verhältnis bereitet, und doch ist der daraus abgezogene Verdacht so falsch! Das also ist der Sinn und auf ihn kommt es an; nur um diesen seinen Kern handelt es sich, denn es sitzen hier ja Richter und nicht Ästheten zu Gerichte, vor denen man neben dem Sinn auch noch die Originalität eines Gedankens, ferner Stil, Bau und Vortrag erklären und rechtfertigen muß. Der Ästhet kann sagen: die Geschichte dieser eurer Marguerite Gautier ist rührend, aber vielleicht doch zu sentimental, oder auch nicht kompliziert genug, zu mager und zu arm an szenischer, dramatischer Bewegung — und jedenfalls ist sie des Grausig-Grotesken, das das Kaschgarer Salz ist, nicht teilhaftig. Und die zweite, die damaszenische Carmenaffäre, ist vielleicht schon vieux jeu, wenn auch freilich kühn durch die Verlegung des Konflikts zwischen zwei Schwestern; sonst genügten Freundinnen für das Spiel von Eifersucht und Mord. Spräche demnach ein Ästhet so, so wäre er nach seinem Berufe vollkommen im Rechte, ob man nun im Konkreten seine Empfindung und Meinung teilen will oder nicht. Denn seine Sache ist es, über die Romanqualitäten der verschiedenen Sujets sowie dann auch über die Machje zu urteilen. Allein der Richter, er weiß auch nichts anderes, als über die Appretierung und Eignung eines Stoffs, einen spannen-

daß die Erzählerin vor ihm nichts verschleiert, und nicht bloß die süßliche Advokatin sein will, die von der Frau immer nur das Beste berichtet. Der Anfang dieser Folge ist also die Novelle hier, die Geschichte der Tochter des Gouverneurs von Damaskus, deren Geliebter es für den Einfall lustigen Hetärentums hält, als sie ihm für die nächste Nacht ihre Schwester mitzubringen verspricht, die sie nun mit allen Mitteln der Verführungskunst wirklich zu dem Abenteuer hinlockt. Und indes ihr heißes Lachen stachelt, bis er wirklich nur für die Schönheit Sinn hat, merkt er nicht, daß Eifersucht ihr Herz zerfleischt und sie das Ganze nur ersonnen hat, um das Maß seiner Liebe zu erproben. Als Zeugin fremden Liebesrausches harrt sie also die ganze Zeit aus und durchjauchzt, ein Wunder von Lustigkeit, die Nacht mit ihren scheinbaren Humoren. Wie der Mann tagsdarauf erwacht, findet er das junge Mädchen von der Schwester aus rasender Eifersucht ermordet, von derselben Schwester, von der die Unglückliche zu der Liebesnacht hingelockt worden war.

den Roman abzugeben, sich aufzuhalten? Und noch mehr, er ist erbittert und empört, daß der Delinquent ein schlechter Rezensent oder Novellenfabrikant ist; er versteht es nicht, wie man so geschmacklos sein kann, die Fälle neben jenem, der seinen Nerv getroffen hat, zu beachten; und ist so aufgeregt, daß er donnert: ihr Hunde, wagt ihr zu behaupten, daß diese eure Dramen und dünnen Sentimentalitäten so interessant sind wie meine Maschgarer Affäre?

Aber so ist es, das berührt ihn an den Erzählungen, und das allein ist es, was er aus dem Munde der hier um ihr Leben kämpfenden Männer erhorcht hat, daß sie an etwas Gefallen finden, was ihm nicht gefällt. Und da es dem Pakte gemäß um ihr Leben geht, ruft er, wie Schahrjar es vielleicht morgen schon ebenfalls wird tun wollen: ihr Hunde, gleich lasse ich euch alle miteinander hängen ob eurer, noch dazu anmaßlichen ästhetischen Unfähigkeit!

Nun, und weiß man sich noch immer nicht den richtigen Vers darauf? Ach Gott, da ist es ja klar, daß Sr. Majestät überhaupt nicht nach Analogien dürstete und überzeugt sein wollte, sondern daß er ganz einfach von uns nur gekitzelt und unterhalten zu sein wünschte und böse ist, weil eben das Gebotene nicht nach seinem Geschmack ist. Und überhaupt herrscht ja nun Klarheit über die Situation! Denn nicht um die Frage schuldig oder nicht schuldig, sondern um die andere, gefällt oder mißfällt es mir, wird hier Gericht gehalten; und nicht der Beschaffenheit der Tatsachen, aus welcher sich der Schluß auf Recht oder Unrecht ergibt, gilt die Nachforschung, sondern einzig der Frage, ob etwas, dessen Zugehörigkeit zur Sache nicht einmal gewünscht wird, dem Geschmacke zusagt, der also Alleinherrscher ist. Und natürlich ist es dann für dein Leben mitentscheidend, ob dir gerade etwas einfällt, was dem jeweiligen Geschmack entspricht. Bravo, wenn du es triffst; und triffst du es nicht, dann Adieu, Welt und Leben! Denn das Recht ist zu einer Lotterie geworden, in der es keinen Zwang des Verstandes mehr gibt, der sich nach den objektiven Merkmalen der Schuld wie der Tat richtet, sondern in der überhaupt nur noch irgend ein Empfinden entscheidet, also unter Umständen das subjektivste und wandelbarste, was es gibt. Und zwar entscheidet es willkürlich, weil eben über eine Frage, die nicht die Frage der Schuld ist; und entscheidet ferner vollkommen gesetzlos, weil es unmöglich ist, dem Empfinden Richtungslinien zu errichten, indem es selbst in derselben Psyche launenhaft schwankend, noch dazu individuell

verschieden und für jeden ein anderes ist. So wie sich der Geschmack Haruns auf Ernstes richtet, so geht der Geschmack dieses Mannes da in Kaschgar offenbar einen anderen Weg: zu dem, was grausig-drollig ist, zu Knockeboutwürfen, zu dem, was zum Lachen reizt und dabei von wilder Gräßlichkeit dampft. Nun, und wenn dem so ist — spricht der Dritte zu sich — was tun? Se. Majestät will es nicht anders! Und so erzählt er, den Strick um den Hals, eine launige, prickelnde und spaßhafte,* eine greuliche Geschichte — eben vom Geschmack.

Also wieder geschlossener Zusammenhang! Scheherezade sprach gleich bei der ersten Begegnung: du willst mich töten? diskutieren wir dein Recht hiezu. Dann, als sie den König mit ihren Erzählungen zu ködern anfing, sagte sie ebenso mutig: diskutieren wir, ob man Rechte für Erzählungen feilhalten soll. Das beleuchtete sie hundertfältig, immer stand das „Wenn", der so beschaffene Rechtserkauf auf der Tagesordnung; und die psychologische Wurzel dieser Art Willkür bloßlegend, gelangt sie nun eben zu dem Satze: wer sich nach Erzählungen richtet, richtet nach seinem subjektiven Geschmack. Aber wie sie jetzt in der Analyse weiter schreitet, läßt sie die Schleier fallen und hat wieder den Mut, den Stier bei den Hörnern packend zu sagen: So! und erkenne dich jetzt selbst in dem Bilde, das von dem Geschmack und den Wirkungen handelt, die seine Prävalenz zutage fördert, und zwar nicht bloß innerhalb des Rechtskreises, sondern auch dort schon, wo es nicht um Tod und Leben geht. Und natürlich müssen wir dabei auf den Sinn sehen und nicht auf die Grimassen, die Tribouiet während seines Vortrages bitteren Gemütes dazu schneiden muß. Und jetzt am wenigsten darf man mit dem Einwande kommen, das seien schließlich doch nur spezifisch orientalische Wichtigkeiten, die bei uns undenkbar sind. O nein! de te fabula narratur; es geht schon auch uns an, dieses Kapitel vom Geschmack.

Nämlich, es war eine verliebte Dame, die war empfindsam; und war noch mehr verliebt, als ihr Abgott um ihrer willen arge Gefahren bestand. Aber es löste sich alles in Glück auf, denn es gelang die Besiegung der Widerstände und sie fühlte sich im Paradiese — da, Entdeckung! wie sehr hatte sie sich getäuscht! . . Und was meint man wohl, fand sie: verräterische Briefe, Duft aus einem fremden Bette, Treubruch? Nichts dergleichen, sondern nur, daß

* N. 125 u. ff. Geschichte des Küchenaufsehers.

der Mann, den sie ihresgleichen wähnte, es in Wirklichkeit nicht ist; und daß er die Regeln ihrer gesellschaftlichen Schicht nicht einmal kennt.[4] Hier muß ich erwähnen, daß ich in meinen oftmaligen Vorträgen nie so ungläubiges Staunen als bei diesem Punkte wahrgenommen habe; die Leute konnten es gar nicht glauben, daß das alte orientalische Buch ein so ungeheuer modernes Motiv behandelt haben soll. Es ist aber doch so; und noch mehr, die Folge wird zeigen, daß die Geschichte nach Absicht des Werkes trotz ihres von der Situation gebotenen possenhaften Tones gar nicht ernst und tragisch genug genommen und analysiert werden kann. Wenn es sich um einen „Bourgeois gentilhomme" handelt, dann sind es natürlich lustige Affären, und wir lachen mit Recht, wenn die innerlich Distinguierte den niedrigen Snob, der sich an sie herandrängt, fühlen läßt, was er ist. Anders ist es, wenn hier einer von innerem Werte vor uns steht und wir ihn von der Frau, an die er glaubte, plötzlich fallen gelassen, und ihre Gefühle geändert sehen aus keinem anderen Grunde, als weil ihre einzige Richtschnur das Gebot der Welt ist, die bloß nach Äußerlichkeiten frägt. Denn hier handelt es sich um das ganz bestimmte und genau begrenzte Motiv, nicht der Frau, die liebt und unter dem Drucke von Athmosphären dem Gebote der Liebe dann doch zuwiderhandelt, sondern jener anderen Frau, die zwar bei vorhandenem Triebe sich dir in die Arme werfen wird, wenn keiner sonst da ist, von einer verpflichtenden Liebe aber nur redet, wenn sie es unter einer sehr klaren und vorsichtigen Bedingung tun darf. Und diese Bedingung ist[5] die Zugehörigkeit zu ihrem gesellschaftlichen

[4] N. 132. „Bei Gott, ich werde dich dafür bestrafen, daß du dich einer Dame meines Standes näherst, während dein Hemd nach Serbet riecht!"

[5] Natürlich gibt es der Dichter genug, die diesem Motiv in die Nähe kamen, da doch Jahrzehnte des Romans von dem Unterschied der Stände gelebt haben, der mit sovielem, was er behandelt, an die Sache hier streift. Aber eben nur streift; denn gerade dieses Moment der Zersetzung einer scheinbaren Liebe unter der Wirkung gesellschaftlicher Säure, wurde nie bis ans Ende analysiert. Immer blieb man und ohne zu differenzieren, in der Erklärung des Endes einer solchen Liebe bei unklaren Sammelnamen, oder gar beim Nebel undefinierter Gefühle stehen, wie. Macht der Gewohnheit, überwiegender Einfluß des Vorurteils, — oder gar bei der „Angst vor der Gesellschaft" und der berühmten „Schwäche des Frauencharakters" und was dergleichen sonst. Und nun ist festzuhalten, daß es sich um keinen dieser Fälle handelt: weder um Liebe bei unselbständigem Wesen, noch um Liebe, der die Opferkraft abgeht, noch auch um eine, die sich durch was immer in Angst und Schrecken versetzen läßt. Und auch die Koketterie der Höhergestellten, die bloß

Kreise, so daß diese Art Liebe also schon in ihrem Werden still rechnet, daß du zu der Welt, die sie im Sinne hat, passen wirst. Wenn dies angenehmerweise zutrifft, o, wie die Liebe dann aufflammt und sich ebenfalls als ein durch keine Rechnung bestimmbares, sondern bloß aus dem Gemüt geborenes Gefühl zu geben bemüht! Und diese Art von Liebe, das ist diejenige der Frau von Welt. Denn niemand so sehr als sie schafft es, daß im Vorhof der Liebe immer die Rücksicht auf die Welt als Kontrolleur dasteht, der die Legitimation kalt abfordert; und da kann man also gewiß nicht von einer Macht der Gewohnheit sprechen, geschweige denn von einer Schwäche, die sich der Standesfessel nicht entledigen kann. Denn sie will sich ihrer ja nicht entledigen und es fällt ihr nicht ein, unter ihr schmerzlich zu seufzen, sondern sie liebt sie im Gegenteil aus allen Fasern des Herzens, und hält nur das für recht, was der Welt recht ist, nur das für zusagend, was der Norm der Welt zusagt, nur das für liebenswert, was von der Welt so genannt wird, und nur das für schön und zulässig, was dem Geschmack der Welt so erscheint. So erklärt es sich, daß wandelbare Vorschriften, welche der Laune des Tages entspringen, einer solchen Frau die Regulatoren der Gefühle, und heilig sind. Und so erklärt es sich, daß der Mann, den sie bereits bewundern wollte, in der Sekunde für sie nicht mehr existiert, wo er sich, und sei es auch in Bezug auf eine Vorschrift von gestern, mit der ihr ganzes Herz einnehmenden Welt in Widerspruch setzt. Braucht man zu wiederholen, daß das alles Dinge sind, die gerade in unserer Zeit fast jeden Tag praktisch werden? Man erinnere sich aus unserem Kleinleben, wie der Tischnachbar plötzlich für uns zu existieren aufhört, sobald man ihn bei der Mahlzeit nicht im vorgeschriebenen Gewande, oder sobald man ihn zu einer Zeit, wo es nicht Mode ist, beim Zerteilen des Fisches mit dem Messer betrifft. Und nun bitte ich, für einen Augenblick nicht daran zu denken, ob wir lachen oder uns in Trauer hüllen sollen darüber, daß es so ist; sondern nach etwas anderem ist jetzt zu fragen: nämlich, was diese Frau aus ihrer ob

den Reiz des Spiels kennen lernen will, ist hier nicht in Frage, noch auch die Unbeständigkeit, die nach ausgekostetem Trunk auch ohne Vorhandensein einer gesellschaftlichen Scheidewand wechselt und die Eigenen ebenso leicht wie die Fremden verläßt. Denn in allen diesen Fällen ist — natürlich mit Ausnahme der Koketterie —, und zwar trotz genauer Kenntnis vom Vorhandensein eines gesellschaftlichen Unterschiedes, denn doch eine Liebe entstanden, nur daß sie an der Unfähigkeit, sich zu bewähren, krankte, oder an der Unfähigkeit, zu dauern, leicht wieder starb.

nun verkehrten oder sonstwie gearteten Ästhetik heraus wirklich empfindet, sobald sich vor ihren Augen solch ein Verstoß gegen das, was ihr heilig ist, abspielt? Nun denn, sie empfindet es wirklich als abscheulich — und das ist ja wenigstens einigermaßen ihre subjektive Rechtfertigung. Aber wenn sie dann den Mann ohne Rücksicht auf seinen sonstigen Wert kalt und ohne jede Beschwer verabschiedet, dann hat ja doch das Geschmacksurteil alle Regung des Herzens wie des Gewissens erstickt.

Und das ist es, was Scheherezade sagen will. Die Heldin in ihrer Geschichte ist Orientalin, und als solche ist ihr der Mann disqualifiziert, wenn er Süßigkeiten mit der Hand genommen, und sie schneidet ihm zur Strafe die Finger der Hand, mit der er gefrevelt hat, ab. Bei uns wird dem Bräutigam in ähnlichen Fällen scheinbar minder grausam die Tür gewiesen, doch es kommt in der praktischen Wirkung, daß ein Leben zerbrochen wird, ach, wie oft auf dasselbe heraus. Und ist da die Beziehung auf den Kaschgarer Fall noch zweifelhaft? Ob da oder dort, immer ist es der Absolutismus des Geschmacks, und also der ästhetische Absolutismus, um den es sich handelt. Und so wie der Dame die Verstöße, deren einer sich schuldig macht, unschön erscheinen, so geht es dem Sultan mit den Erzählungen, die man vor ihm produziert. Und so wie sie darum im Umschwung der Stimmung die Liebe von gestern mißhandelt, so vergißt der Sultan, daß er noch gestern behauptet hat, einzig für das Recht da zu sein, und fällt Todesurteile, weil man sein ästhetisches Empfinden verletzt. Und wohl kann man also sagen, daß Scheherezade, indem sie diese Geschichte vom Modegeschmack vorbringt, in Wahrheit keinen anderen Faktor, als das Erzählen selbst und den literarisch-ästhetischen Einfluß im Rechte auf die Anklagebank setzt. Denn wie dort der Modegeschmack die Menschen nicht nach ihrem Werte, sondern nach etwas Äußerlichem und Nichtzugehörigem beurteilt, so hier der spezifische Geschmack eines Sultans ihr Recht nicht nach seinem Inhalt, sondern nach einer erzählerischen Konzeption; und so wie dort nicht das Rationelle, sondern häufiger das Wilde und Gewillkürte über ein Herz entscheidet, so hier jedweder gerade herrschende Geschmack, also auch der an dem Grellen und schreiend Grotesken, da er die Macht hat über Leben und Recht.

Und nun die Frage: Was bist du, wenn du in einem spezifischen Empfinden befangen, auf dem Richterstuhl die Zügelführung dem Geschmack übergibst? Schlimm ist es schon, wenn es ein sogenannter

geläuterter und ernsten Dingen zugänglicher Geschmack ist, da doch beim Richten sozusagen nichts und niemand als die Sache selbst ihr Recht bestimmen soll. Um wie viel furchtbarer ist es dann aber noch, wenn da einer ist, der die Kasernhofblüte liebt und sich gern in dem wilden Gelächter der Trinkbude austobt; denn dann schlägt eben auch in seinen Urteilen der Kneipengeschmack und die Budenästhetik durch. Also wer bist du, König, und was entnimmst du dieser Geschichte? Gefällt sie dir und spürst du wohl, was sie sagt? Ja, sie hat mit einer grausigen Drollerie begonnen, aber unmerklich ist sie zu einer Kritik der Abhängigmachung des Rechtes von Dingen des Geschmackes emporgestiegen, wie sie bis und nach Voltaire nicht wieder dagewesen ist. Dabei ist nicht zu vergessen, daß im Märchen Naivität ist und der Richter da oben noch offen und ohne Maske ausplaudert: bei mir findet man Milde, wenn man mir gefällt. In der Wirklichkeit aber, und auch heute noch bei uns im Okzident, ist der Einfluß des Geschmacks auf alle unsere Entschließungen selbst im Rechtsleben genau der gleiche, wenn auch niemand mehr seine Voten für Erzählungen verkauft. Denn ob es Erzählung oder sonstwie heißt, worein gekleidet die Geschmacksempfindung sich einschleicht: die Sache ist die gleiche, und bloß auf die Verfälschung des nach dem Rechten spürenden Sinnes kommt es an. Und da neigt sich das Urteil noch heute dem zu, für den der geschmackvollere Redekünstler das Wort führt; da spricht das Mitgefühl noch heute lebendiger für die junge und schöne, als für die alte und in der Lebensnot häßlich gewordene Frau; und noch heute mag der dürre und triefäugige Shylock mit den Wolfsaugen vergebens um die Teilnahme werben, die die Jack Hamlins oder John Oakhorsts oder die so kaltblütig chevaleresken Rastaquoères mit blendenden Aureolen umgibt . . . Nicht entschieden genug müßte ich es aber zurückweisen, wenn mir jemand wiederholen wollte, daß sich diese Applikation auf die Gegenwart von unserem Stoffe entfernt. Im Gegenteil, durchaus gehört sie zu ihm, weil nur dieser Blick auf das Heute dem Werke die nötige Folie gibt. Die Sache ist: noch heute wie zur Zeit der Abfassung dieser orientalischen Geschichten befindet sich die Gerechtigkeit nur selten allein auf dem Throne, denn sichtbar und unsichtbar sitzt neben ihr die ästhetische Empfindung, lähmt ihr die reine Erwägung und suggeriert ihr die Richtungen, nach denen sie zu schauen hat. Unser politisches Empfinden sowie nicht minder unser soziologisches Forschen hat im Laufe der Zeit genug Quellen

aufgedeckt, aus welchen die Vergiftung und Entartung der Gerechtigkeit fließt. Da ist der tyrannische Geist, der Haß der Nationen und Schichten, Vorurteil, Rassen- und konfessioneller Haß, oder Staatsraison. Da sind ferner als individuelle Momente die Herzenskälte, der alles gleich ist, der Egoismus, der nicht nach ethischen Gesichtspunkten, sondern nach seinen Interessen abmißt, sowie als natürliche und unabwendbare Faktoren das Alter, welches zu pedantisch, die Jugend, welche zu rasch und voreilig, der spezifische Intellekt, wenn er zu eng, der überreizte Sinn, wenn er hemmungslos ist. Aus allen diesen Quellen ergießt sich also der Strom, der das trübt, was kristallklar sein sollte: eben die Gerechtigkeit; und wir alle wissen, daß dem so ist, denn zu unzähligen Malen haben unsere Philosophen, unsere Dichter, unsere Väter und unsere Märtyrer um dieser Vergiftung des Rechtes willen zu den Waffen gegriffen und um die Verstopfung dieser Quellen gekämpft. Aber keiner hat — Shakespeare ausgenommen, und daher ist er, ist sein „Kaufmann von Venedig" so verehrenswürdig — auch nur im entferntesten daran gedacht, wessen sich dieses alte orientalische Buch klar bewußt ist und was es mit nie erschöpfender Kraft immer wieder hinausschreit: daß alle diese anderen Fehlerquellen zu Zeiten doch sistieren, während eine vorhanden ist, die nie aussetzt und stärker ist als alle diese anderen Feinde des Rechtes, weil sie unmerklich und von niemandem konstatierbar, auf den dunklen Wegen des Empfindens sich in das Unbewußte einschleicht und den zum Richten Berufenen bis ins innerste Mark affiziert, ihn jedesmal von seiner Aufgabe, der Fällung von Sachurteilen, ablenkt, und statt dessen zu Geschmacksurteilen, gleich jenem von Kaschgar, verführt."

[6] Man lese des großen Popper-Lynkeus „Die technischen Wissenschaften in ihrer ästhetischen Bedeutung" und desselben Verfassers großartige „Phantasien eines Realisten" sowie namentlich seine Schrift „Die Wertschätzung des Individuums" schon um des völkerpsychologisch bedeutsamen Umstandes willen, daß es nach so langer Zeit wieder ein Orientale ist, der mit unnachahmlicher ethischer Größe dem überwuchernden ästhetischen Empfinden bei Erledigung der Wichtigkeiten des Lebens die Grenzen weist.

X. Fortsetzung. Rückschluß auf das Königtum.

Was ist seine Aufgabe? (Seite 70.) — Der Barbier, der Ästhetik trieb (Seite 71) — und sich als Vormund und Retter aufdrängte (ibid.), — bis man dem Bevormundeten die Knochen brach. (Seite 72.) — Fußnote: Die Rettergalerie.. (ibid.) — Wie sich Harun in der Erzählung vom Bedruddin Hassan erkannte. (Seite 73.) — Die lustige Geschichte von der traurigen menschlichen Ohnmacht. (Seite 74.) — De te fabula narratur. (Seite 75.) Skala der Niedertracht. (Seite 77.) — Das Volk in seinem Vertrauen. (Seite 78.) — Wie es zum Hoffen verführt und getäuscht wird. (ibid.) — Die erste Revolution. (Seite 79.)

Nun aber zurück zum König! Die Geschichte lehrt, daß der Orient, wie dumpf er auch unter dem Walten der an seinem Mark zehrenden Krankheit dahinlebte, sich am Ende doch klar über ihr Wesen war. Seine Apathie bewirkte es, daß er sie oft weite Wegstrecken lang wie eine Naturgewalt hinnahm, gegen die eine vernünftige Auflehnung ihm kaum denkbar schien. Aber dann begann irgendwo in der Stille doch immer das Wühlen einer Empfindung, welche sich auf den Zweck einer Herrschaft und auf das, wozu sie eigentlich da sein soll, besann. Und zwar sprach diese Empfindung, wie in solchen Lagen natürlich, immer erst mit leisen Stimmen, und es war schon wie ein Wetterleuchten, wenn sie im Clowngewande und in Gestalt irgend eines Lustigmachers vor einen größeren Zuhörerkreis, auf Straße und Markt hinaustrat. Und was sagten diese Späße, in die sich der dumpfe Schmerz kleidete? Ich denke, das ist so selbstverständlich, wie die Logik, mit der je ein Béranger oder Menenius bei Betrachtung solcher Dinge an den Bau seiner Lieder oder Fabeln schritt. Sie sagten: Was ist das Königtum? Wir beriefen und investierten es, damit es eine bestimmte Funktion ausübe, die in unserem Leben notwendig ist. Bewachen, was allen gehört, sollte der Beamtete, und den Schmutz fernhalten, der sich sonst ablagert und uns hindert, den wahren Wichtigkeiten un-

seres Lebens ruhig nachzugehen. Mit einem Worte, reinemachen sollte es. Und statt bei diesem Geschäfte, für das er bestellt ist, zu bleiben, kümmert sich dieser König um anderes und ruft: nicht was dir nottut, ist wichtig, sondern nur das, was mir gefällt. Aber wenn dem so ist — der Orient sagt es — dann ist das ja genau der Fall des Bartscherers,[1] der einen schön machen sollte und statt dessen etwas anderes tat! Wobei er natabene auch voller Geschmacksempfindungen war und auch allen kunstvollen Schönheiten zugänglich; nur daß er nicht rasierte, als es sich darum handelte, sondern den Gast, der ihm unter dem Messer saß, fast zur Verzweiflung trieb! Nämlich, dieser Gast hatte beim Betreten der Stube gleich gesagt: rasch, ich muß zu meiner Geliebten, und der Barbier seifte ihn auch sofort, mit dem Versprechen, rasch zu sein, ein. Aber statt nun ans Werk zu gehen, begann er von Wissenschaften und Künsten zu erzählen, von der Unentbehrlichkeit seines Berufes und von der Gefahr, wenn man zu eilig ist. Darauf rief der noch immer Halbrasierte: zum Teufel, du sollst mich rasieren! wohingegen jener jetzt von Geschmack und Literaturen tratschte; nur rasieren tat er nicht. Bis der Gast endlich ausschrie: du Elender, mir geht's an Glück und Leben; kommt man zu dir, um Schönheitsempfindungen zu vernehmen? Und da er das Fertigmachen erzwingt und forteilt, scheint die Humoreske zu Ende zu sein. Denn nicht wahr, jetzt wird er zu spät kommen, und die Art des ungebetenen Ratgebers und Kunstschwätzers ist genug illustriert? Täuschung; wo wir sie mit ihrem Witz zu Ende meinen, dort fängt diese Erzählerin erst recht zu graben an. Denn was wäre das auch für ein billiger Esprit, einem so gearteten Königtum zu sagen: du bist wie der Barbier, der statt wegzunehmen, was wegzunehmen ist, sich auf Dinge, die nicht seines Amtes sind, kapriziert. Nein, es ist noch anderes dabei. Denn derselbe Barbier, der uns mit seinen Liebhabereien martert und dabei auf dem Wege zu unserem Glücke aufhält, eben derselbe drängt sich uns dann noch als Retter auf und brüllt von Liebe zu uns, während er uns ruiniert. Denn sieh' mal: in Schweiß gebadet langt der junge Mann bei der Geliebten an und ahnt nicht, daß der Barbier ihm nachgelaufen ist und unten vor dem Hause wartet; und während jener oben ist, schreit der Barbier unten: „mein Herr ist drinnen — warum höre ich von ihm nichts? — man will meinen Liebling ermorden!" Und so provoziert er einen Skandal wie vor Brabantios

[1] Geschichte des Schneiders und des Barbiers; N. 143 u. ff.

Haus . . . Und das eben ist die Art und das lehrt die Naturgeschichte der Zarismen! Wir berufen sie, damit sie wachen und wirkliche Gefahren, die uns drohen, hintanhalten, und statt es so zu verstehen, wie es doch klar ist, sagen sie: ah, durch den Dienst, den du von mir forderteſt, hast du mich zu deinem Vormund bestellt! Und nun kann man sie nicht mehr abschütteln, sie folgen bevormundend bis vor das Heiligtum, wo unser Selbstbestimmungsrecht anfängt, und erklären uns so lange und so laut in Gefahr, bis sie sie herbeigerufen haben, um uns zu demonstrieren, wie unentbehrlich sie sind. Und wie nun der junge Mann, um sich und die Ehre des Mädchens zu retten, sich in einer Kiste verbirgt, die man dann zum Hause hinausträgt, schreit der Vormund unten: „Öffnen! In Korb oder Kiste ward unter Harun-al-Raschid auch einmal ein Leichnam so aus dem Hause getragen!“ Und wenn nun der Deckel auffliegt und der junge Mann herausstürzt, rufen diese Barbiere und Könige, da das Opfer mit gebrochenen Knochen auf dem Straßenpflaster daliegt: Gott sei Dank, daß ihr uns wenigstens zur Seite hattet, denn so wurden euch bloß einige Knochen zermalmt.[2]

Und der Sultan erkennt sich nicht, und lacht!

Wie ist das nun möglich? Nun, da müssen wir — scheinbar abschweifend — für einen Augenblick zu der Geschichte von der zerstückelten Frau zurückkehren, wie da nämlich am Schlusse

[2] 155. N. „O mein Herr! hätte mich Gott dir nicht zu Hilfe geschickt, du wäreſt ihnen nicht entgangen!“

[3] **Rettergalerie**. Notabene, hier eine kleine Überschau, die zeigt, wie konsequent Scheherezade an dem Motiv vom tätigen Mitleid, das zu rettenden Taten drängt, festhält. Man betrachte, wie nenne ich sie kurz? diese Retter-Galerie: 1. Scheherezade selbst; 2. die drei Kaufleute unter dem Palmenbaum; 3. der Fischer, der den Geist; 4. der Arzt Duban, der den König; 5. der König, der den versteinerten Prinzen; 6. Harun, der Aminen und ihre verzauberten Schwestern rettet. Dann 7. das Weib, das sich von Djardjaris töten läßt, um den Geliebten zu retten, und 8. die Prinzessin, die in der Rettung desselben Mannes stirbt, ohne ihn auch nur gekannt zu haben. 9. der Vater der Zerstückelten, der sich anklagte, um das Verhängnis vom Schwiegersohn abzuwenden; 10. Djafar selbst, der für Rihan das Wort ergreift; und jetzt 11. in der eben behandelten Kaschgarer Geschichte die vier Delinquenten, sowie 12. das Mädchen von Kairo (abgehauene Hand) und 13. der Gouverneur von Damaskus. Man wird übrigens sehen, wie das Motiv im Fortlauf dieses Stückes noch weiter fortspielt und — ob auch, dem Charakter des Ganzen entsprechend, ins Komische gewendet — zuletzt der Bucklige selbst als Retter auftritt, und der Barbier, der Clown, eine Vorstellung als Massenretter gibt.

Djafar zu erzählen beginnt, obwohl dies schon überflüssig ist, weil der Sklave von Harun ja doch schon offenbar begnadigt ist. Wenn es aber seiner Advokatie nicht mehr bedarf, in welcher Mission geschieht es, daß Djafar trotzdem mit seiner Geschichte anfängt, er, der sonst nicht erzählungswütig ist und sich als Minister mit anderen Dingen abgibt, als mit der Pflege Scheherezadenscher Kunst? Nun denn, er hat ja auch an seinem eigenen Leibe heute etwas erlebt, woran es schon einen Menschen treiben muß zu denken; er ist selbst heute zweimal unter dem Schafott gestanden, als ihm -- das eine wie das andere Mal — die von einem Unbekannten begangene Tat unbekannt geblieben war. Allein, indem man sich dies wiederholt, muß man sofort auch betroffen innehalten; denn ist es möglich, daß ob solchen Verschuldens ein Herrscher wirklich den Tod über einen Minister verhängt? Gewiß ist es nur recht, wenn man von dem hiezu Bestallten die Behütung der Ordnung verlangt; allein ebenso gewiß kann niemand ein Verbrechen verhüten, das von einem ihm Unbekannten, an einer ihm gleichfalls Unbekannten sowie unter ihm nicht minder unbekannten Zeit-, Ort- und anderen Umständen geplant und begangen worden ist. Und wenn du also einen Minister verurteilst, weil sich unter seiner Amtswaltung ein Mord und eine Verleumdung nicht hätten ereignen dürfen, so ist es dasselbe, wie wenn du der Schahrjar wärest, der seine Gattinnen tötet, weil sie es nicht hinderten, daß eine Frau vor ihnen, die sie nicht kannten, sich einer Untreue schuldig gemacht hat. Und wenn also Harun am Schlusse in die Worte ausbricht, ob es je etwas so Seltsames gegeben, so müßte die Antwort lauten: jawohl hast du recht, und das Seltsamste darin ist dieses dein hastiges Urteil, und wie dir namentlich in der Person des sich selbst stellenden Mörders sofort und so unerwartet auch das treue Bild deiner eigenen hastigen Justizübung entgegentrat. Denn sieh, wie du selbst ihm gleichst, indem du, wie er zur Ermordung seiner Frau, in Hast zum Todesurteil über deinen Minister hineilst und nun spiegelklar die Gefahr vor deinen Augen hast, die sich aus dem Gefühls- und Temperamentsüberschuß in Behandlung der Dinge der Gerechtigkeit ergibt. Und da zeigt sich ja somit an deinem eigenen wie an seinem Beispiel, wie selbst das glühende Gefühl für Tugend und Ehre ohne die nötige Zügelung zum Mittel werden kann, an dem die Gerechtigkeit stirbt. Und nun muß man wissen, daß in Harun keine Leidenschaft so groß war, als diejenige nach

Herstellung des Rechtes. Denn ihm war dieses Bedürfnis nach Recht wichtiger als jede Neigung; in ihm lebte das Gewissen, das sich schon durch die bloße Anwesenheit des Unrechtes beleidigt fühlte, und er besaß die große Fähigkeit, sich zu freuen, wenn er mild sein konnte, sowie umgekehrt gegen sich selbst streng zu sein, in einem Maße, daß er mit heftigen Schmerzen reagierte, sobald er sich auf einem Unrecht betraf. Wie überkam ihn dann die Reue, und wie konnte er, der Starke, laut aufweinen! Man lese, wie ihm zumute war, als der kleine Aslan[4] vor ihn eines Tages mit den Worten hintrat: Khalif, wo ist mein Vater? und der stolze Herrscher über Millionen händeringend sein Haupt neigte und zum Kinde weinend sagte: ich habe ihn töten lassen im Zorn und mittelst allzuraschen Spruchs. Aber eben im Zorn, im Zorn; denn der überkam ihn allzuoft und allzuheftig, so daß er nicht mehr behutsam wog, sondern, ebenfalls eine Beute der Leidenschaft, in seinem Gerechtigkeitsrausche strauchelte, wie der Gatte der ermordeten jungen Frau im Rausche der Ehrliebe, oder wie andere in einem anderen Rausch. Und eines der Beispiele hiefür ist das doppelte Todesurteil gegen den Minister, der geheim Geplantes nicht verhüten, und die Schuldigen, die die Verbrechen begingen, nicht gleich finden kann. Und da ergreift also Djafar das Wort, um, da sich alles doch zum Guten gewendet, nicht von neuen Schuldfällen, noch von Richtern und Königen mehr zu reden, noch überhaupt weiter von Totschlag, Verleumdung, Undankbarkeit, sowie all den anderen Verfehlungen, durch die wir so lange Nächte gewandert sind. Nein, mit keinem Laut berührt er mehr diese Welt der bis zu blutiger Untat sich steigernden Ausgeburten männlichen Zornes; und weder findet man darin eine Predigt, wie man gut und gerecht ist, noch Illustrationen zu der Wahrheit, daß sich der Grausamkeit meist die Stupidität gesellt. Sondern es ist eine Geschichte ohne Anklage, eine mit gar keiner bitteren Philosophie ausgestattete Geschichte, zart und heiter, drollig und voll Humor. Und sie prätendiert auch nichts, will weder zu einem Urteilsspruch, noch überhaupt zu einem Entschluß drängen, sondern sie begnügt sich mit etwas Haardünnem: bloß von etwas Hitzigkeit handelt sie. Und zwar, wie gesagt, so lustig! Zwei Brüder entzweien sich und fluchen einander, und der Grund ist ein Streit über ihre Kinder, die — noch nicht einmal geboren sind! . . . Und wie, du lachst, Mann auf dem Throne? Aber dann ersieh aus dem Beispiel, zu welchen Folgen

[4] In der Geschichte des Ali-Edin Abu-Schamat, 471. Nacht.

das generelle Laster des Mannes, der wütende Jähzorn, das Allerwesenloseste treibt![5] Um eines Apfels willen stirbt eine junge Frau, um eines Apfels willen stand Djafar zweimal unter dem Galgen; um noch ungeborener Kinder willen zerstritten sich zwei Brüder, und um eines Granatäpfelsaftes willen wird Alis Sohn hier in meiner Geschichte jahrelang als Gefangener in einem Käfig dahingeschleppt . . . Und nicht wahr, von etwas so weit Entlegenem scheint diese Geschichte anfangs, aber nein, auch am Schlusse zu handeln; und doch erkennt Harun, wie er sie behorcht, in ihren silbernen Humoren und Wirbeln sein eigenes Bild — während der Kaschgarer Erzähler vergebens immerfort mit faustdicken Anspielungen auf den König losarbeitet. Denn wenn du dem menschlichen Tier sein inneres Bild zeigst, dann sieht es auf die Grimasse Bajazzos, und lacht zu dem Ton, wenn er nach seinem Geschmack ist, und erkennt sein eigenes Angesicht nicht, wenn nicht ein Denunziant endlich ruft: de te fabula narratur! Und das ist die wahre Geschichte vom Geschmack!

Und nun hat die Kaschgarer Sache noch einen Schluß. Aber nicht einen, den man mit der bloßen billigen Phantasie erfindet; sondern nur ein Ernst, der fähig ist, aus Notwendigem auf Notwendiges zu konkludieren, gelangt in den Momenten seines größten Tiefsinns zu solchen Schlüssen und den der Situation angemessenen

[5] Geschichte des Veziers Ali aus Kahira und Bedruddin Hassans aus Basra, N. 74 u. ff. Der jüngere Bruder flieht, heiratet, stirbt in der Fremde; sein Sohn flieht später infolge unglücklichen Zufalls ebenfalls. Geister finden ihn schlafend, tragen ihn durch die Luft nach Kairo, in das Gemach des schönsten Mädchens, das heute einen häßlichen Stallknecht heiraten zu müssen glaubte, und nun glücklich ist, daß ein so schöner Jüngling als Bräutigam sich gibt. Allein sieh da, sie werden wieder getrennt — und wie sie sich erst nach Jahren zusammenfinden, offenbart es sich, daß eben die zornigen Brüder ihre Väter waren, die einst ihr Leben verschworen, daß es nie eine Verbindung werde geben dürfen zwischen ihren Kindern. Und also kommt es gar nicht auf deine Entschließungen an, zorniger Mensch, sondern darauf, was die Allmacht beschlossen hat — und daher Moral: wenn ich, Djafar, jetzt lebe, ist es nicht dir, stolzer und hochmütiger Khalif, zu danken; Gott wollte es so — und Harun beugt sich dem Spruch. (Dabei spielen in der Erzählung neben wahren Herzenstönen unsägliche Humore. Die frischeste und keckste Wendung darin ist wohl, welche Rolle sie einem — Pastetenrezept zuschreibt. Du fragst, wozu es gut sein kann? Der Humor antwortet: um das romantische Muttermal zu substituieren, und erzählt, wie man nach Jahren den Sohn des Entflohenen sozusagen an einem Merkmal aus Butterteig erkennt.)

Einkleidungen. Denn welches ist die Art der Phantasie? Die ist, erregbar, wie sie ist, zum Gegenwärtigen rasch Verwandtes zu assoziieren, und flugkräftig und beweglich, wie sie ist, dieses Verwandte in entlegeneren Weiten, als uns zu übersehen gegeben ist, zusammenzufinden. Allein in die Tiefe gräbt sie nicht; die öffnet sich nur dem bohrenden Gewissen und dem eisernen Verstand. Und weil seine, des Verstandes und des Gewissens, Funde so aus der Tiefe heraufgeholt worden sind, deshalb kommt es oft, daß sie so wenig schimmern und glänzen; und das nicht begriffen zu haben, ist der Hauptfehler der Urteile, die man fast durchaus über den orientalischen Geist in Tausend und Einer Nacht fällt. Denn dieses Übermaß von Phantasie, das man dem Werke zuerkennt, läuft ihm ja bereits wie ein Schimpf nach, da man damit ausdrücken will, daß es ihm sonst an Plan und Zweck und sicherem Verstande fehle. Und nun lese man demgegenüber den Schluß hier; und wenn man es versteht, wie hier nur die Situation die bewußt rauhe und rohe, plumpe und kasernenmäßige Form erzwungen, dann wird man begreifen, mit welcher Unerbittlichkeit der Erzähler an der Frage dieses Königtums festhält, und mit welcher Entschlossenheit er sie bis ans Ende verfolgt. Denn wie! zu Schutz und Rettung für uns behauptete jemand gekommen zu sein, und wir waren beglückt und haben nicht gezweifelt. Wenn nun aber dieser Jemand, dem man so vertraut und den man so willkommen geheißen, Liebe und Vertrauen doch hintergehen würde, was wäre er dann, und wie bezeichnet man seinen Wert? Und da tritt nun der unberufene Retter, der Barbier von Bagdad, selbst auf den Plan, aber nicht mehr mit dem früheren Part, sondern in einem ganz anderen Amte: um als der tollste Clown und Lustigmacher in Tausend und Einer Nacht dem König das Allerletzte zu sagen, und zwar in gesteigerter Frechheit, indem er das erzählt, was er die Geschichte seiner Brüder nennt. In Wahrheit ist diese Geschichte, die bloß einige Schnurren von armen übervorteilten Tölpeln zu bieten scheint, eine grausam klare Zusammenfassung alles dessen, was sich eine niederträchtige geistige Überlegenheit mit einem Blinden erlaubt. Und zwar ist ja dieses Stück weit gespannt, denn es leben in der Welt nicht nur physisch Blinde; einmal muß man auch den Kreis der psychisch Blinden betrachten, als da sind Leute, die die Liebe, die Demut und das blinde Vertrauen betört . . . Und der König von Kaschgar lacht und lacht, während der Clown dies auseinandersetzt, und merkt nicht, wie sehr der Kerl den

Kreis der Schamlosen, die die Blindheit ausnützen, erweitert, und wie sehr hoch hinauf er greift. Da ist eine Dirne, spricht der Clown, die foppt und bestiehlt dich;[6] das tut weh, nicht wahr, aber schließlich stiehlt sie dir bloß dein Geld. Dann nimm einen Sehenden, der heimlich einem Blinden folgt und seinen Schlupfwinkel ausplündert;[7] schmerzt gleichfalls, aber schließlich geht es auch nur um Geld. Wie aber, wenn einer so blind ist, verliebt zu bleiben, wo er doch wissen müßte, wenn er nur etwas Verstand besäße, daß hier nur eine Herzlosigkeit uns das Blut aus den Adern saugt? Und wenn sie ihn nun so für sich schuften läßt und insgeheim ihn auslacht,[8] ist das nicht noch niederträchtiger, als der bloße Diebstahl, da sie ihm ja nicht bloß sein Geld abnimmt, sondern auch seine innige Liebe mißbraucht? Notabene, weil wir vom Geschmack gesprochen haben: es ist doch nicht zu enträtseln, aus welchem Schlamm er oft seine Regeln zieht; denn ist es nicht seltsam, daß man bei solchen Szenen und Geschichten immer laut lacht? Für die physische Blindheit vermögen wir noch Gefühle aufzutreiben; das noch weit schlimmere und verbreitetere Unglück der intellektuellen Beschränktheit hingegen kommt uns komisch vor! . . . Doch weiter: Auspressen ohne zu lieben, ist also schmählich; aber man hat wenigstens etwas von dem Geld. Doch wie, wenn eine, ohne es nötig zu haben und ohne jede Gewinnstabsicht, einzig zu ihrem Vergnügen und um mich zu höhnen, mit mir so grausam spielt? Ja, wie ist's mit der, die einen, welcher von ihr nichts wollte, erst geflissentlich anlockt, ihm Avancen macht, seine Geilheit ruft und sich vor ihm[9] nackt ausziehend, seine Sinne bis zur Raserei martert; und die, wenn er ihr dann toll nachläuft und die versprochene Liebe erwartet, ihn lachend in all seiner Blöße auf die Straße hinauswirft und dem öffentlichen Spott übergibt? . . .

Und wie Schuppen fällt es von den Augen: welch eine Skala der zunehmenden Miserabilität bis zu diesem Falle hin, der, ihr saget, so kraß, ich sage, so deutlich die Niedertracht abspiegelt, die mit der Vortäuschung einer Liebe unsere Begeisterungen wachruft, so daß wir ihr vertrauen und glauben, und schier ledig aller Hüllen und Zweifel der Liebe, ja seelennackt vor ihr in die Knie sinken, weil

[6] N. 169.

[7] Schluß von 163 u. 164.

[8] N. 157—160.

[9] 160—162.

sie zum Abgott unserer Herzen geworden ist. Und sieh da, wir alle, die wir Volk sind, sind ja von dieser Art; und so leicht hat man es auch, nebenbei bemerkt, mit uns zu spielen! Denn wir sind in Not und sehnen uns nach dem bißchen Recht, wie der Sinn des Mannes nach der Schönheit; aber so verzagt und demütig machte uns dabei der Lauf der Welt, daß wir vom Recht nur noch wie von einem fernen Schemen träumen, und daß nur noch derjenige, der so kindisch ist, wie der Hans im Glück,[10] imstande ist, über diesen Träumen den Sinn für die Wirklichkeit zu verlieren. Denn, o, wie hat man sie uns mit Fäusten eingeprügelt, diese Wirklichkeit! Als der arme Betrogene zu Anfang wortlos duldete, wurde er von der Gerechtigkeit zuletzt doch mißhandelt; als der zweite den reichen Dieb anklagte, wurde er, weil man sich dessen gegenüber einem Reichen nicht erfrechen soll, ebenfalls mißhandelt; als der dritte mit den dauernden Spuren der Mißhandlung davonging und wieder einmal betrogen ward, wurde er überhaupt nicht mehr zum Worte gelassen, sondern die Gerechtigkeit schrie: „was, vorbestraft und Striemen am Rücken? schuldig!“[11] Und kommt es vor, daß die Gerechtigkeit dem Vierten das ihm von einem Dieb entwendete Geld wieder zustande bringt, dann kannst du gewiß sein, daß der Richter ihm freudig zurufen wird: „Habe ich nicht brav recherchiert? Dafür mußt du steuern, mußt mir die Hälfte des Geldes geben! . . .“[12] Das sind so Stichproben aus dem Alltag; und natürlich sind wir Hilflosen darum so dankbar, wenn einer sagt: für euch bin ich da, ich will euch helfen. Alles, alles überlassen wir ihm dann, so daß wir nur noch von ihm alles erwarten, und zwar unser Recht und unsere Lebensnotdurft mit, als ob es sein Eigentum wäre, das er in seiner Huld als Geschenk und Almosen unserer Armut zuteilt . . . Und der Clown erzählt von dem Blinden, der einmal beim Tor eines Reichen schüchtern anklopfte, worauf der Reiche ihn freundlich an der Hand faßte und sagte: „Gerne, ich bin ja für dich da.“ Der Blinde folgte, der Reiche führte ihn bis zu einer Treppe aufwärts: „Was zögerst du, ich bin ja für dich da.“ Nun erster Stock, zweiter: „Warum so schüchtern, bist ja zu Hause“, worauf in dem armen demütigen

[10] 166—167.

[11] 165. „Willst du die Worte eines Diebes hören . . . auf dessen Rücken man noch die Spuren der früheren Prügel bemerkt?“

[12] ibid. „Der Oberste gab ihm 2500 Dirhem und nahm das übrige für sich.“

Manne die Rührung überquillt. Denn welche Engelslehre ist das, welche Seligkeit gibt sie dem Herzen; zur Spitze dieses Hauses nicht, nein, sondern zu einem Belmont hat mich dies hinaufgeführt, wo ich die Erfüllung alles meines Rechtes erhoffen darf . . . Da auf einmal, wie! ist es denkbar, daß hier bloß Maske war, und daß der Mann mit der gleisnerischen Rede mich nur hinauffoppte, um in mir wahnwitzige Hoffnungen auf Recht und Menschengüte zu exzitieren, und mir dann lachend zu sagen: „du Vieh, ich habe dich gefoppt!“ . . . Und sieh da, es ist möglich! Denn wie der durch Versprechungen und Zureden Geköderte endlich die Hand nach der Gabe ausstreckt, stürzt ihn der Mann des Betruges die Treppe hinunter,[13] und die Demut, die so glaubte und dankte, wird frecher Forderer genannt und bricht sich das Genick . . .

Aber wenn denn solches möglich ist — und es ist möglich! — dann auf, ihr Kinder Dubans, und zeiget, was ihr aus dem Schicksal eurer Ahnen gelernt habt! Denn nachdem ihn Juan, der Schuft, getötet hatte, kam die bewußte Gazelle, nicht wahr, die zeigte, wie selbst ein Schwacher mit der Zeit die Gegenwehr lernt. Nun denn, hier ist einmal wieder ein Kapitel aus diesem Texte! Denn abermals erscheint[14] ein Bettler bei einem Reichen, worauf dieser, sozialpolitisch geschult, erwidert: „Du bittest? Warum Bitte? Weißt du nicht, daß gar nichts mein ist? Ich habe es nur in Verwahrung für dich.“ Er führt den Gast an einen Tisch, klatscht in die Hände, und kommandiert: „Der wahre Herr ist endlich zu Hause . . . Rasch, Suppe, Braten, Mehlspeisen herbei . . .“ Und flinke Lakeien und Schufte stürzen herein und rennen hinaus, und kehren aus der Küche immer eiligst wieder. Und bringen Suppenschüsseln, die — leer sind, Geflügelplatten, auf denen nichts zu sehen ist, Bratengattungen, die nicht da sind, und ditto Obst und Käse, die man nicht sieht . . . Und während man dem armen Manne so lauter Nichtexistentes auftischt, rufen die Schufte mit gerührten Blicken, indes auf den Altären Weihrauch verbrannt wird: „Nimm, Bruder, dein ist es, und wir bekennen allerwegen: Volk, du bist der Herr und wir nur zu deinen Diensten vorhanden.“ Nur aber tun sie bloß so, als wäre etwas an diesen Reden, und als würden in den Gefäßen auch Inhalte, in den For-

[13] N. 163. Das haben Generationen von Kritikern und Ästheten gelesen, ohne sich zu sagen, daß Tausend und Eine Nacht doch wohl nicht eine Sammlung von Kindergeschichten ist!

[14] 170 u. 171.

men auch wirkliche Rechte zur materiellen Benützung und Betätigung aufgetragen. In Wahrheit ist gar nichts drin, sondern Luft und schandvolle Posse ist alles, damit man den Beschränkten, der sich durch äußerliches Getue blenden läßt, und den Demütigen, der vor der Gewalt nicht zu atmen wagt, stumm macht und foppt. Und immerfort arbeitet dabei der Apparat der begleitenden Reden und Manifeste: schmeckt die Suppe? spürst du den feinen Braten? was sagst du zu diesem für dich garnierten Recht? . . .

Bis endlich in nicht minder fein geschliffenen Karaffen das letzte aufgetragen wird: der Wein zum Mahle, der natürlich ebenfalls Luft ist. Und der Gastgeber spricht: „Was sagst du . . . erste Marke . . . fein und voller Blume . . . und wahnsinnig stark!" Und da wacht denn in dem Betrogenen und Gefoppten schließlich doch das bißchen Verstand auf, und es spricht in ihm: du Elender mit der Miene des Wohltäters und Verwahrers meiner Rechte, warte, für alles kommt die Zeit! Und er trinkt die vorgesetzte Luft, schüttet Kelch um Kelch nur so in sich hinunter, und denkt: spielst du mit mir und gibst mir statt Brotes Luft und Steine, dann erlaube ich mir einmal auch eine Posse mit dir. Und er fährt auf, fingiert einen Rausch, ist schwerbetrunken, so daß ihm die Sinne schwinden. Und in diesem Zustand gemachter Trunkenheit fährt er dem Elenden an die Kehle, reißt ihn von seinem Sitze, und wälzt ihn herum, und schlägt, drosselt, bläut, zerschindet und zermartert ihn mit seinen Fäusten. Denn ja, meine Lieben, das luftige Recht, das ihr ihm vorsetztet, ist ihm doch zu Kopf gestiegen, so daß er jetzt einmal auch einen Rausch hat, der sogar gerechtfertigter ist, als euer obligater Tugend- und Ordnungs- und Gerechtigkeitsrausch. Und wenn ihr wollt, redet noch von der „heiteren Kaschgarer Burleske"; aber ihr werdet sehen, sie hat welthistorischen Charakter, denn der Mann droht mit der ersten Revolution.

XI. Das Erzählen als Gegenstand der Erzählung.

Resumieren wir. Das Erzählen selbst ist jetzt Gegenstand der Erzählung, und Scheherezade hat die Verwegenheit nachzuweisen, daß das Mittel, welches ihr bisher das Leben gefristet hat, über alle Maßen abscheulich und verwerflich ist. Es erinnert mich das an ein Erlebnis aus meiner Gymnasiastenzeit. Wir befanden uns einmal gegen unseren Mathematikprofessor wegen seiner Parteilichkeit im Aufstand, und vor der Untersuchungskommission erklärte er, nicht zu begreifen, was für ein Geist auf einmal in mich gefahren, da ich bisher immer einer seiner besten Schüler gewesen sei. Darauf erwiderte ich, um ihn zu belasten, gerade an mir zeige sich, wie parteiisch er gewesen, denn er habe mich ungerechter Weise bevorzugt, und ich hätte niemals gute Noten verdient. Etwas Ähnliches tut also Scheherezade, und wenn Schahrjar meinem Professor gliche, was würde nun geschehen? Mein Professor sagte sich nämlich nachher: „die guten Noten hast du ungerecht gefunden? warte, jetzt sollst du die schlechten kennen lernen!“ und ließ mich aus den Durchfällen nicht mehr heraus. Ebenso könnte Schahrjar ausrufen: Fristerstreckungen um einer Geschichte willen gefallen nicht der Dame? Gut, machen wir es eiliger und töten sie sofort.

Allein, er ist eben bereits fasziniert und stellt an sich selbst täglich die Frage: Tolles, verwegenes, einziges Geschöpf! Wie wird sie mir heute nachweisen und mit immer neuer Keckheit ins Gesicht sagen, daß es ungerecht ist, sie noch weiter anzuhören, und daß Verschmähung des Geschichtenköders und Tod noch die bessere Gerechtigkeit ist? Und so dem Anreiz von soviel verwegener Bizarrerie nachgebend, läßt er ihr Raum zur fortschreitenden Vertiefung der Frage: jetzt orientiere dich aber genau, wie es steht. Tötest du ohne Vorhandensein einer Schuld, so ist es barbarische Ungerechtigkeit; bleibt das Schwert in Schwebe, solange ich die hübschen Dingerchen erzähle, so ist's in der Tat, wenn es auch komisch scheint, daß ich

es sage, noch perversere Ungerechtigkeit. Im ersteren Falle entschuldigt dich noch der leidenschaftliche Grimm, soweit Leidenschaft und Grimm zu entschuldigen vermögen; im zweiten Falle, was entschuldigt da? Denn gelungene oder mißlungene, so oder so geformte Geschichte — ist es nicht schrecklich, daß nicht meine Unschuld den Ausschlag geben soll, sondern die Form, die ich einem Ding gebe, das uns beiden doch fremd ist? Denn ist die Erzählung dein Vater, deine Mutter, deine Tochter? Ist sie Fleisch von meinem Fleische, Blut von meinem Blut? Wobei zu bedenken ist, daß der Geschmack heute die Erzählung, morgen etwas anderes zum Maße der Entscheidung nehmen kann. Denn so wie er heute die Daumen amputiert, die nach Süßigkeiten gegriffen haben, so kann morgen die Zunge abgeschnitten werden, die ein unebenes Gedicht hergesagt hat. Heute kann es der häßliche Mann büßen, daß er durch seine Häßlichkeit die Dame in der Barbiergeschichte so verletzte, morgen wird einer umgekehrt um der Schönheit willen, die ihn so befriedigt, in Regierungssachen etwas tun. Ja mehr, die Bibel kennt ja so einen Fall, einen durch häufige Zitierung angeschimmelten und angegrauten; aber er hat die Wahrheit für sich: einzig in Vollzug seines Geschmacksurteils schrieb dort einer den Uriasbrief. Und richtig, befand sich nicht auch einmal Harun-al-Raschid in solch einer Bathseba-Situation?

Und Scheherezade, oder der Dichter, oder der Volksgeist, holt den Fall hervor, um an ihm zu zeigen, ob auch über Harun je der Geschmack solche Gewalt hatte. Und Glied an Glied reihend macht das Werk dann weiter ersichtlich, wie sich Harun überhaupt als Richter selbst in eigener Sache benahm.

XII. Zweiter Cyklus vom gerechten Fürsten.

Der Richter in eigener Sache. Harun al Raschids Bathseba-Situation. (Seite 83.) — Fußnote: Die Henkergalerie. (Seite 88.) — Der Gesang der Gefangenen. (Seite 90.) — Das silberne Mausoleum. (Seite 91.)

Es ist der Fall des Nureddin Ali aus Balsora, der infolge einer tückischen Verleumdung zur schleunigen Flucht genötigt wird. Er hat im Hause seines Vaters die für den König von Balsora bestimmte wunderbar schöne Anis Andjelis[1] gewahrt und zu seiner Geliebten gemacht, worüber sein Vater trostlos ist, so daß er ihn verstoßen will. Der Vater stirbt; sein überlebender Rivale Muin meldet dem König, daß der Verstorbene den Kaufpreis für die Sklavin unterschlagen und sie seinem Sohne gegeben, sowie daß dieser das Mädchen selbst um ein hohes Geldangebot für den Harem des Königs abzuliefern sich geweigert hat. Darauf königlicher Zorn und Haftbefehl; Nureddin ergreift die Flucht, Anis Andjelis mit ihm; sie wenden sich nach Bagdad. Dabei möchte ich bemerken, wie schwer es zuweilen dem Kritiker fällt, seine Pflicht zu tun, die darin besteht, alles in seine maschinellen Bestandteile zu zerlegen, während es doch so schön wäre, die Dinge mit der Anmut des ersten Erzählers für sich selbst sprechen zu lassen und sich an der frohen Überraschung zu weiden, die den Zuhörer überkommt, je mehr sich die Pracht und Grazie solch eines Werkes blühendster Erzählungskunst vor seinen Augen erschließt. Wie schilderte Scheherezade bisher den Khalifen Harun? Das ist ein Mensch, nicht wahr, der den Spielen und Geheimnissen des Lebens mit einer Leidenschaft ohnegleichen nachgeht. Und wenn er sich den ganzen Tag schon abgearbeitet hat, gibt es doch noch keine Nacht für ihn, sobald es heißt, eine Sache erkunden. Denn wenn andere sich in ihrem Hause einschließen und meinen, bis dahin ein liefen ihnen die Merkwürdigkeiten des Lebens nach, weiß er es

[1] 205. N. u. ff. Man verzeihe hier, wie auch sonst rücksichtlich der Schreibung der Namen, die Willkür meiner Orthographie.

besser: hinaus mußt du, ob bei Tage oder nächtens, denn draußen im Freien nur lernst du das Gedränge der Dinge. Um eine Zeit also, da andere längst schon in den Federn ruhn, trat er wieder einmal an das Fenster, und sah das ihm gehörige Feenschloß jenseits des Tigris taghell in Licht getaucht. Und sofort ließ er — es war kein leichter Dienst bei ihm — Djafar holen und fragte: was ist das?

Und nun lese man selbst. Hundert Bäume sind in Scheherezadens Garten, aber nicht behangen mit Diamanten und Rubinen, sondern hundertfältig wunderbarer glänzen sie von allem Wahrheitsernst und von süßesten Canzonetten und Humoren. Alles ist an diesem merkwürdigen Abend ein Sommernachtstraum; alles ist schuldig, und macht den Khalifen erzürnen. Der Gartenwächter Ibrahim treibt Allotria, Djafar wird auf einer Lüge ertappt, und zuletzt zeigt sich gar, daß gegen ausdrückliches Verbot in den kaiserlichen Wässern nachts heimlich gefischt wird. Der Wächter hat Nureddin und Andjelis eingelassen, er öffnet ihnen gar das Schloß, er holt ihnen Wein und läßt es taghell beleuchten; und Djafar lügt, um Ibrahim zu retten, und erzählt dem Khalifen, daß dort Beschneidung gefeiert wird, aus welchem Anlaß Ibrahim um die Erlaubnis gebeten habe, die frommen Imams im großen Königssaal zur Veranstaltung von Gebeten empfangen zu dürfen. Und nun will Harun hin, hört silbernen Frauengesang, und erkennt, auf einen Baum gestiegen, wie die frommen Imams aussehen, die drinnen beten . . . Dann sieht er, wie er vom Baume herab durch das offene Fenster blickt, noch etwas, nämlich, wie der verfluchte Hund von einem Wächter soeben, mit weingefülltem Pokal in der einen Hand, mit der anderen dem Mädchen eine edelsteinbesetzte Laute reicht, die Laute, auf der bisher immer nur der Lieblingsdichter des Khalifen gespielt hat . . . Und das alles ist, nicht wahr, so weit ab von jedem uns bisher beschäftigenden Problem — bis plötzlich ein Wort fällt, das uns erkennen läßt, daß alles wieder nur liebliche Introduktion ist. Und errät man nicht das Wort? Harun hat es schon in der Geschichte von der zerstückelten Frau gebraucht, und von seiner langen Fürstenbeschäftigung her führt er es überhaupt nur so im Munde, wie ja jeder Beruf einem mit der Gedankenrichtung auch irgend eine Redewendung mitgibt: der Kaufmannsberuf eine kaufmännische, der Soldatenberuf eine soldatische, der Seemannsberuf eine, die von der See geholt ist. Auch die große Giftmörderin Mar-

garethe Zwanziger führte, wie man weiß, so eine Redensart im Munde; wenn ein Erwachsener sie mit Worten, oder ein Kind durch Zungenherausstrecken beleidigte, dann versprach sie ihm „ein Butterbrot zu streichen". Nun, und Harun hatte ebenfalls so ein Butterbrot, wie man es ja schon aus der eben erwähnten Dreiäpfelgeschichte kennt, und das er seinem Minister des öfteren anbot. Denn wenn er unzufrieden war, dann drohte er: „Hund von einem Vezier, ich lasse dich mit allen deinen Barmekiden hängen." Und richtig, jetzt, wie Andjelis nach der Laute greift, ist das Wort schon wieder da, nur etwas appretiert, oder sagen wir, so eigen motiviert, daß es wieder wie etwas bereits Bekanntes und anderswo Gehörtes ins Ohr trifft. Nämlich, spielt sie schlecht — ruft er — so lasse ich euch alle miteinander hängen! Und Gott, wo haben wir das schon gehört? . . . Aber richtig, wie vergeßlich sind wir! Hat nicht Harun selbst nach der Dreiäpfelgeschichte etwas Ähnliches gesagt, und ist das nicht namentlich auch die typische Devise der Kaschgarer Judikatur?

Beiläufig bemerkt, pflegt in vielen Ausgaben und auch Manuskripten dieser Nureddin-Fall nicht gleich nach der Kaschgarer Geschichte, sondern erst später zu folgen. Hier ist indessen der sinnfällige Beweis ihrer unmittelbaren sachlichen Zusammengehörigkeit; und bei der Placierung der Stücke in dieser Ordnung erscheint auch die Causa Kaschgar in die einzig passende und charakteristische Umrahmung hineingestellt, nämlich mitten zwischen zwei Geschichten, in deren jeder auch Harun gleich dem Kaschgarer Fürsten ruft: wenn hier der Geschmack beleidigt wird, gibts Hinrichtung. Nur kennen wir Harun schon, und wissen: ihm ist die Ästhetik nicht Grundgesetz, und wenn Anis Andjelis selbst mit dem allerschönsten Gesang beginnen wird, wird er doch noch auf anderes, als auf Ton und Vortrag lauschen. Darum horch, was sie singt — von Unglück, von Flucht aus der Heimat, von einem Schicksal, würdig, daß man Mitleid fühlt . . .

O, die ihr bietet
Den armen Entflohenen
Beistand und Hilfe,
Nicht unwert sind sie
Des Mitleids, das ihr gewähret.

Und wie wir Armen
In euren Schutz uns begeben,
So lohnt unser Vertrauen,
Bleibet nicht kalt unsrer Not.

Denn wer ermordet,
Die unter sein Dach sich geflüchtet,
Wie tötet seinen Namen er!
Doch nimmer, nimmer,
Seid ihr fähig solcher Tat![2]

Das singt sie, und Harun lauscht: klingen so Trinklieder? Nein, so spricht Erlebtes. Und damit ist das Capriccio zu Ende. Doch nein, süße, drollige Szenen folgen noch; und in Vollfigur, bis in den letzten Winkel seines Wesens sichtbar, steht der Khalif da, während man bisher immer nur Bruchstücke von ihm gewahrte. In der Geschichte der drei Fräulein war er der in gütigem Mitleid Aufwallende, in der Geschichte der drei Äpfel der Hitzige und wieder gedankenvoll Gnadeübende. Aber was wir jetzt im Wechsel so vieler Situationen und Stimmungen betrachten, das ist der ganze Harun. Er zürnt, da man den Fischer Kerim beim verbotenen Fischfang einfängt, aber sein Auge blickt gleich wieder gnädig, da der Verbrecher in die Knie sinkend nichts sagt, als: O Herr, meine Kinder hungern, die bitterste Armut trieb mich zur Übertretung des Verbots.[3] Und dann hat er einen Einfall: Wechseln wir die Kleider; und greift sich an den Hals, da nach vollzogenem Tausch etwas aus Kerims Kleidern ihn zu jucken anfängt, und lacht, als Kerim tröstet: Beherrscher der Gläubigen, in ein, zwei Wochen hast du's gewöhnt. Und wiederum lacht er, als Kerim hinzufügt: da du jetzt ein nützliches Gewerbe lernen willst, so kannst du das schon mit in den Kauf nehmen[4] . . . Aber wirklich, wie gerne nimmt er das und noch Ärgeres mit in den Kauf, da es in ihm spricht: was für ein Rätsel verbirgt sich da? Und so tritt er als Fischer verkleidet in den Palast und holt sich unerkannt die Interpretation zu Andjelis Gesange, und steht wieder als der gewaltige Mann da, der am allerwenigsten Zögerungen und Aufenthalte kennt, wenn es die Gerechtigkeit gilt.

[2] Frei in Versform gebracht. 220. N.
[3] 221. N.
[4] ibid.

Wie es dann weiter ging, das sieht man am besten im Buche. Nureddin kehrt mit einem Schreiben Haruns in seine Heimat zurück; doch folgt neue Verwicklung: der Todfeind Muin ist an der Macht noch, und Nureddin wird verhaftet, da jener den Khalifenbrief für falsch erklärt. Und nun Elend des Gefangenen; Gesänge, die so ganz anders lauten, als die im Garten von Bagdad, Gesänge nebenbei, bei denen Schahrjar sagen mag: sind das nur Nureddins Seufzer? Sind nicht auch diejenigen Scheherezadens dabei?[5]

Wer hilft mir im Elend?
O Gott, wie die Not wächst,
So schwindet die Hoffnung,
Daß Rettung mir wird.
Und Volk, o mein Volk,
Ist unter dir keiner,
Der mein sich erbarme
Und den meinen Klagen
Zu antworten es treibt?

Aber niemand antwortet, niemand hört. Da — Schluß: es heißt zum Tod sich bereiten; die Schergen kommen und von Wachen umgeben tritt Nureddin vor das Schafott. Und die Zunge klebt am Gaumen. Ringsum steht in dumpfem Schweigen die Menge; er dreht den Kopf dahin und dorthin — vergebens, niemand hilft. Da beginnt er ein letztes Mal — und Mörder, der du so viele hinrichten ließest, hör', wie uns da zu Mute ist:

Schon seh' ich den Henker,
Das Schwert und die Matte,
Und rufe Wehe dem Schicksal,
Weh meiner Schmach!
Und niemand im Kreise,
Der Mitleid empfindet?
Warum zeigt ihr's denn nicht?
Warum ruft ihr mit mir nicht Wehe?[6]

Vergebens. Alles stumm. Bis er um ein Letztes fleht: . . . Hört ihr es denn nicht? . . . die Zunge klebt so am Gaumen! . . . einen

[5] 222. N.
[6] ibid.

Trunk Wasser; den zu spenden kostet doch nicht Mut. Und richtig hört man ein Schluchzen, und jemand findet den Mut und holt es, wie auf dem Wege nach Golgatha; und von Hand zu Hand geht es, bis zum Scharfrichter, der auch Mitleid empfindet und das Wasser dem Sterbenden reicht. Da erhebt sich der Todfeind: was soll die Verzögerung? Und zerschlägt das Gefäß und brüllt: Scharfrichter, vorwärts! Was zögerst du? Hau zu![7]

Und nun, nachdem der lauschende Schahrjar endlich selbst einmal bis auf den letzten Tropfen die Schrecken einer grausamen und ungerechten Hinrichtung ausgekostet hat, folgt die so einfache Wendung: Von dem Khalifen nachgesendet, kommt Djafar mit verhängten Zügeln herangesprengt und rettet Nureddin, verhaftet den Vezier und führt beide nach Bagdad, wo Harun sich nicht mit der Rolle der unsichtbaren Majestät begnügt, die fern den Schrecken des Endes gleichmütig ihr Amt versieht. Sondern selbst drückt er Nureddin das Schwert in die Hand, damit dieser die Genugtuung der Rache habe — und als Nureddin ablehnt,[8] fällt Muins Kopf von anderer Hand. Und damit ist die Geschichte zu Ende . . .

---

[7] **Galerie der Henker.** Ich habe früher, Seite 72, von einer Galerie der Mitleidigen und Opferfähigen gesprochen; hier mag die Galerie der Henker folgen, unter Überspringung der kleineren Figuren dieser Kategorie: 1. Schahrjar selbst; 2. der Geist in der Flasche Salomonis; 3. der König Junan; 4. die Gattin des versteinerten Prinzen; 5. Sobeidens neidische Schwestern; 6. der eherne Mann auf dem Magnetberg; 7. der zweite Kalender (trotz mangelnder böser Absicht); 8. Djadjaris; 9. der Gatte in der Dreiäpfelgeschichte; 10. der wirkliche und 11. der gekrönte Henker von Kaschgar; 12. die Schwestermörderin von Damaskus; 13. die Dame von Welt in der Scherbetgeschichte; 14. die Perverse, von der der Barbier 161. u. 162. N. erzählt; 15. der Sehende, der den Armen aufs Dach lockt; 16. der Elende, der Luft statt Brotes gibt; 17. der ungebetene Vormund, der die Gefahr ruft (Barbier); 18. der Vezier Muin. Wer nach solchen Suiten noch an Sinn und Zusammenhang in „Tausend und Einer Nacht" zweifelt, dem meine ich, wird man nicht mehr das Recht zugestehen, in Fragen des dichterischen Ernstes eines Volkes oder einer Rasse mitzureden.

[8] N. 223. Der Khalif sagte: „Nimm dieses Schwert und schlage damit deinem Feinde den Kopf ab." — Nureddin nahm es und trat damit auf Muin zu; doch dieser sah ihn mit einem durchdringenden Blick an und sagte: „Wie ich an dir gehandelt habe, lag in meiner Natur, handle du jetzt nach der deinigen." Daraufhin warf Nureddin das Schwert aus der Hand und sagte: „Weder meine Grundsätze, noch das Vertrauen, welches dieser Mann in mich setzt, erlauben mir zu tun, was du mir befohlen." (Im Bulaker Manuskript Reclam B. II, Seite 152, heißt es: „O Fürst der Gläubigen,

Das heißt nein, etwas fehlt noch. Was ist es mit Andjelis? Ja, mit ihr! denn in der Tat, wir haben etwas vergessen, und zwar gerade das, weswegen das Ganze erzählt ist, nämlich, daß Harun ja von ihr geradezu bezaubert war. Denn alles riß ihn an ihr hin, ihre einzige Schönheit, ihr Humor, ihre Grazie, ihr tiefer Sinn, ihr silberner Gesang. Das alles sprach ja so sehr zu dem ästhetischen Sinn, der in ihm so groß war; Beweis dafür, daß es niemals billige Flachheit war, an die er sein Herz vergab. Und nun gar erst in diesem Falle, wo ihm bereits Rechte an das holde Mädchen zustanden; und allerdings ist dies auch etwas, was ich leider zu erwähnen vergaß. Als sie dort nämlich im Feenschlosse am Tigris beim Weine saßen und Harun nicht müde ward, sie zu bewundern, rief Nureddin, allzu großmütig in seinem Rausche: „Bewunderst du sie so, dann verdienst du sie — ich schenke sie dir.“ Und als er dann aus dem Rausche erwachte, war er bestürzt, doch wollte er das Wort nicht zurücknehmen; und sich selbst verfluchend jagte er auch darum so rasch nach Balsora zurück, um nicht noch länger an dem Orte zu weilen, wo er sein Teuerstes so weggeworfen hatte im Rausch. Und so war sie also Haruns Eigentum und der ließ sie auch in seinen Palast bringen; und konnte dem Nureddin einen Urias-, einen Hamlet-Brief mitgeben, oder auch ohne alle Kniffe einfach sagen: er hat sie mir geschenkt und sie ist mein. Und dennoch! Nachdem er gehört, was Nureddin widerfahren, kam für ihn neben der Frage von Recht und Unrecht nichts mehr in Betracht; und weder silberne Stimme, noch Schönheit samt allen Facetten des Geistes interessierten ihn mehr neben der einen großen Sache: hier ist ein Unrecht geschehen. Sondern leidenschaftlicher als sonst nimmt er sich des Mannes an, für dessen Wert ihm gerade die Liebe eines solchen Mädchens spricht. Und das in der Trunkenheit gesprochene Wort existiert nicht — er erhebt Nureddin und Andjelis bleibt ihrem Herrn.

Man wird sagen, ein Fall ist noch nicht beweiskräftig; und übrigens heißt von Geist und Grazie entzückt sein, noch nicht lieben. Also her mit einem Fall von deutlicherer Ausgesprochenheit des Gefühls. Während Harun-al-Raschids Abwesenheit von Bagdad ge-

der Edle wird durch ein gutes Wort überlistet.“) — Wenn man einmal daran gehen wird, die Literaturen nach ihrem Blick für die menschliche Seele, sowie nach ihrer ethischen Höhe miteinander zu vergleichen, wird man an dieser erhabenen Stelle gewiß nicht vorübergehen.

schieht es einmal — auf welche Weise, das gehört dem Roman an — daß seine holde Nut-ul-Kulub, die er abgöttisch liebt, von der eifersüchtigen Sultanin-Gemahlin aus dem Palaste entfernt wird; in Gefahr umzukommen, wird sie von Ghanem gerettet und in sein Haus gebracht.[9] Und nun gegenseitige qualvolle Liebe; denn beide sind reine Menschen. Und wie zuerst sie unter Enthüllung ihrer Herkunft als Eigentum des Khalifen den Geliebten zurückweist, und wie dann er die Grenze achtet und sie leidenschaftentbrannt ihn anfleht, sie in seine Arme zu schließen: das ist ein Kapitel für sich. Die Hauptsache für jetzt ist, daß Harun denn doch von ihrem Aufenthalt bei Ghanem erfährt und Nut-ul-Kulub in den Kerker werfen läßt, während Ghanem noch rechtzeitig flieht. Und nun kommt eines Tages der Khalif an ihrem Kerker vorbei, und mit den leisen Tönen großer Kunst sorgt die Erzählung dafür, daß wir es merken, daß ihn wirklich nur der Zufall hergeführt hat. Denn nie machte er sonst diesen Weg, noch hatte er heute ihn zu wählen beabsichtigt; und im unterirdischen Verließ, in der Nacht und Finsternis, in der sie ohne Zusammenhang mit der Welt schmachtet, kann also die Gefangene nicht einmal träumen, daß da oben jemand plötzlich innehält, der sich für sie noch interessiert. Sondern es ist klar: nichts ist von einer Spekulation eingegeben, nichts vorausgeahnt, vorausberechnet; und da schluchzt sie auf einmal auf und singt mit der Stimme, die Harun so gut kennt und bei deren Ton er wie gebannt stehen bleibt:

O Ghanem, wie rein war dein Herz!
Du tatest Gutes, sie vergalten mit Bösem;
Dir war das Recht dessen heilig,
Der Achtung für dein Recht nicht kannte;
Du schütztest die Frau dessen, der dich
Und die Deinigen verfolgte.

[9] Man wird bemerken, daß in der Weil'schen Ausgabe in der Aufeinanderfolge der Erzählungen die hier betrachtete, von „Ghanem, dem Liebessklaven" verschieden vom Bulaker Manuskript (siehe Reclam 2. B., Seite 153) erst Nacht 337 u. ff., also weit nach der Geschichte Nureddins, sowie überhaupt von diesem ganzen Blocke getrennt, zu finden ist. Das spricht natürlich nicht gegen die sachliche Zusammengehörigkeit; es ist sogar vorzuziehen, den Harunstoff verschiedentlich zu unterbrechen, ihn aufzulockern und diskret zu verteilen, denn ihn als ganze gigantische Masse vorzulegen, die dann einfach erdrückend wirken würde auf den übrigen Stoff.

Doch einst steht der Khalif vor Gott,
Der gerecht — o gerecht richtet.
Und du wirst erscheinen
Und gerecht dastehn vor dem Richter,
Und seine Engel werden Zeugen sein![10]

Und der Khalif horcht auf. Wegen des Wohllauts der Stimme, oder wegen des Klanges der Verse? Jedoch nicht der Gesang und nicht das Akzessorische: Gewand, Form und ästhetisches Beiwerk, hat jetzt über ihn Macht. Man erinnert sich der Bemerkung, mit der Rousseau im „Emil" die Geschichte von Alexander dem Großen und seinem Leibarzt begleitet. Der Arzt gab ihm ein Medikament, Alexander nahm es und reichte ihm in demselben Augenblick einen Brief, in dem es hieß, der Arzt sei erkauft, um ihn zu vergiften; und während der Arzt erbleichend las, leerte Alexander den Becher auf einen Zug. Und nach dem eigentlich Merkwürdigen des Vorganges fragend, ruft Rousseau: „Ihr Elenden und Unglücklichen, die ihr die Seelengröße nicht begreifet, die zu einem solchen Maße von Vertrauen gehört!" Solche Seelengröße gehört auch dazu, um in der Situation Haruns sich zu sagen: sie liebt ihn, jetzt gesteht sie es ja selbst, und sie weilte wochenlang bei ihm, war Tag und Nacht an seiner Seite; und wer würde nicht ausgelacht werden, wenn er trotzdem sagen wollte, Ghanem habe sie nicht berührt. Und doch ist da keine Spekulation -- und wenn es keine ist, dann spricht dieses in der Tiefe eines unterirdischen Kerkers von einer sich allein glaubenden Frau unter Anrufung Gottes und der Engel gesungene Lied die Wahrheit! . . . Und sie wird aus dem Kerker geholt und von Harun mit Verzicht auf alles Recht, bloß darum, weil ihr Unrecht zugefügt worden, dem geschenkt, den sie liebt.

Die holde Kasuistik Scheherezadens weiß aber noch ein Mehr. In dieser Causa war es für den Khalifen in zwar seltsamer, aber doch subjektiv entscheidender Weise erwiesen, daß seitens Kut-ul-Kulubs die Treue nicht gebrochen worden war. Wenn aber Treubruch vorlag, wie in Schahrjars Falle, wie stand es da um seine Seelengröße? Darauf antwortet Scheherezade mit dem orientalischen Seitenstück von „Romeo und Julia", nämlich mit der Geschichte des Prinzen Ali Bekar und der schönen Schems-un-Nahar, vielleicht der melancholischesten und schönsten, die es in dem Buche

[10] 341. N.

gibt.[11] Ali Bekar lernte Schems-un-Nahar kennen, die, wie es scheint, diejenige Frau gewesen sein muß, welche Harun-al-Raschid während seines Lebens überhaupt am meisten liebte; und wie sich nun das Verhältnis zwischen ihr und Ali entspann, das schildert die Erzählung in der denkbar einfachsten und allem romanhaften Getue abholden Weise, wie denn das Ganze überhaupt zu dem Zartesten gehört, was je die erzählende Kunst geschaffen hat. Alles Laute fehlt; sogar die Szene, wie Ali Bekar sich in den Palast schleicht, um zu der Geliebten zu gelangen, ist bei aller nervenzehrenden Spannung mit einer inneren Bescheidenheit vorgetragen, welche zeigt, wie sehr der Erzähler alles Lärmende verachtet und einzig die innerlichsten Wirkungen sucht. Und bei aller Diskretion, welche schauerliche Kraft in der eiligen Schilderung der Szenen, wie Ali Bekar nachts im schwanken Kahn auf dem Tigris dem Garten des Khalifen sich naht; wie er, schon drinnen im Gemach, fliehen muß, weil man den Khalifen ankündigt; und wie sie auch zum zweitenmal getrennt werden, weil die Geliebte plötzlich zur Veranstaltung eines nächtlichen Gartenfestes kommandiert wird, bei dem ihr Herr erscheinen will, da er sie so liebt. Doch das alles ist Szene und Äußerlichkeit. Das Ergreifende ist, wie Schems-un-Nahar sich gegenüber diesem ihrem gütigen Herrn so schuldbewußt fühlt und wie sie ihn desto mehr vergöttert, je weniger würdig sie sich seiner weiß. Und von da, aus der Tiefe eines zerrissenen Herzens, ist auch der Schluß heraufgeholt, indem Schems-un-Nahar, unfähig die Qual länger zu tragen, und abgehärmt und innerlich gebrochen, bei einem eben solchen Gartenfeste, in der südlichen Nacht, da die Sterne näher und größer scheinen und die Nachtigallen in den feenhaft erhellten Gebüschen schluchzen, das Tambourin in der Hand, plötzlich zu Boden stürzt und im Angesichte des Khalifen stirbt. Er ist außer sich und kann die Ursache dieses jähen Todes nicht begreifen; aber noch weniger kann er begreifen, wie man nun vor ihm alles aufrollt und ihm zumutet zu glauben, daß dieser Engel an Güte und Reinheit ihn betrogen haben soll. Doch aber muß er glauben, alle bestätigen es; und wie rächt man also solch einen an dem gütigsten Herrn begangenen Betrug? Denn es gibt ja auch eine Rache an den Toten. Es gab einen Papst, der die Gruft eines Vorgängers erbrechen und den toten Knochen den Prozeß machen und das schändende Urteil verkünden ließ. Oder es gab Frauen, die wurden nach

[11] 175. N. u. ff.

dem Tode für Gefäße des Satans erklärt und auf den Friedhöfen, wo sie bereits gelegen waren, aus der aristokratischen Mitte in die entlegenste Ecke verbannt. Wie rächt man also den Betrug einer Schems-un-Nahar? . . . Nun, Harun hat seine eigenen Gedanken darüber; ihn rührt die Tragik dieses Wesens, von dem er weiß, daß ihm der Weg immer nur vom Herzen und nie von einem Rausch der Sinne vorgezeichnet gewesen war. Und er spricht: welch ein Geschick, Sklavin des einen, und wäre er auch ein Engel, und durch das Herz an einen anderen gefesselt zu sein; und dabei so verfeinert sein im Empfinden, daß derselbe Betrug, der allein ihr zum Glück verhelfen kann, zugleich zum Gift werden muß, an dem sie stirbt! . . . Das erschüttert ihn zutiefst, so daß er nicht gleich den anderen rufen kann: steiniget, sie hat betrogen! — sondern im Gegenteil: das war die innigste Treue und das reinste Herz. Und so befiehlt er, ihr in seinem Park, recht nahe unter seinen Augen, eine Grabstätte zu errichten. Da kommt eine neue Kunde: Ali Bekar, der vor dem Zorn des Khalifen Entflohene, ist in der Fremde irgendwo ebenfalls vor Gram gestorben, und wer weiß, vielleicht sogar in derselben Minute und Sekunde wie Schems-un-Nahar. Da schickt denn Harun-al-Raschid seine Boten in die fremde Stadt, mit der Bitte, ihm Ali Bekars Leiche auszufolgen; und mit den Ehren eines Prinzen wird sie nach Bagdad zurückgebracht und zusammen mit Schems-un-Nahar im Parke des Khalifen in einem Grabe bestattet; und darüber auf Haruns Befehl ein silbernes Mausoleum gewölbt.

XIII. Das Trauerspiel von Jugend und Glück.

Die Geschichte Kamaralsamans. Nach der Analyse des männlichen, die des weiblichen Charakters. (Seite 94.) — Exemplare aller Gattungen. (Seite 95.) — Das Lustspiel des Frauenverächters. (Seite 96.) — Glänzende Heiterkeit Scheherezadens. (ibid.) — Wert der Jugenderfasen. (Seite 98.) — — Gefahren der Romeoliebe. (ibid.) — Das Amulett des Glücks. (Seite 99.) — Im Walde des Lebens. Wer war schuld? (Seite 100.)

Aber man merkt ja nun wohl, wohin Scheherezade den König unversehens geführt hat. Dem wirklichen großen und gerechten Richter galten die Gesänge, über den, auch wenn er in eigener Sache richtet, keine Rücksicht auf sein persönliches Fühlen Gewalt hat: nicht Geschmack, noch Neigung noch Schönheit, nicht Eifersucht, Wut und Haß. Aber durch diese Gesänge wandernd, hat sich ja Schahrjars Auge noch mit etwas anderem als mit der Erscheinung dieses großen Fürsten vertraut gemacht! Denn anfangs nur schwach hingemalt und rücksichtlich des Endzweckes noch nicht gleich erkennbar, begann sich vor ihm die Frage der Frau zu entwickeln — und ist er nicht jetzt in Wahrheit tief mitten drin? Ja, wie wurde er gegängelt! Da sah er, weiß Gott wie lange, im Vordergrunde scheinbar noch immer die kasuistische Abwicklung der früheren Motive Schuld und Strafe, und der Frage, welches das angemessene Verhältnis zwischen ihnen je nach Lage des Falls ist. Aber unmerklich schob sich hinter den Schleiern immer stärker ein anderes Thema vor: die Analyse des männlichen Charakters, und auf einmal war der Vergleich mit dem Frauencharakter da. Und welche schlaue Advokatin! Um ihn nicht im vorhinein kopfscheu zu machen, war, was Scheherezade ihm an Frauen vorführte, anfangs meist alles, so wie er es nur wünschen konnte, nämlich schlecht. Und wohl konnte er ihr da sagen: du bestätigst mir, daß die besten schlecht und daß die schlimmsten nicht aus der Art geschlagen sind. Aber dann begann er auf die Geschichten von Harun zu horchen, und langsam gewöhnte er sich, mit den Augen

Haruns zu betrachten; und da war er dort, wo Scheherezade ihn haben mußte, wenn sie die Wurzel seiner Krankheit selbst angehen wollte. Denn das wollte und mußte sie; was war denn sonst ihre Aufgabe, wenn nicht das eine, daß sie versuchen sollte, seine Vorstellung von der Frau überhaupt zu ändern?[1] Und an welche andere Optik hatte er sich bereits gewöhnt! Es ist, als ob sie jetzt sagen würde: blick auf die ungeheure Galerie der Frauen, die ich dir in aller Stille vorgeführt habe, und zwar ohne viel Frauenlob, ohne Fälschung der Wahrheit, ohne Begeisterung und hypertrophische Schönfärberei; denn was ich dich sehen ließ, war ja beinahe schon eine geflissentliche Bloßlegung allen Leichtsinns, der einer Frau anhaften kann. Die eine war verheiratet und wußte, man muß auf der Hut sein, denn die Eifersucht wird so leicht rege; und war es also nicht Wahnwitz, daß sie um des Bettels eines hübschen Kleiderstoffes willen dem ersten besten ihre Wange zum Kusse bot? Die andere, die arme Liebende in der Geschichte von Kaschgar, die meinte es ehrlich und wohl brach ihr das Herz, als sie den Geliebten um ihretwillen verstümmelt sah; allein, was hatte es für einen Sinn, daß sie zuvor täglich ein so verschwenderisches Geschenk von ihm annahm, was für einen Sinn, ihn glauben zu lassen, sie wäre für Geld feil? Und Kut-ul-Kulub hätte auch schon früher sagen können: Adjeu, jetzt wollen wir scheiden. Und nun gar erst die Niedrigen und Erbärmlichen, denen Scheherezade ihre Art so treu notiert hat: die Meretrix, die den armen Schneider aussog, die Perverse, die einen Tölpel bis zur Raserei trieb und dann auf das Pflaster setzte; die Zartbesaitete, die einen Mann mißhandelte, weil er mit den Fingern statt mit einem Besteck aß; die Entsetzliche, die ihre Schwester verführte und das verführte Opfer dann aus Eifersucht hinschlachtete . . . Mit einem Worte, das ganze ungeheure Gemisch von Gut und Böse, und die ganze Wahrheit der Dinge also hat Scheherezade dem König erzählt. Und nun Frage: da dieses Geschlecht nicht um ein Haar mehr und nicht um ein Haar weniger als das Männergeschlecht Exemplare aller Gattun-

[1] Siehe den Ton zum erstenmal stark und voll angeschlagen im Eingange der Geschichte Nureddins, 205. N. Debatte, ob es schätzenswert ist, wenn eine Frau besondere Geistesgaben auszeichnen. „Dies ist ja der Vorzug des Menschen vor dem Tiere, den die Frau so besitzt wie der Mann. Wollte man der anderen Meinung beitreten, so hieße das, den Menschen zum Tiere herabwürdigen und die Vernunft, mit der er begabt ist, mit Füßen treten."

gen aufweist, und da es in gleicher Weise aus der Hand der Natur hervorgegangen und in gleicher Weise auch gut und böse ist — ist es da nicht Narretei, das Kind mit dem Bade auszuschütten und zu sagen: ecrasez l'infame! alles, was Frau ist, ist verworfen, hinweg mit ihr, und meidet sie bis in den Tod? . . .

Und nun führt sie dem aus Zorn und Schmerz zum Frauenschlächter Gewordenen einen vor Augen, der im Grunde doch ein komischer Frauenfeind ist; denn er ist es ohne vorausgegangenes Leid, aus reiner philosophischer Anschauung und Überzeugung. Und wer mag dieser Doktrinär des Frauenhasses wohl sein: ein reifer, denkender Mann von Erfahrung und Urteil? Nein, ein blutjunger Weininger des Orients, der Prinz Kamaralsaman.[2]

Auf den Plan sowie auf die sonstige tiefere Bedeutung dieser Erzählung kann ich hier natürlich nur in sehr flüchtiger Weise eingehen. Genug, daß dieser junge Doppelgänger Schahrsars von seinem fünfzehnten Lebensjahre angefangen die Frau überhaupt für schlecht hält und zum Schmerze seines alten Vaters von einer Ehe nichts wissen will. Mit entzückendem Humor deckt aber Scheherezade auch gleich auf, welchen Wert solch eine Knabenphilosophie hat. Kamaralsaman wohnt in einem alten, verfallenen Turm und wird von einem zufällig vorbeifliegenden Djin beobachtet, und dieser Djin begegnet in der Luft einer Fee, die ihrerseits heute Nacht in China das allerschönste Mädchen beobachtet hat. Und nun flugs der alte hübsche Plan: Turandot, die ihrerseits ebenfalls die Männer nicht mag, wird schlafend zu Kamaralsaman getragen; und nun er erwacht und das liebenswürdige Wesen neben sich sieht, wohin verfliegt seine starre Philosophie? Nebenbei bemerkt, sind wir hier aber auch an einer neuen Etappe in dem Plan, und wohl auch in dem Leben Scheherezadens. Denn das Lächeln, mit dem sie jetzt spricht, der Humor und die glänzende Heiterkeit der Darstellung lassen erraten, daß hier nicht bloß ein kecherer artistischer Zug ist, sondern mehr: sicherer weiß sie sich jetzt ihres Besitzes als bisher! Und beglückt und mit sieghaftem Lächeln erzählt sie, von Kamaralsaman sprechend, implicite auch von der Änderung in dem an ihrer Seite horchenden Schahrjar, dessen Züge milder, dessen Lippen vielleicht von einem Lächeln umspielt sind, und dessen Berührung Wange an Wange ihr vielleicht jetzt das Recht gibt zu fragen: nun, und wie ist es denn mit deiner Philosophie? Und noch ein Ausdruck dieser Sieg-

[2] N. 224 u. ff.

Interessante französische Ausgabe.

haftigkeit ist da, um dessentwillen die Erzählung hier am richtigen Platze ist. Die Prinzessin von China wird nach der glücklichen Brautnacht wieder von Kamaralsamans Seite gerissen und in ihre Heimat zurückgetragen, und erwachend wird sie dort, er hier für wahnsinnig gehalten, weil sie nach ihm, er nach ihr ruft. Da macht Kamaralsaman sich auf, um in der Welt nach ihr zu suchen, und erhält, dem Gerücht von einer wahnsinnig gewordenen Prinzessin nachgehend, in China die Gewähr, daß es seine Geliebte ist, von der die Fama meldet, und wagt sich, als Arzt verkleidet, zu ihrer Heilung ins Schloß. Aber wohlgemerkt, derjenige, der sie heilt, soll ihre Hand erhalten, während jeder den Kopf verliert, dem die Aufgabe mißlingt. Und ahnt man nicht, welche Parallele da Scheherezade wieder herausfindet? Kamaralsaman, das ist jetzt sie selbst; und ganz so wie er, nachdem er in das Schloß gelangt ist, ist jetzt auch sie ungestüm und glücklich, so oft die Stunde kommt, um durch die weiten Korridore zu ihrem Patienten zu eilen. Und die Wachen, die Kamaralsaman so dahineilen sehen, rufen verwundert: „Auf dem lastet Wahnsinn, oder habt ihr je gesehen, daß einer so buchstäblich in seinen Tod hineinrennt?“ Doch Kamaralsaman und mit ihm Scheherezade, antwortet: „Wenn ich eile, weiß ich warum, und wenn ich nicht niedergeschlagen bin, so ist es, weil ich meiner Wissenschaft und meines Erfolges sicher bin.“[3]

Bisher also ist die Erzählung ein Lustspiel, oder vielmehr ein Triumphgesang, ein scherzo trionfale ohnegleichen. Nun setzt aber auch Scheherezadens tiefer Ernst wieder ein. Bekommen haben sich die Kinder, ja, und bis zum fünften Lustspielakt ist alles schön gegangen. Aber wie weiter? Gibt es keine Gefahr, keine Unebenheit sonst, da das Leben erst recht anfängt? Sie ist so liebenswert, die Jugend, und es ist so schön, wie ihr das Festhalten am Ideal, die Verachtung des trägen Zuhausebleibens, der Drang in die Ferne und die opfermutige Suche und Wanderung nach der blauen Blume entwächst. Das alles ist so innerlich rein und bezaubernd! Aber wessen Jugend so voll Leidenschaft ist, mag sie auch schön sein, gibt es für den nicht auch Gefahren, die aus ihm selbst quillen, aus der eigenen Gemütsanlage? Zweimal schon in den jungen Jahren, die er zählt, hat diesen Kamaralsaman eine Leidenschaft plötzlich und mit einer an das Religiöse streifenden Gewalt überwältigt. Da war der seltsame Glaube, daß das Weib von Natur aus schlecht sei; und

[3] 234. N.

dann der in jähem Umschlag und im wahren Sinne des Wortes über Nacht in demselben Herzen erstandene Glaube, daß die Frau das einzig Gute und Reine und nur mit Engeln zu Vergleichende in der Welt sei. Und wer so leicht zur Ekstase neigt — und welche Jugend neigt zu ihr nicht? — und wer so immer Beute der Passion und in Glut ist, für den gäbe es sonst keine Gefahr? Das heißt also, der Anfang, so witzig, bleibt doch nur Anekdote und rasch verblitzendes Proverb, wenn Scheherezade sonst nichts weiß. Aber sie geht tiefer und stellt die Charakterfrage. Prinz Kamaralsaman, und ganz ebenso du, mein König Schahrjar, wenn du ein Wesen, das du fandest, mit allen Strömen der Liebe überschwemmtest, war das schon genug? Und wenn du dieses Wesen dann verstoßen mußtest, war nicht vielleicht in dir selbst etwas, wodurch der Verlust herbeigeführt und zur Notwendigkeit gemacht worden war? Denn das ist die Wahrheit, von der es oft scheint, daß sie so gar nicht zu enträtseln ist, bis sie dann plötzlich, wenn es zu spät ist, mühelos und von jedermann diagnostiziert werden kann. Und wenn man gut hinschaut, zeigt sich, daß es dieselbe jäh und in der Sekunde entbrennende, die Romeo-Liebe ist, die Shakespeare in allen Tonlagen, von ihrer komischen Lächerlichkeit bis zur erschütternden Tragik geschildert hat, und auf welche nun auch Scheherezade bangend blickt, weil sie aus ihr für das Weib noch mehr als für den Mann unendliches Elend entstehen sieht. Amine hat sich so plötzlich verliebt[4] oder vielmehr, ist in die Liebe so plötzlich hineingelockt worden, ohne daß sie einander kannten — und in einem Hui, auf einen geringen Verdacht hin, enthüllt ihr der Mann seine wahre Beschaffenheit. Die Gefangene des Djardjaris verliebt sich in Assad, der ihr den Helden vorspielt, und in einem Hui entlarvt er sich selbst.[5] Ebenso ist es mit der Unglücklichen in

[4] Sie wird N. 71. als vornehme Dame gebeten, eine Trauung mit ihrem Besuch zu beehren. Sie erscheint, viele Gäste sind bereits da — die Braut ist nicht zu sehen. Dann kommt der Bräutigam, alle verschleiern sich, jede bewundert ihn — die Braut ist noch nicht zu sehen. Endlich frägt Amine, wann die Braut kommen werde; darauf Geständnis: es ist überhaupt noch keine Braut da, sie selbst soll die Braut sein, wenn ihr der Bräutigam recht ist, denn er seinerseits hat sie gesehen und liebt sie seitdem zum Sterben. Darauf sagt sie, bezaubert von dem Witz und auch von des Prinzen Amin Anblick: Ja.

[5] Die bereits wiederholt erwähnte Geschichte des zweiten Kalenders. Er ruft, nur um den Siegfried zu spielen, den Geist herbei und schleicht dann davon, und überläßt die Geliebte Djardjaris Zorn. Und als Djardjaris ihn dann herausfindet und mit der Geliebten konfrontiert, läßt diese sich

der Dreiäpfelgeschichte. Wenn, nachdem sie den Blick in das Wesen ihres Gatten getan, sie in das Leben zurückkehren und die Ermordung ungeschehen gemacht werden könnte, dann wäre für eine Weile wieder alles gut. Aber die angstvolle Wissenschaft von dem, was in ihrem Manne schläft, wer würde ihr die wieder hinwegwischen; und wenn dann für sie der Augenblick der Schicksalsprobe käme, was dann? Und wenn du, Schahrjar oder Kamaralsaman, von einer Reise heimkehrend, die Gemahlin in lästerlicher Sünde betrafst und mit Recht ihr darauf den Tod zusprachst, bist du gewiß, daß nicht von deiner Seite zuvor etwas geschehen ist, was, gleich einem Samenkorn in die Seele des Weibes gefallen, darin zerstörend fortwucherte und die Disposition schuf, vermöge welcher es dann nur noch der Gelegenheit bedurfte, um die lange vorher vorbereitete Lossagung zum Ausbruche zu treiben? In einem unendlich zarten Bilde, wie es dem zwischen zwei Neuvermählten herrschenden Verhältnis entspricht, schildert Scheherezade mit einer geradezu ergreifenden Prophetie diese, aus dem Ungestüm und dem leidenschaftschaftlichen Charakter eines Jünglings, der Ehe von Anbeginn drohende Gefahr. Was freilich kann es zwischen zwei Neuvermählten, die heißeste Liebe zusammengeführt hat, für Gefahren geben; und ist es nicht schwarze Verzweiflung, wenn man in dem Honigmond, wo die Gondeln auf den Canaletti schaukeln, bereits die Möglichkeit eines Bruches und Risses zwischen beiden malt? Allein, so drastischer Dinge bedarf es auch nicht; alles macht sich so unscheinbar und kaum der Wahrnehmung kenntlich, und die Notwendigkeit einer unausgesetzten Mikroskopie gerade in diesen ersten Tagen einer glücklichen Liebe enthüllt immer erst die späte und schreckliche Richterin, die Zeit. Es gibt in dieser Geschichte des Prinzen Kamaralsaman ein Amulett, und dieses Amulett ist in die Hände des Mannes gegeben; solange er es bewahrt, ist alles Glück — sogar bis ans Lebensende — sein. Welchen Namen hat es? Der Dichter sagt es nicht. Aber auf der Heimfahrt von China, noch während der Reise und in dem Honigmond, wo für einen Jüngling alles Geheimnis der geliebten Gattin zartes Heiligtum sein sollte, lockt es

stückweise tödten, ohne ihn zu verraten, während ihm — offenbar bereits das feige Geständnis auf den Lippen schwebt und nur ihr brechender Blick ihm das Judaswort noch hemmt. (49. und 50. Nacht.) Nebenbei bemerkt, wer es nicht zu glauben vermag, daß es möglich ist, Großes wie Grausiges ohne Affektation in Ton und Wort, mit erhabener Einfachheit zu beschreiben, der lese dieses Stück.

ihn, da sie auf einer Oase Halt machen, einen Rätselstein, den sie insgeheim an den Leib gebunden trägt, an sich zu nehmen. Und hier im Walde, — im Walde der Bäume, im Walde der Dinge, im Walde der Welt, — der Welt alles dessen, was sichtbar und unsichtbar um uns ist — taucht ein glänzender Vogel auf, der ihn tief ins Dickicht hineinlockt, so daß er den Rückweg nicht findet; denn der Vogel entreißt ihm das Amulett, und Gatte und Gattin sind getrennt.[6] Er denkt an sie, und sie denkt an ihn, und gehören doch nicht mehr zueinander . . . Dann folgen, im Leben wie in der Geschichte, Abenteuer, billig erfunden und zusammengestoppelt, um die Öde der Jahre auszufüllen, die nun dürr und trostlos vor Kamaralsaman sich breiten, bis es ihm gelingt, mit bereits ergrauenden Haaren auf eine Insel zu kommen, deren Königin ihn liebt und ihn zum Gatten nimmt. Und nach weiteren Jahren führt ihm der Zufall endlich die nach so kurzem Glücke verlorene und noch immer nicht vergessene erste Gattin wieder in die Arme; und, o Seligkeit! sie ist ihm treu geblieben, sie wurde von keinem anderen berührt . . . Und noch mehr an Glück: die beiden Gattinnen dieses Grafen von Gleichen vertragen sich miteinander, und es ist also das reine Menschenparadies! . . . Da, späte Erkenntnis: eine Frau, die dich liebt und heiratet, und die du verlorst, nicht aus Schlechtigkeit, sondern weil du dir das Amulett entreißen ließest, das du heimlich und ungerufen in deine Hand nahmst: wie kannst du glauben, wenn du sie nach Jahren wiederfindest, daß sich in ihr nichts geändert haben, und daß sie keinen stillen Groll empfinden sollte ob der verlorenen Jahre, da sie doch durch deine Schuld hindorrte? Und wie könnte es auch geschehen, daß sich nicht die Natur für eine solche Wüste des Dorrens und Schmachtens einen Ersatz zu schaffen suchte? Kamaralsaman lebt mit beiden Frauen und nennt sich glücklich; da verliebt sich jede von ihnen in den Sohn der anderen, und sucht ihn zu verführen, und Kamaralsaman verurteilt beide zum Tode. Allein spät, spät, nachdem sich ihm der ganze Blick in die Seelen enthüllt und nachdem er beide gerichtet hat, erkennt er mit Tränen in den Augen, daß er selbst es gewesen war, der einst das Amulett aus den Händen gab.

[6] N. 235 u. 236.

XIV. Das Erzählen in seiner wahren Aufgabe.

Die Geschichte vom Zauberpferd. Königin oder Dirne? (Seite 101.) — Cervantes Zauberpferd. (Seite 102.) — Bemerkungen über die Weil'sche Ausgabe. (Seite 103.) — Schönheit ohne Nutzen. — Die Posaune der Kunst. (ibid.) — Denke der jagenden Tage. (Seite 104.) — Das Zauberpferd Poesie. (Seite 105.) — Wen es trägt und wen es abwirft. (ibid.)

Jedoch nach diesem Stück voller Glanz und Tiefe ist's, als ob Scheherezade mit in Tränen schwimmenden Augen eine Pause machen und dann sprechen würde: Ja, die Poesie! Hundert Erzählungen ließ ich dich bisher hören im Kampfe um mein armes Leben; und so oft ich sie ablevierte, um eine neue Nacht als Gnadenfrist zu gewinnen, empfand ich es als eine Schmach ohnegleichen, daß ein Mensch das triste Geschäft des Geschichtenerzählens soll üben müssen, um sich ein Leben von heute auf morgen zu erbetteln. Und immer wieder führte ich dir die Erbärmlichkeit der Gesellen vor Augen, die einem das Leben schenken oder das Leben nehmen, nicht weil es recht ist, sondern weil er etwas besser oder ärger gesungen hat. Und immer wieder sagte ich dir auch, was eine solche Poesie ist, die um das Leben dienert: eine Magd, niedriger und gemeiner, als je eine einem Herrn gedient hat. Denn nicht was ist und sein soll, erzählt sie, sondern auf ein Lächeln lauernd und augendienerisch beflissen, seinen Geschmack zu erraten, duckt sie sich und katzenbuckelt, und produziert immer wieder und wieder Schmutz und Gemeinstes, wenn es nur diesem Geschmacke entspricht. Und welches Elend! um sich nicht selbst ganz zu verachten, legt sie all ihr Vermögen darein, ihre Formen auszugestalten und sich mit äußerlichem Putz und Behang auszustaffieren, um ihren Herrn, dem sie heute Nacht wieder gefallen muß, weil sie sonst sterben müßte, zu ködern, wie die Dirne, die den, der sie mißhandelt, zu ködern sucht.[1] Und was ist nun eine solche

[1] . . . Es ist die Schenkendirne,
Die, wenn vom Wein das Blut ihr kocht,
Sich den zum Buhlen wählt, der mit verweg'ner Stirne
Und eh'rnem Arm sie unterjocht;

bloß auf die Form ausgehende Poesie, wie trist und schal und desto abscheuerregender, wenn man auf den Zweck sieht, dem die wirkliche Poesie dient, wie ich sie dir jetzt eben gezeigt habe! — Und es folgt in der Suite der Erzählungen die Geschichte vom Zauberpferd.

Nebenbei bemerkt, glaube ich, daß Cervantes „Tausend und Eine Nacht" gekannt und der Sammlung verschiedene Motive zum Don Quixote entnommen hat. Die Gestalt des Ritters, der auf eine Herde losstürmt, während Sancho Pansa auf einen Hügel flüchtet und von dort erschrocken dem Kampfe zusieht, ist wie eine Photographie des Überfalles des Königssohnes Kana auf eine Herde, wobei sein Begleiter Sabach, das Vorbild Sanchos, sich in derselben Weise wie dieser benimmt.[2] Die Idee des durch einen Zapfen regierbaren Pferdes aber, welches Don Quixote mit verbundenen Augen besteigt, um eines seiner kühnen Abenteuer zu unternehmen, stammt ebenso aus „Tausend und Einer Nacht", und zwar aus der Erzählung, bei der wir jetzt angelangt sind. Aber natürlich, nur das Stoffliche hat Cervantes entnommen; für Scheherezade ist das Zauberpferd etwas ganz anderes, ist es das Sinnbild der Poesie.

Da ist ein König, den Scheherezade mit wunderbarer und in der Literatur nicht wieder dagewesener Innigkeit charakterisiert.[3] Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, gewandt und voller Unternehmungsgeist. Er hatte einen scharfen und durchdringenden Verstand. Er war ein Schrecken für die Bösen, gegen die Armen mild, und ein Hort für jeden Unterdrückten, der ihn um Schutz für sein Recht anflehte. Jeder durfte ihm nahen, und einen Tag im Jahre gab es, da brachte ihm jeder, der es vermochte, ein Geschenk dar: kostbare Werke der Kunst, aber auch einfache Erzeugnisse des Bodens, eine Blume, einen grünenden Zweig — er nahm auch das Unbedeutendste mit Güte an. Vorzüglich war er aber erfreut, wenn man ihm sinnreiche Erfindungen und andere, von Nachdenken und Geist zeigende Dinge brachte. Denn er war ein Freund der Wissenschaften, und überhaupt ein Mann von solchem Tiefsinn, daß — ich muß davon sprechen — Weil bei

Und die auf ihrer Streu, zum Brautbett umgewandelt,
Noch keinem ihre Reize bot,
Als nur dem Mann, der schlägt und sie mißhandelt
Vom Abend bis zum Morgenrot.

Jules Barbier, „Das Idol".

[2] 709., 710. Nacht.

[3] 250. Nacht.

Veranstaltung seiner 1865 bei Rieger in Stuttgart erschienenen und 1889 neuaufgelegten, lange Zeit, wie man weiß, auch am meisten verbreitet gewesenen deutschen Ausgabe, alle diese für das Wesen eines Königs bezeichnenden Umstände weggelassen hat.[4]

Aber noch etwas hat er weggelassen. Nämlich, an einem dieser jährlichen Festtage, die der König festgesetzt hatte, um sich seinem Volke und sein Volk sich näher zu bringen, traten drei Männer vor ihn, ein Inder, ein Grieche und ein Perser, von denen jeder besonders charakterisiert erscheint. In der Gestalt des Inders, an dessen einfachem Gewande nur wenig ist, was auffällt, dieses wenige aber von der größten und erhabensten Kunst zeugt, drückt sich eine unendlich würdevolle Ruhe aus. Der Grieche hat an sich schon einen Zug von Verschlagenheit, doch ist er unverkennbar auch ein Mann von Ernst und Tiefsinn. Das Antlitz der Persers aber spricht wie von ungeheurer Klugheit, so auch von List und Bosheit; und alle diese Umstände schienen Weil ebenfalls unwichtig.

Diese Männer überbringen also jeder dem König eine wundervolle Erfindung, und zwar reicht ihm zunächst der Inder eine mit kostbaren Edelsteinen verzierte goldene Bildsäule, die ein Goldhorn in der Hand hält, dar. Und dieser gütige und gerechte König, der niemand gern verletzt, meint doch zum Meister gewendet: „So wunderbar schön dieses Bildnis ist, kann ich doch nicht einsehen, welchem Zweck es dienen soll; und Schönheit ohne Nutzen ist eine tote Geburt." Hierin verrät sich eine Weltanschauung, oder doch zumindest eine Anschauung über Zweck und Bedeutung der Kunst; und das ist, sollte man meinen, in einem Kunstwerk, das soviel von dem eigenen Zweck handelt und immer wieder die Frage aufwirft: was bin ich wert, wenn ich liebedienerisch bloß nach dem flüchtigen Blick und Geschmack meines Zuhörers mich richte — ich wiederhole, das ist in einem solchen Kunstwerk gewiß nicht ohne Sinn und Absicht gesagt. Woraus hervorgeht, daß Weil auch von dieser ganzen Kadenz nichts mehr wissen will. Der Inder, der aber keine Ausgabe zu veranstalten hat, blickt dem König ernst ins Auge und nickt mit dem Haupte: Wahr, Schönheit ohne Nutzen ist eine tote Ge-

[4] Ich weiß, daß Weil hiebei (siehe auch Reclam-Bibliothek, Heft 8) dem Bulaker Manuskript folgte. Aber trotz Bulaker Manuskript übernahm er in diese seine Ausgabe ex 1865 so vieles aus seiner 1838 in Pforzheim veranstalteten und aus der Habichtschen, Breslau 1825, schöpfenden Ausgabe, daß es sich bei den hier erwähnten so unendlich wichtigen Dingen doch empfohlen hätte, sich wie 1838 an die Breslauer Übersetzung anzulehnen.

burt, allein, dieses mein Werk ist von Nutzen; es hilft dir die Gefahr, ob nah oder fern, diagnostizieren. Braut sich im Verborgenen etwas wider dich, wider dein Land, wider die Würde und den Ernst der Erkenntnis, die du so hoch hältst, weil du sie als die Bedingung eines guten und gerechten Regiments kennst, dann hebt dieser Mann sein Horn, und sein Ruf mahnt dich, den Kopf nach der Seite zu wenden, wo das Gefährliche den Augenblick seiner Geburt erwartet — seien es Intriguen, die an den Höfen spinnen, seien es die heimlichen Blicke verräterischer Diener, oder Wangen, die vor deinem Blick erbleichen, weil sie sich der Enthüllung nahe glauben. Ja, Könige, von alledem berichtet euch rechtzeitig die Tube der die ganze Vergangenheit beherrschenden und ihre Lehren hier in kurzen Erzählungen konzentrierenden Kunst! Und daß mit dem goldenen Mann und seiner Posaune die Kunst samt ihrer Aufgabe und ihrem großen historischen Endzweck gemeint ist; und daß die Höflinge alle ringsum bei diesem Eintritt der Kunst in das Leben Schahrjars erbleichen; und daß das alles, schon professionell und literarisch genommen, von Wichtigkeit ist, weil „Tausend und Eine Nacht" indischen Ursprungs ist, und Scheherezade hier also mittelbar erklärt: Indien ist meine Heimat, und ich bin seine große Tochter — von alledem findet sich beim späteren Weil keine Spur!

Hierauf tritt der zweite Erfinder, der philosophische Grieche vor, dessen Werk einen „mit täuschender Nachahmung der Natur und fast unbegreiflicher Feinheit und Pracht ausgearbeiteten Vogel" darstellt. Was soll der? Es ist die erste Uhr, von der die Dichtung weiß; denn der Vogel ist von vierundzwanzig Jungen umgeben, von denen er nach Ablauf jeder Stunde eines verschlingt. Und der Nutzen? O, es ist Melancholie darin, es ist Mahnung, es ist einfache Wahrheit — und dabei weist es doch auch den Weg zu einem Trost. Denn „dieses Werk verlängert die Zeit des Menschenlebens. Denn wie es dir die unaufhaltsame Flucht desselben vor Augen führt, ruft es dir zu: achte der Sekunden, lass' sie nicht unbenützt, mach', da das Leben nach Werken zählt, daß es ihrer viele sind, die deinen Weg bezeichnen", — was bei dem Weil von 1865 wieder nicht existiert.

Und nun endlich das dritte Werk, das von dem Perser mit wunderbarer Wiedergabe des Ebenmaßes der Glieder aus Ebenholz verfertigte Pferd. Und der König, der alle Formenkunst verachtet, fährt die Hofleute, die es bewundern, abermals an: „Ein Stück Holz gilt euch mehr als das Leben, das Werk eines Menschen

mehr als das Werk des Allmächtigen!" Und noch mehr! „Der schlechteste Karrengaul des ärmsten Bauern," fährt er fort, „ist mehr wert, als das prachtvolle aber unnütze Ding da, das nur ein kunstreich gearbeitetes Stück Holz ist." . . . Und da ergreift endlich der Perser das Wort und enthüllt die Eigenschaften seines Pferdes. Das geflügelte Roß hat einen Nutzen. Es trägt dich durch die Jahre, erhebt dich bis in den Himmel, vor ihm schwinden die Räume. Es verlängert durch die Fähigkeit, Zeit und Ort zu überwinden, dein Leben ins Ungemessene; die Vergangenheit ist keine Vergangenheit mehr, alle Zukunft ist gegenwärtig. Nur mußt du dies Werk auch zu regieren verstehen!

Und dann folgen die Abenteuer, lange nicht mehr von der Gewalt und dem tiefen Sinn des Eingangs; aber was liegt daran? Im Endschlusse nehmen sie doch das erhabene Thema wieder auf. Denn was heißt das, dieses Pferd regieren? Heißt es, seinen Zapfen drehen, es Evolutionen machen lassen und ihm Flüge, beliebig zu welchem Zweck geben? Nimmermehr; wie leicht lernt sich das! Und wenn einer, so ist ja der Erfinder dieser äußerlichen maschinellen Bedienung kundig; er wird euch Linien schaffen, er wird euch Strophen bauen, daß man wie berauscht dasitzen wird. Und doch! Der Perser, der die Kunst in das Leben gerufen hat, sie aber schnöde und tückisch nur benützt, um sich selbst damit zu dienen, er stürzt am Ende in die Tiefe, trotzdem er den Zapfen so meisterlich wendet und dreht. Aber dann schwingt sich ein anderer in den Sattel, anfangs ungelehrt, und die Welt schreit entsetzt auf angesichts der Phantastik, mit der er, mit Maß und Kraft unvertraut, der Erde im ersten Flug entschwindet. Aber was er tut, tut er nicht um seiner selbst willen, sondern weil es ihn zu retten und zu befreien drängt und weil ein Mitleid und ein Lieben ihn antreibt; und er siegt . . . Wobei zu erwähnen, daß König Schahrjar durch diese Erzählung merkwürdig gerührt, und nicht imstande ist, mit dem Ausdrucke seiner Bewegung zurückzuhalten — woraus also der Leser von selbst wird schließen können, daß Weil auch diese letztere Bemerkung für unwesentlich gehalten hat. Wie in anderen Spezialliteraturen, so hat also auch hier das, was sich berufene Fachwissenschaft nannte, das wahre Herz und die Seele des Gedichtes ausgerodet, und solchermaßen einen um sein Innerstes beraubten Körper zurückgelassen: die Hülle der Abenteuer nach Entseelung des Werks.

XV. Gründe der Anreihung der Sindbad-Geschichte.

Die Reihenfolge in verschiedenen Ausgaben. (Seite 106.) — Pforzheimer Ausgabe 1838. (Seite 107.) — Der Wert der handschriftlichen Quellen (Seite 108) und die Frage nach dem Geist des Werkes. (Seite 109.) — Kontinuität des logischen Bandes. (ibid.) — Technisch-ästhetische Gründe der Verteilung der Harun-Materie. (Seite 110.) — Zersprengung der alten Zusammenhänge durch neuen Stoff. (Seite 111.)

Nun bin ich aber eine ernste Erklärung schuldig. In allen Manuskripten und Ausgaben finden sich die Erzählungen vom Anfang bis zur Geschichte des Buckligen in der Reihenfolge, wie ich sie in diesem Buche eingehalten habe.[1] Von da an unterscheiden sich Manuskripte und Ausgaben rücksichtlich der Reihenfolge; und zwar herrscht auf eine weite Strecke hin geradezu stürmische Bewegung, wie es sich z. B. schon erkennen läßt, wenn man auf die Lozierung einiger in dieses Gebiet gehöriger Geschichten in den verschiedenen Manuskripten und Ausgaben blickt:

Habicht, Hagen und Schall (Breslauer Ausgabe 1825): 3. und 4. Band (schon nach dem Lastträger!): Sindbad; 6. Band: Kamaralsaman; 8. Band: Gülnare; 12. Band: Zauberpferd.

Henning, Reklam-Ausgabe (Bulaker Manuskript): 2. Band: Harun-Geschichten; 5. Band: Kamaralsaman; 7. Band: Zauberpferd; 10. Band: Sindbad; 13. Band: Gülnare.

Mardrus (Pariser Handschriften): 2. Band: Harun-Geschichten; 5. Band: Kamaralsaman; 6. Band: Sindbad; 8. Band: Zauberpferd.

Von Galland, der willkürlich heraushob und gruppierte, will ich hier gar nicht reden. Bei ihm steht, wie bemerkt, Sindbad

[1] Mit Ausnahme der Geschichte der 40 Veziere, die vielfach fehlt, und über die wir noch weiter unten sprechen werden; und mit Ausnahme ferner der Sindbad-Geschichte, die bei Galland nach der Geschichte des Lastträgers und der drei Fräulein steht.

schon vorne im Anfang, nach der Geschichte des Lastträgers; dann folgen nach dem Buckligen Schems-un-Nahar, Kamaralsaman, Nureddin und Andjelis, Gülnare; und ganz weitab, gegen den Schluß des dreibändigen Werkes das Zauberpferd. Wenn man nun bloß die hier hervorgehobenen Pièces überblickt, so zeigt sich, daß sie, ob so oder so aufeinander folgend, doch überall durch ganze Welten inhaltsreicher Bände voneinander getrennt sind;[2] und was da und dort zwischen ihnen sich breitet, weicht in den verschiedenen Ausgaben auch gar sehr voneinander ab.

Dabei ist zu bemerken, daß jede von ihnen (bis auf Galland) sich als treue Wiedergabe irgend eines Manuskriptes deklariert, oder zumindest, wie die Habichtsche, die möglichste Anlehnung an gewisse Quellen verspricht. Und nun wird man fragen, warum ich demgegenüber auf die Geschichte Kamaralsamans jene vom Zauberpferd habe folgen lassen, und wie ich es rechtfertigen will, daß bei mir jetzt, wieder abweichend von ihnen und auch von anderen, die Behandlung der Sindbadgeschichte folgen wird. Darauf könnte ich nun sagen, daß ich in der in Pforzheim 1838 erschienenen Weilschen Ausgabe diese unmittelbare Aufeinanderfolge der drei Erzählungen gefunden habe; und da der Stoff nun einmal so fluktuiert, so scheine das für den der Fachwelt Fernerstehenden Rechtfertigung genug. Allein gegenüber dieser letzteren wäre das geeignet, das Urteil über mich statt günstiger nur ungünstiger zu gestalten; denn da Ausgaben vorliegen, die feste Stützen in irgend einem Manuskripte haben, warum folge ich nicht ihnen, sondern just einer, die ich bisher selbst hart genug verurteilt habe, und von der ich nicht einmal weiß, ob auch sie immer die treue Übersetzung von irgendetwas irgendwo Erliegendem ist?

Darauf erwidere ich vor allem, daß zwar jede treue Wiedergabe einer irgendwo vorhandenen handschriftlichen Quelle zweifellos ihre hohe literarhistorische und wissenschaftliche Wichtigkeit hat. Aber dieser spezifische Wert einer Quelle ist nicht dasjenige, worauf es hauptsächlich ankommt, sobald es um die Frage der letzten künstlerischen Höhe und Vollendung eines Werkes geht. Jedermann versteht, was für eine Wichtigkeit z. B. der Auffindung der Modellentwürfe zum Moses des Michelangelo zukäme; aber das eigentliche Kunstwerk bliebe darum doch für alle Zeiten einzig der fertige Moses,

[2] Speziell bei Henning und Mardrus durch den Riesenblock der Omar-al-Numan-Geschichte.

weil in ihm erst der Geist und die Absicht des Meisters rein und in Vollendung zum Ausdruck gelangt. Mit den Werken der Poesie ist es nicht anders. Soviele Lichtquellen sich auch erschließen mögen, wenn man z. B. nach einem Vormanuskript des „Faust" oder nach den ersten Entwürfen der „Götterdämmerung" greift — will man wissen, was der Dichter am letzten Ende wollte, und ermessen, bis zu welcher letzten Höhe er sich erheben konnte, dann wird man nicht bei den Zwischenstufen verweilen, sondern sich daran halten, wovon er selbst sagte: das ist in der Sache mein letztes Wort. Nun befinden wir uns freilich in einem anderen Falle, indem wir keine Urkunde haben, auf der es von der Hand des Dichters oder Redakteurs geschrieben stünde: das ist das letzte Resultat meiner Ordnerarbeit oder meines Schöpfungsganges. Allein was folgt daraus? Wird man ernstlich sagen wollen: weil hier mehrere, voneinander verschiedentlich differierende Manuskripte vorhanden sind, darum sind wir nicht berechtigt, nach dem Geiste zu fragen, der in ihnen ja doch trotz der Verschiedenheiten vorhanden ist? Wenn uns aber das Recht hiezu zusteht, dann gibt es keinen anderen Weg, diesen Geist sicherzustellen, als daß wir das tun, was hundertfältig in ähnlichen Fällen ohne jede Beanständung praktiziert wurde; und ich denke, dieses Mittel kann auch in der Spezialliteratur über „Tausend und Eine Nacht" nicht unbekannt sein. Niemand zweifelt, daß in dieser Sammlung ein Glaube und eine Philosophie, eine Weltanschauung und eine Sehnsucht sich ausspricht; und nachdem der Anfang bis zur Geschichte des Buckligen einen so starken organisatorischen Willen und eine so große und sicher tragende leitende Idee bekundet, so darf niemand zweifeln, daß dieser Ordner auch über die genannte Grenzmarke hinaus das gesamte Feld überblickt und das Materiale in seinem Geiste bereits so gruppiert gesehen hat, wie es dieser seiner Idee, von der wir die Anfänge kennen, entsprach. Und haben wir nun die von seiner Hand noch nicht geschichteten disjecta membra vor uns, so heißt es, sie sammeln und so ordnen, daß das auf weite Strecken hin als herrschend befundene logische Band unzerrissen fortwirke — wobei sich die in der Kunst hundertfältig konstatierte Tatsache der Erfahrung von selbst wieder ergeben wird, daß mit dem zunehmenden Sichtbarwerden der inneren Zusammenhänge auch die Empfindung der stetig und wunderbar sich mehrenden Vollendung und Schönheit des Ganzen nicht ausbleiben wird.

Dabei ist das Gute, daß man es beinahe auf eine Probe könnte

ankommen lassen, indem man aus der Erinnerung streicht, daß es je so etwas wie die Pforzheimer Ausgabe gegeben. Nehmen wir an, wir stünden bloß einem Bulaker, Pariser, Macnaghtanschen oder Scottschen Text gegenüber, mit der Verpflichtung, daraus zu deduzieren, was an ethischem und politischem, sowie überhaupt an dichterischem Glauben darin niedergelegt ist. Nun, und da würden wir zunächst konstatieren, daß darin das Willkürurteil in allen seinen Formen, also auch das nach den Empfindungen des Geschmacks sich richtende Urteil behandelt, und in Harun ein Fürst gezeigt wird, dem auch in eigener Sache die Beeinflußbarkeit durch die ästhetischen Gifte fremd und ein Greuel war. Und was mag nun logischer Weise, resp. nach der psychologischen Erwägung, die bei Werken der Kunst so hervorragend mitbaut, zunächst anschließen? Nun, offenbar wird der Dichter, da er immer auf die Empfindungen seiner Zuhörer lauscht, sagen: jetzt ist es ihnen klar geworden, daß es mir neben der Gestalt des Harun, von der ich handelte, doch auch ein wenig um die Frau als solche gegangen ist, und daß dieser mein König auf sie doch mit anderen Augen geblickt hat, als wir es von anderen gewohnt sind. Und lächelnd und von selbst — immer von selbst! — wird auch der mitgehende Verstand des Zuhörers sich nun den vielen jungen Schahrsars zuwenden, die nach dem Gesetze der ersten Jugend alle gleich Kamaralsaman die Frauen verachten, bis sie jählings die Liebe überkommt. Und da ist ja auch schon der Verstand im Vorauseilen und ohne die Führung irgend jemandes abzuwarten, bei der Leidenschaftlichkeit der Jugend überhaupt, die, sowie sie rasch liebt, auch rasch die Gefahr für die Liebe in sich selbst produziert. Und sieh, sieh, wie dieses zu mir sprechende Werk auch dafür nicht blind ist! Denn wirklich, für alles hat es Augen, und auf alles achtet es, dieses Zauberpferd Poesie, was laut sowie heimlich an Strömen und Kräften in der menschlichen Seele wirkt!

Und da ist also das Prinzip, das ja übrigens wahrhaftig nicht erst von mir entdeckt werden mußte, dieses so einfache Prinzip, nach dem man die zerstreuten Emanationen eines schaffenden Geistes zusammenträgt und gliedert, wenn man die Art dieses Geistes erkennen will. Wendet man es z. B. auf Nietzsche an, so ist das Ergebnis, daß man[3] sagen kann, man habe das Bild der Nietzeschen Philosophie vollkommen reproduziert; wendet man es auf Fälle wie der unserige an, so darf man, natürlich ebenfalls unter der unten

[3] Natürlich beim Zutreffen aller sachlichen Bedingungen.

erwähnten Bedingung, sagen, man habe nicht minder exakt das, was der Dichter wollte, restituiert, oder doch restauriert.

Mit dem Rechte also, das uns zusteht, die noch nicht definitiv geordneten Erscheinungen so zu gruppieren, daß daraus das gesuchte Charakterbild eines Menschen wie eines Werkes am besten erleuchtet, mit diesem Rechte geschieht es, daß hier der Erklärer neben dem Willkürkönig zunächst den gerechten König, und dann neben dem Frauenschlächter zunächst den jungen Frauenverächter betrachtet, und sodann im Zauberpferd das herrliche Symbol behandelt, welches so deutlich den Wert und die Art der wahren Poesie kennzeichnet. Und mit demselben Rechte reihe ich jetzt die Geschichte Sindbads des Seefahrers an: nicht bloß, weil es so in der Pforzheimer Ausgabe steht, sondern weil auf diese Weise am reinsten die in dem Werke vorhandene dichterische Absicht klar wird — ob auch Manuskript A und Manuskript B den inneren Zusammenhang noch nicht gefunden, oder den bereits gefundenen wieder zerstört hat.

Dies sage ich in Wahrnehmung eines prinzipiellen Standpunktes, und um schon jetzt darauf vorzubereiten, daß er, wo notwendig, für mich der allein maßgebende ist. In unserem speziellen Falle bedarf ich aber dessen gar nicht einmal, um zu zeigen, daß ich im Rechte bin, da genug pragmatische Momente es rechtfertigen, wenn man den Erzählungen die Reihenfolge gibt, wie ich hier. Ich habe konstatiert, daß in dem uns jetzt beschäftigenden Gebiete eine geradezu heftige Bewegung in Bezug auf die Placierung der einzelnen Pièces herrscht; und nun muß man sich auch Rechenschaft geben, wodurch diese Bewegung veranlaßt worden ist. Bezüglich der Harun-Geschichten ist das bereits klar; denn wir haben gesehen,[4] daß hier die Durchsetzung mit anderem Stoff einzig darum erfolgte, weil bei einer erdrückenden Kommassation der Harun-Romane alles andere zum nichtigen Anhängsel erniedrigt worden wäre und das Werk den Charakter einer von höchster Freiheit und Mannigfaltigkeit durchfluteten Dichtung verloren hätte. Ob also Redakteure und Abschreiber bei Lagerung und Unterbrechung der Harun-Schichten gleichmäßig oder abweichend disponierten: die Hauptsache ist, daß sie dabei von technisch-artistischen Gründen geleitet wurden, und daß trotz der Trennung die Zusammengehörigkeit der Stoffteile nicht einen Augenblick in Frage sein kann.

[4] Siehe in der Fußnote, Seite 90, die Bemerkung zur Geschichte Ghanems des Liebessklaven (ein Titel, so töricht und der Sache fern, als was die Literatur gewöhnlich darüber sagt).

Anders ist es mit den weiteren Bestandteilen dieses Stoffgebietes; und da sind zwei Gruppen zu unterscheiden:

1. Jene Erzählungen, welche (gleich der vorausgegangenen Serie bis zur Geschichte des Buckligen) allen Manuskripten gemeinsam sind und also sicherlich bereits zum ersten Kern der Sammlung gehört haben müssen.[5]

2. Die Gruppe des nachher in den Jahrhunderten massenhaft hinzugekommenen neuen Stoffes, von dem wir an zuständiger Stelle noch zu sprechen haben werden und von dem wir hier vorläufig nur kurz notieren, daß er erst lange nach der ursprünglich bloß mechanischen Hineinpressung eine Schichtung und Aneinanderreihung nach inneren Beziehungen und Gesichtspunkten erfuhr. Aber blickt man auf die Tatsache an sich, daß eben die Jahrhunderte immer neue Stoffmengen hinzubrachten, so hat man auch die Antwort auf die Frage, von welcher Rückwirkung dies auf den alten Bestand gewesen sein muß. Denn es ist klar, daß das Neue Unterbringung verlangte; und da half man sich eben, da das Geschäft der Poesie nicht immer bei den Subtilen ist, indem man das Neue einfach mechanisch mit Handlangerhänden zwischen das bereits vorgefundene Materiale schob und dazwischenzwängte, wobei, um Platz zu gewinnen, das Alte in gar wechselnden Distanzen gewaltsam zersprengt und auseinandergerissen ward. Und welche dieser alten Bestandteile sind es nun, die hievon betroffen wurden? Nun, eben jene, um welche es sich uns gegenwärtig handelt: Kamaralsaman, Zauberpferd und die Geschichte des Seefahrers Sindbad! So daß man ruhig sagen darf: wir haben recht, diese letzteren nebeneinander zu stellen, denn sie standen einst auch in einem von dem ersten Redakteur intendierten Zusammenhang dicht beieinander, der nur nachher unkenntlich geworden, weil der mechanische Prozeß der Durchsetzung mit neuen Einschiebseln sie oft ganz außer Sehweite von einander gebracht hat. Besinnt man sich aber auf diesen mechanischen Prozeß des Werdens der Sammlung und nimmt sich die Mühe, das allen Manuskripten Gemeinsame herauszuholen und die verschiedenen Einschiebsel für einen Augenblick hinwegzuräumen, dann springt es in die Augen, daß ich recht habe, wenn ich sage: die Untersuchung der verschiedenen Stoffgruppen dieses Kreises bestätigt es, daß man bei der ruhigen Verfolgung der Leitnerven jetzt notwendig zu der Geschichte Sindbads gelangen muß.

[5] Siehe die Liste bei Henning, Reclam, XXIV., Seite 223, unten.

XVI. Die Geschichte Sindbads des Seefahrers.

Der weiße Mensch. Die Reise durch unsere Welten. (Seite 112.) — Kein Raum für Robinsongeschichten. (Seite 113.) — Grade der Unmenschlichkeit. Der kleine weiße Mann. (Seite 114.) — In den indischen Grüften. (Seite 115.) — Die verachteten Anderen. (ibid.) — Auf dem Friedhof der Tiere. Kain, wozu morden? (Seite 116.) — Wut bis jenseits der Meere. (ibid.)

Eine genauere Betrachtung der Sindbadgeschichte lehrt nämlich, daß sie noch etwas ganz anderes ist, als der nur noch für Kinder interessante orientalische Weltreiseroman. Übrigens ist nicht zu vergessen, daß uns ja Scheherezade in ihren Erzählungen auch schon eine ganz beträchtliche Reise hat machen lassen; aber nicht bloß eine Reise etwa, wie die den Prinzen Adjib bis zum Magnetberg führte, sondern eine Reise durch unsere eigene und uns so nahe liegende Welt. Und man sehe sich um, was wir in derselben gewahrten: Männer, die den Tod einer liebenden Frau verschulden, Männer, die ihre Gattinnen mißhandeln, Männer, die sie ermorden, sowie Jähigkeiten, die mittels raschen Urteilsspruches gar ganze Geschlechter dem Tode weihen. Ferner waren wir bei der königlichen Brutalität von Kaschgar anwesend und sahen, wie Diebe aller Ränge die Blinden und Blindanbetenden bestehlen; dann kam Jugendtorheit und Jugendleidenschaft an die Reihe — ist das nicht eine Prachtgalerie? Ja, die Weiber kennen wir, aber es lohnt sich offenbar auch die Kritik des männlichen Geschlechtes, und das Zauberpferd schleppt rastlos ad hoc immer Neues herbei. Denn alles was Mann ist, ist voller Passion, und gleichwie der Salamander im Feuer lebt, so herrscht hier der Trieb, in den Exzessen des Gefühls zu leben, die so barbarisch sind, habe das Gefühl auch den Namen, welchen es will. Denn da ist trunkener Übermut und Feigheit, die um zu imponieren, sich mörderisch aufputzt, sowie der Egoismus eines Ehrgefühls, das in so haarsträubenden Übertreibungen des Gefühls auf-

schäumt und darin alles, was wahrer Ehrbegriff ist, ersäuft. Und sogar das Gerechtigkeitsgefühl entartet da zu einem blutigen und mörderischen Fanatismus. Und das sind die guten, die entschuldbaren Exemplare; wie erst, wenn das Böse des genus homo an die Reihe kommt: die wilde Borniertheit, die bloß nach ihrem Geschmack frägt, die elende Beschränktheit, die solches demütig duldet; das stupide Glauben und Lieben, das sich auspressen und mit Hohn ablohnen läßt, und die schmutzige Verruchtheit, von dem Dieb angefangen bis zu jener höheren und perfideren Art von Niedertracht, die einen ins Unglück stürzt und sich rühmt, ihn gerettet zu haben; die ihm die Glieder bricht und schreit: was, bin ich dir Freund gewesen; die ihn zu sich emporlockt, um ihn dann erst recht zu peitschen, und die uns Nahrung verspricht und mit Hohn uns dann hungern läßt. Und nachdem wir so Heerschau gehalten über alle diese Formen der Prahlsucht, der Wildheit, des Fanatismus, der Willkür, der Schmutzigkeit und dreisten Interessiertheit, käme dann zum Frommen der Bagdader Jugend eine Robinsongeschichte, zur Erweiterung ihrer Kenntnisse in der Geographie? Das ist unmöglich. Hat uns die Sindbadgeschichte nichts sonst zu bieten, dann fort mit ihr aus diesem Komplex, bis wo vielleicht später einmal, nach vollendeter Aufgabe, in Schahrjars Gemach Stimmung und Zeit sein wird, auch in den Welten einer so inneren Nichtigkeit, als es bloße Abenteuer sind, zu wandern. Allein ist es denn wahr, daß dieser Sindbad uns nichts sonst, als von fremden Meeren und fernen Rassen und Völkern zu erzählen hat? Es begleitet ihn ja auf seinen Reisen jemand, der uns nahe angeht und der nach seinem ganzen Wesen an den großen Ductus dieser unserer eigenen Welt, die wir soeben betrachtet haben, anschließt; und weiß man nicht, wer dieser jemand ist, von dem Sindbad Dinge aussagt, die in ihrer Schauerlichkeit geradezu gigantisch sind? Er selbst ist dieser jemand; und nachdem er alle Völker erkundet und alle Meere durchfahren, bleibt als Ergebnis seiner Reisen, wenn man alle Hülle und Beiwerk des Abenteuerlichen hinweggetan hat, daß kein einziges Wesen der Welt mit solcher Grausamkeit erfüllt ist, als der — weiße Mensch. Und noch mehr: unter allen Ungeheuern, denen er abwechselnd begegnet, ist das empörendste und pfiffigste, das höhnischeste und erbitterndste auch nur ein Symbol von ihm selbst, nämlich in etwas anderer Art und Gestaltung wieder ein weißer Mensch. Er findet ungeheure Schlangen und Fische, Seepferde und die Gewalt des Vogels Roch;

mit denen kann man sich nicht auseinandersetzen, und daß die dumpfe Natur tödtlich ist, das ist bekannt. Er kommt zu den kleinen Liliputanern; sie sind Räuber; aber nachdem sie haben, was ihnen not tat, lassen sie die Beraubten gehen. Er kommt zum schwarzen Polyphem, der die Menschen frißt; aber der ist stumpf und dumpf, und wenn er sich an dem einen satt gefressen hat, tut er den anderen nichts und läßt sie wenigstens atmen, bis an sie die Reihe kommt. Und dann wieder eine Etappe bei jenen anderen Menschenfressern, die schon schlauer sind, indem sie dich zärtlich auffüttern, damit du für die Mahlzeit fett werdest. Ja, aber doch ist ein Fühlen in ihnen; denn mit dem ersten Bissen an ihrem Tische haben sie ihr Opfer vermittels einer wohltätigen Pflanze um den Verstand gebracht und in einen Glückseligkeitswahn versetzt, so daß man nichts wissend und aller Leiden ledig, wenigstens so glücklich wie ein Tier und in aller Heiterkeit dem Augenblick entgegengeht, wo einem der Todesstreich bestimmt ist. Da macht Sindbad noch eine letzte Erfahrung, nämlich daß es ein Ungeheuer gibt, das dir nicht Schiffe wegnimmt, dich nicht tötet und nicht nach deinem Fleisch Hunger hat, und doch schrecklicher, boshafter, blutsaugerischer und henkermäßig dich zerquälender ist als sie alle miteinander — und sieh da, Fremdling aus der weißen Welt: dieses gemeinste, niedrigste und listigste aller Wesen trägt deine Farbe . . . Denn da stößt er einmal auf einer seiner Fahrten auf so einen schwachen, weißen, gebrechlichen Greis, so einen weißen Lazarus, zu dem um seiner Schwäche und seiner großen Leiden willen das Mitleid und die Sympathie ihn hinzieht. Und der liegt kraftlos und bewegungsunfähig auf dem Boden und fleht: „Sei du wie Christoph und habe Erbarmen; nimm mich Todtkranken auf deine Schultern und trage mich nur eine kurze Strecke weit weg von hier!“[1] Und daraus wird das Ungeheuer, das nicht mehr von seinen Schultern will, sondern auf ihm lastet, ihn drosselt und als Pferd benützt. Und immer lacht es und höhnt, weist ihm mit den Sporen die Richtung und zeigt ihm mit tückischen witzigen Reden, ganz wie wir Weißen, den Herrn. Bis sich der Peiniger endlich an der Erfindung berauscht, die auch ein Weißer gemacht und

[1] Siehe in den Parabeln (in denen Weil so wild und töricht gewütet hat, daß er sogar das furchtbare Stück vom Fuchs und dem Wolf, Reclam 5. B., wegließ) N. 499 die Geschichte vom Löwen und dem „kleinen mageren Greis„, dem Schreiner; dann in der Geschichte der Könige Kalad und Wardchan, Nacht 715, die Parabel von der Katze, die die arme gutgläubige Maus überlistet.

die er Wein oder Acquavit zubenannt hat. Da läßt er schließlich locker und sein Schenkeldruck hat ein Ende, worauf ihm der befreite Sklave denn doch mit einem Stein den schönen, klugen weißen Kopf zerschmettern kann.

In Indien nimmt Sindbad eine Frau und wird, da sie stirbt, nach Landessitte mit ihr in die Gruft hinabgelassen, um ebenfalls zu sterben. Entsetzen erfaßt ihn, aber nach einem Augenblick wacht in ihm nicht etwa nur der Lebenstrieb, sondern auch die weiße Gier wieder auf, und noch bevor Rettung da ist, stopft er sich mit den Diamanten seiner Frau sowie mit den Diamanten der anderen ringsherum liegenden Toten alle Taschen voll. Fürchterlich, nicht wahr? Aber das ist erst Introduktion. Denn wie oben der Schacht der Gruft sich wieder öffnet und ein neues Paar herabgelassen wird, ein Toter und mit ihm sein Weib, ein junges, blühend schönes Wesen, folgt der zweite Akt: schlag sie tot, um dich des Brotes, das ihr in die Gruft mitgegeben wurde, zu bemächtigen — aber dann auch der Diamanten, mit denen sie behangen ist! Denn wer weiß, vielleicht kommt für dich doch einmal die Rettung, und in den Taschen ist noch für so viel Platz! . . . Und dann kommen, Gott sei Dank, immer frische Tote nebst Begleitung, und demzufolge auch immer neue Morde, Brote und Diamanten — bis eine neu Begrabene Sindbad das Geheimnis eines ins Freie führenden dunklen Ganges mitteilt. Nun, und der ist er doch dankbar? Ihr Narren, sie mordet er erst recht,[2] weil dies sein Entkommen erleichtert, und flieht allein . . . Und nun gelangt er auf seinen Fahrten zu Menschen, die gleich ihm weiß sind, und sie wollen ihn betrügen, und er betrügt sie; und wie ihn das Schicksal dann zu Schwarzen und Gelben, auf Ceylon und anderwärts hinführt, retten sie ihn, sind glücklich, sind um ihn besorgt, sind voller Menschlichkeit.

Nun, und da kommt einmal eine Nacht, da die Natur selbst ihn anspricht, gleichwie sie ja schon oft zu Menschen, die es nicht anders verstehen wollten, in ungeheuren Bildern redete. Er ist wieder in Indien und jagt, als ob es an den ermordeten Menschen nicht schon genug wäre, die Tiere des Dschungels, und streckt nur so die Elefanten hin, wegen des Elfenbeins. Da kommt wie gesagt eben des Nachts eine furchtbare Armee einher, ein Elefantentrupp, und ihr Führer entträgt ihn in donnerndem Lauf durch Wälder, deren Bäume unter

[2] Also noch furchtbarer als der Geist, der, aus der Flasche Salomonis erlöst, dem Retter den Tod androht.

den Füßen der Tiere wie niedriges Gesträuch zusammenbrechen — wohin wohl? Zur Richtstätte, wo du im Namen der empörten Natur doch einmal die verdiente Strafe finden wirst, elendes, blutdürstiges Geschöpf, das sich allen Wesen auf den Nacken schwingt, um sie zu Tode zu peinigen. So ruft und frägt es bang in ihm selbst. Doch er irrt; den bewußten und wohlvorbereiteten Mord kennt und übt in der ganzen weiten Welt nur der einzige Mensch: um sich zu bereichern, um einem anderen etwas wegzunehmen, und selbst unter dem Prätexte des Rächens und Strafens einem andern seine Übergewalt zu zeigen. In der Natur aber gibt es das sonst nicht. Und wie die Tiere mit Sindbad endlich aus dem Urwald auf eine Lichtung herausbrechen, ist es ein ungeheures Blachfeld, ihr Gräberfeld, wohin sie sich immer zurückziehen, sobald sie ihr Ende herannahen fühlen. Und meilenweit ist das Feld mit den Überresten toter Tiere bedeckt: Elfenbein, ein Meer von Elfenbein meilenweit in der Runde. Hier also setzen sie Sindbad nieder und umstehen ihn eine Weile lang stumm und weisen nach rechts und nach links hin: Willst du Reichtümer, da sind sie; nur mach ein Ende dem habsüchtigen Morde — und auf einmal stürmen sie wieder davon, ohne ihm ein Leid zugefügt zu haben . . .

Das sind die Dinge, die in der Sindbadgeschichte vorgehen. Ermesse nun jeder, was für heitere und auf die Anlockung von Kindern abzielende Motive für eine Geographiestunde das sind! Anderseits frage man sich, ob Schahrjar nach der Geschichte des Lastträgers schon so weit ist, daß Scheherezade, wie es nach der Habichtschen Anordnung der Fall wäre, ihm schon durch die Sindbad-Erzählungen sollte antworten dürfen: die Welt ist, so sagst du, bis an den Wüstenrand voller Weiberuntreue; aber da sieh, bis jenseits der Meere ist sie auch voll von Männerwut und -mord. Und nun gar die Mardrusschen Manuskripte! Nimmermehr kann das die richtige Lozierung sein, wenn man so erschütternden Tönen eine Geschichte vom Schönheitskorn oder ergötzliche Trinkeranekdoten von einem knabenliebenden Abu Nowas[3] vorausschickt und ihnen die Geschichte der Tischtücher stickenden Summurud und ihres unbedachten Liebhabers folgen läßt.[4] Nein, hier ist der Platz, und er ist es um

[3] Siehe diese bei Henning, VII., Seite 121, und VIII., Seite 29.

[4] Siehe Henning, VII., Seite 49. Zuzugeben ist, daß das Bulaker Manuskript die Umrahmung für die Sindbad-Geschichte mit weit größerem Takte gewählt hat. Man wird bald sehen, daß der Duktus nach der Sindbad-

so mehr, als aus dem später hinzugekommenen Material gleich mit vollen Griffen dasjenige herausgeholt werden kann, das geeignet ist, das zu ergänzen, was die Sindbadgeschichte doch noch nicht deutlich genug herausfagt, und was einem Könige, um dessen Seele man ringt, notwendig einmal gesagt werden muß.

Geschichte in der Tat und mit Notwendigkeit wie bei Henning zu der Schilderung der „Kupfernen Stadt" hinführt; und auch die bei Henning vorausgeschickte abundant-schwärmerische Geschichte vom Hasib Kerim (Bulukija), IX., S. 53, hat einen Stoff von einer seltsamen Größe und Tone voller Inbrunst und Leidenschaft. Nur aber besteht innerlich zwischen „Bulukija" und „Sindbad" umsoweniger eine Beziehung, als der letztere mit ehernem Positivismus aus der Natur dieser Welt und der Menschen erzählt ist, die Bulukija-Geschichte aber ganz im Gegenteil sogar einen Gipfelpunkt religiöser Mystik markiert.

XVII. Der Herr der Schöpfung.

Was weißt du von dir selbst? Geschichte des erwachten Schläfers. Wogegen Galland protestierte. (Seite 118.) — Die Komödie des Bewußtseins. (Seite 119.) — Die Kriterien der Identität. (Seite 120.) — Alles Erleben täuscht — es täuschen die Beweise. (ibid.) — Siehe Justizirrtümer. (Seite 121.)

Man kennt das heitere Unglück, das Galland einmal passierte; man schob in einen seiner Bände eine Geschichte ein, von der er nichts wissen wollte, so daß er sich zu einem lebhaften Protest wider diesen Unfug veranlaßt sah. Armer Galland! Was er so zurückwies, ist jetzt eine der stärksten Brücken für den Gedanken, da man daran geht, aus der Sindbadgeschichte die notwendige Applikation zu ziehen. Denn was heißt das, wenn selbst die Natur einem zuruft: du mordest? Das heißt: hast du das Recht hiezu, bist du der Eigner der Erde, ist das Tier nur für dich da, bist du besser als Schwarze und Gelbe, und bildest du dir wirklich ein, der Herr der Schöpfung zu sein? Denn das alles spricht ja aus den großen und traurigen Augen dieser Tiere, die jetzt Sindbads Herren sind und doch kein Herrenrecht ausüben, weil sie der Natur treu sind, die keines will und schafft. Und seitdem es ein Denken gibt, hat es, wenn diese Empfindungen angeschlagen wurden, für sie nur die eine Fortsetzung gewußt, daß es den vermeintlichen Vorrang des Menschen auf seine natürlichen Grundlagen hin prüfte und sagte: Vermöge welcher Kraft haben wir diesen Vorrang? Wer bestätigt ihn? Unser Geist? Was weiß der Geist von den Dingen? Und ecce homo! nicht einmal von unserem eigenen Geist und von uns selbst wissen wir ja etwas bestimmt . . . Und nun siehe, es folgt die von Galland so bitter abgelehnte Geschichte vom „Erwachten Schläfer," der selbst nicht weiß: bin ich es oder bin ich es nicht.[1]

Der Mann heißt Hassan Alcharidji und die Geschichte ist die Einleitung zur Behandlung eines der tiefsten und ernstesten Pro-

[1] N. 276 u. ff.

bleme, was ich ja übrigens dem denkenden Leser nicht erst sagen muß. Wir werden demzufolge auch bald sehen, wie das Werk jetzt zu einem wahren Kohelethgesange von der allgemeinen Nichtigkeit aufsteigt, und die Geschichte dieses Hassan ist — nach der uns bekannten Art Scheherezadens — die lustige Introduktion dazu. Hassan ist jener aus allen Büchern des Humors bekannte Geselle, der, als er sich im Zustande der Trunkenheit befindet, auf Harun-al-Raschids Befehl aufgehoben und in den Khalifenpalast gebracht wird. Und als ihn tags darauf beim Erwachen im paradiesischen Raume Veziere, Generäle und Odalisken als Khalifen begrüßen und behandeln, frägt er: ist's Traum oder Wahrheit? und entscheidet sich für das letztere, da immer neues, doch greifbar Reales hinzukommt; und wie er nach seiner armen alten Mutter in der entlegenen Vorstadtstraße frägt, da tun alle so, als machte er sich einen guten Spaß! Nachts wird er dann wieder betäubt in das alte Quartier zurückgebracht, und Staunen und Entsetzen faßt die arme Mutter, wie er sich tags darauf beim Erwachen als Khalife gebärdet. Er bricht in Toben aus, sie frägt schluchzend, ob er irrsinnig geworden, er verabschiedet endgültig den Traum, den er nun als Traum erkannt hat — und am dritten Tage ist er schon wieder der Khalif im Palaste, den alle umhuldigen. Und alte Männer mit weißen Bärten sprechen von Täuschung und Eingebung eines bösen Traumes, da er doch wieder der gestrigen Erlebnisse bei der Mutter gedenkt . . . Und kurz und gut, alle Kriterien der eigenen Identität sind ihm geschwunden! Wie es bei Wahnsinnigen ja vorkommt, die sich als doppelte Persönlichkeit empfinden, läßt er, dem Zuge des Herzens folgend, doch nach der alten Frau dort im verlorenen Winkel sehen und für sie sorgen, und kostet daneben das neue Ich mit vollen Zügen aus, sowohl um zu genießen, als um sich immer neue Bestätigungen, daß er nicht träumt, zu holen; und zupft sich, kneift sich, spricht sich mit dem Namen Hassan an und schlürft wieder die Wonnen der Harun-al-Raschid-Allmacht. Und mitten im Tanze und dem sich um ihn herum bewegenden Reigen sprichts dennoch: Mit was für einem grausamen Spiel narrt mich die Natur? Wer bin ich? Khalif oder Bettler — bin ich im Wachen oder lebe ich im Traum?[2] . . .

[2] Auch die Wortley-Macnaghtansche Handschrift hat einige Geschichten, die nach ihrem Titel die Behandlung des Irrsinn-Problems versprechen würden; siehe Henning, der hierin Burton folgt, XXIII., Seite 34 und ff.: „Geschichte des ersten und Geschichte des zweiten Irrsinnigen." Jedoch wird

Wir lachen dazu; mit welchem Recht? Sieh, was unser vielgerühmtes Bewußtsein wert ist. Wir halten uns für etwas, weil wir uns immer dafür gehalten haben, und alle unsere Sicherheiten sind ein Wasser, über das noch nie der Sturm gekommen ist, und auf dem das Heute noch immer das wiederbrachte, was uns von allen unseren Gestern in der gleichen Weise gebracht worden ist. Doch kommt es einmal mit etwas Neuem daher, wie beginnt das Schwanken! Empfindung, Aug' und Ohr strafen das Gedächtnis Lügen, alles, was als Erinnerungsbild gegolten, hört auf, fester Besitz zu sein, und mitten im Taumel des Neuen, wäre es noch so glänzend, vergiftet uns der Gedanke, daß es uns doch an objektiven Kriterien für unsere Identität fehlt. Begreift man diesen Zustand, da wir uns bewußt werden, daß selbst die Eignung des Auges, richtig zu zeigen, noch kein Beweis ist für richtiges Denken, und namentlich kein Beweis, daß wir wir sind. Aber wissen wir denn, ob es richtig schaut? Wie oft täuscht die Wahrnehmung — und in derselben Geschichte noch beginnt der Nachweis, daß für fest gehaltener Boden oft gleich losem Sand einsinkt und vieles, was man für unumstößlichen Beweis genommen hat, bei näherer Betrachtung hohl und brüchig erscheint.[3] Eine Zeit vergeht, Hassan ist von seinem Wahn

„Geschichte des ersten und Geschichte des zweiten Irrsinnigen." Jedoch wird in ihnen das Problem eben nur gestreift.

[3] **Justizirrtümer!** Nur um den Leser auf den Ernst des Werkes auch in diesem Punkte vorzubereiten, erwähne ich vorwegnehmend gleich hier schon, daß das, was hier noch in komischer Verkleidung auftritt, bald schleierlos und in Form eines ganzen Schwalls und Regengusses von Beweisanalysen offenbar werden wird. Amine — unschuldig; Kut-ul-Kulub — unschuldig; Aladdin, Sohn des Schamat, bei dem man entwendete Insignien des Khalifen findet, trotzdem unschuldig; und ebenso unschuldig der Jüngling, den man auf dem Lager einer Königin findet, sowie der andere, in dessen Armen eine Kaiserin betreten wird. Dann Dokumente aus anderen Gebieten des Lebens; auch sie warnen vor der Unvollkommenheit des Urteils, das allzu rasch auf den Augenschein hin richtet: siehe Hajat-al-Rufus, die dem Ardschir mit dem Scharfrichter droht und ihn doch liebt, sowie Manur-al-Nissa, die dem Gatten entflieht und ihn doch leidenschaftlich liebt. Nicht zu vergessen der Drei Äpfel sowie der Geschichten des Buckligen. Ja nicht einmal das handgreiflichste aller Beweismittel, das Geständnis, ist verläßlich, und der Emir von Basra behält recht, wenn er trotz Geständnisses den angeblichen Einbrecher für unschuldig hält. Und schließlich noch etwas, was in seiner Art den Wert des Augenscheines noch schärfer illustriert, als die Hassan Alcharidji-Geschichte: mit eigenen Augen sieht Harun-al-Raschid, 470. u. 471. N., daß der große, braune, verwilderte Geselle, der da am Galgen

geheilt, er ist Liebling des Khalifen geworden und nimmt, von der Schalksnarrenfreiheit vollen Gebrauch machend, heitere Rache an dem, der ihn einst so ergötzlich genarrt. Er und seine Frau stellen sich tot, er vor der Sultanin, sie vor dem Sultan; und Sultan und Sultanin streiten dann miteinander, wer tot sei, und behaupten jedes auf Grund Augenscheins, der andere Teil habe sich geirrt. Possenstück? Ja; aber mit bitterem Nachgeschmack; Augenschein steht dem Augenschein gegenüber, und beide irren, denn Hassan sowohl wie seine spitzbübische Frau sind am Leben und beide kerngesund.

hängt, nicht der kleine, weiße und freundlich geartete Aladdin-Abu-Schamat sein kann, und doch redet er sich ein, daß es Aladdin sei!

XVIII. Das Trauerspiel des Bewußtseins.

Die Geschichte eines Augenblicks. Vorbemerkung zur Geschichte der 10 Veziere. (Seite 122.) — Geringer Zusammenhang des Hauptthemas mit den Teilen. (Seite 123.) - Dazwischen jedoch gewaltige Einsprengungen. (Seite 124.) Die petitio principii beim Indizienspruch. (ibid.) — Der Zyklus gehört nicht in den Anfang (Seite 125) — sondern dorthin, wo die logische Linie bereits entbehrlich ist, (Seite 126.) — Die Geschichte des Scheich Schahabeddin. (Seite 127.) — Das Ich mit seinen Gewißheiten. (ibid.) — Finsternis, in der nichts sicher ist. (Seite 128.) — Ein Spiel fremder Kräfte. Die Geschichte Halimas. (ibid.) — Der Stolz auf den Verstand. (Seite 129.)

Allein bleiben wir noch eine Weile bei der Kritik des Bewußtseins. Denn es liegt auf der Hand, daß eine so grüblerisch veranlagte Rasse wie die orientalische, wenn sie einmal in ihrer Dichtung an solch' ein Problem gestreift hat, sich nicht begnügen wird, ihre Anschauung in einem kurzen, wenn auch witzig kombinierten Possenstück niederzulegen; ihre Phantasie wird von demselben wohl noch ernster und dauernder beschäftigt sein. Und da müssen wir wohl der Geschichte der vierzig Veziere gedenken, deren ich wiederholt schon Erwähnung tat.

Nun muß ich zunächst wiederholen, daß ich es nicht billige, wenn sie in verschiedenen Ausgaben[1] mitten in die Erzählung vom König Junan und dem Arzte Duban hineingestellt wird. In den späteren Partien wird man gar oft auf Stücke von lockerstem Zusammenhang stoßen, ja selbst auf solche, bei denen der Versuch einer Zusammenfassung und Bindung überhaupt noch ganz fehlt. Ich verweise beispielsweise auf die Hasib-Kerim-(Bulukija-)Geschichte;[2] dann den Roman des Omar-al-Numan mit der ganz unmotiviert eingestreuten

[1] So auch bei Weil N. 14.

[2] N. 774.

Geschichte der zwei Liebenden u. A. m.“ Von solchen willkürlichen und rein äußerlichen Zusammenfassungen ist der erste Teil der Sammlung so sehr frei, daß er im Gegenteil sogar, wie wir gesehen haben, durch die strenge Sachbehandlung hervorleuchtet, mit der er selbst bei breitestem Ton und Atem des Vortrags alles motivisch immer auf einen Hauptpunkt bezieht. In der Geschichte der vierzig Veziere fehlt es jedoch nicht nur an dieser straffen Konzentration der Teile, sondern darüber noch weit hinaus ist in ihr überhaupt kein einheitliches Motiv zu ersehen. Von ihrem Stiefsohn Nurgehan zurückgewiesen und beleidigt, fordert die Sultanin Chansade als schreckliche Potiphar seine Hinrichtung; und in dem Kampfe, der sich nun zwischen ihr und den Vezieren, die ihn retten wollen, entspinnt, will sie ihren Mann von der Treulosigkeit und Unglaubwürdigkeit des Männergeschlechtes überzeugen, während die Veziere ihm im Gegenteilt demonstrieren wollen: die Frau ist die List und der Feind. Das also ist der Nerv und das Hauptthema des Romanes; allein, was beide Teile vorbringen, berührt sich mit dem Beweisgegenstande oft nicht in einem einzigen Punkte. Der Maler Mahmud z. B. erringt durch Schlauheit den Besitz seiner Geliebten; ein Holzhauer foppt einen Geist und veranlaßt ihn, eine von ihm besessene Prinzessin freizugeben; eine Königstochter ermordet im Hause eines Scheiks ihren ehrlosen Geliebten, und ein Kadi überführt in geschickter Weise einen Prinzen, der eine Kassette gestohlen hat. Was hat das miteinander gemein; was beweist es für oder gegen die blutrünstige Chansade, und wer findet zwischen der Geschichte von Vater und Sohn, die beim Eselreiten es niemand recht zu machen vermögen, und diesen Dingen allen einen Zusammenhang heraus? Und nun gar die Geschichte des Padmanabah, die grandiose Geschichte des tiefsinnigen Schahabeddin, oder diejenige des Prinzen von Karisme, oder jene des Veziers, der eine Eule von der anderen 500 zerstörte Dörfer fordern hörte, worauf diese erwiderte: „Fünfhundert sind eine Kleinigkeit; solange unser guter König lebt, den Gott noch lange erhalte, bin ich dir in jedem Augenblick 2000 zu bieten bereit.“ Ernstes und bloße Spielerei, gedanklich Großes und dürftige Anekdoten sind da also zusammengeworfen, und der Effekt ist, daß das Ganze nicht nur die Illustration, die es bringen soll,

[1] 679. A. Ebenso wird vielfach im Früheren schon, in dem Kamaralzaman-Roman, ohne tieferen sachlichen Konner die Geschichte Naams und Naamas eingestreut.

völlig schuldig bleibt, sondern überdies auch noch an den Gegenstand durchaus vergessen läßt, um den es sich in der vierzehnten Nacht dreht.[4]

Nun wiederhole ich, daß gerade die letztgenannten Teilstücke des Komplexes an sich von dem höchsten Wert sind: die Geschichte der beiden Eulen um ihres fulminanten Witzes, die Geschichte des diebischen Prinzen um ihrer unendlichen richterlichen Grazie willen, die Geschichte Schahabeddins und des Prinzen von Karisme als Beiträge zum Ecce homo-Motiv. Und selbst die Geschichte der Chansade ist trotz ihrer plump-naiven Aufzäumung und Durchführung[5] für 1001 Nacht so gut wie unentbehrlich, weil sie zum Thema von der Verläßlichkeit der Beweise gerade für die petitio principii die schärfste Formulierung bietet, die es in der ganzen Sammlung gibt.[6]

So viele Geschichten also, so viele Motive, die sicherlich in unserem Werke irgendeinmal bedeutsam und wichtig werden, — nur aber müssen wir uns doch auch Rechenschaft ablegen, ob diese Wichtigkeit hervorleuchtet, wenn man sie gleich zu Anfang, in die vierzehnte Nacht hineinstellt. Erinnern wir uns, was in dieser Nacht vorgeht. Da ist Scheherezade noch mit der Geschichte des Fischers und des Geistes, respektive des Königs Junan und seines Arztes beschäftigt, und zwar behandelt sie gerade jene Art von Tötung, die zugleich einen Akt grausamer Undankbarkeit in sich begreift. Mithin müßte

[4] Um den Anschein zu erwecken, daß es doch nichts Schreckliches ist, wenn man den Zyklus in die Erzählung vom Fischer und dem Geiste einschaltet, wird die Riesenmasse auf sechs Nächte aufgeteilt, so daß man dann sagen kann: das Hauptthema hat 18, die Geschichte der 40 Veziere sechs Nächte. Allein, wen foppt man damit? Scheherezade müßte nicht durch das Schwert, sondern infolge einer Halsentzündung sterben, wenn sie bemüßigt wäre, allnächtlich so viel zu sprechen, als es ihr diese Einteilung befiehlt.

[5] Prinz Nurgehan muß 40 Tage stumm sein. Warum? Weil sonst die ganze Geschichte überflüssig wäre. Kaum daß er nach Ablauf der Frist den Mund auftut, glaubt ihm der Vater — und hätte er ihm gleich zu Anfang geglaubt, so gäbe es den ganzen Zyklus nicht.

[6] „Wenn es keine Zeugen gibt, welche gegen den Verbrecher aussagen können, soll er darum der Strenge der Gerechtigkeit entgehen? Nicht also, Herr! Wenn Zeugen fehlen, muß man ihn auf Anzeichen, ja selbst auf Verdachtsgründe hin verurteilen!" (Chansade zum König, 14. Nacht.) Nebenbei gesagt, ist hier die Übersetzung wohl nicht scharf genug; es springt nicht gleich in die Augen, was der Unterschied zwischen „Anzeichen" und „Verdachtsgründen" sein soll.

sich der Zyklus, um hier an seinem Platze zu stehen, so stark als möglich mit dem Hauptnerv berühren; und das ist so wenig der Fall, daß bloß die eine Geschichte des Padmanabah, in der es auch um Undankbarkeit und geplanten Mord geht, mit dem Thema korrespondiert. Alles andere hat einen ganz anderen Grundton; ja, noch mehr, der Fall des Prinzen von Marisme, in dem in einer Phase die Undankbarkeit gewiß auch mitspielt, ist so weit entfernt, zu der Junan-Affäre Folie zu bieten, daß er im Gegenteil sogar die allermenschlichste, rührendste und entschuldbarste Art der Undankbarkeit[7] zeichnet, die es in der Welt nur geben kann. Und so enthält zwar der Zyklus von den 40 Vezieren ungeheuer viel, in Rücksicht auf den psychologischen Moment aber nur äußerst wenig, was mit zur Qualifizierung mörderischer Undankbarkeit gegen den Wohltäter beitragen kann. Und nun bedenke man, daß in der vierzehnten Nacht Schahrjar noch zu jung in der Lehre Scheherezadens ist, als daß sie es schon sollte wagen dürfen, das, was sie ihm an Anschauungen erst langsam und nacheinander beizubringen hat, mit so vielen anderen und weitab führenden Motiven zu belasten. Noch darf sie ihm nichts anderes als absolute Durchsichtigkeit bieten; noch hat sie genug und übergenug zu tun, um ihm nur erst die Bedeutung der willkürlichen Tötung Unschuldiger zu demonstrieren; und da wäre es sinnlos, schon von der Hauptsache abzuschweifen und nach Gebieten zu langen, die ihrer Stimmung zur Zeit noch ebenso fernliegen müssen, als ihrem erzieherischen Zweck.

Dies sind die Gründe, aus welchen ich gegen die usuelle Placierung des Zyklus mich ausspreche. Will man dem Ganzen seine edle Geschlossenheit erhalten und sich gegen die psychologischen Zulässigkeiten nicht vergehen, auf die es mit so wunderbarem Sinn für das Mögliche rechnet, dann können die „Vierzig Vezier“ hier nicht Platz finden; und Scheherezade wird dann auch nicht die geschwätzige Märchenerzählerin sein, zu der man sie zu degradieren beliebt. Eine Frage bleibt dann freilich noch zu beantworten, und ich will ihr nicht ausweichen, ob es auch vielleicht besser wäre, mit der Antwort zu warten, bis der richtige Augenblick dafür kommt. Nämlich, wohin dann mit diesen vierzig Vezieren, wenn wir sie von der Schwelle des Werkes fortweisen? Und da muß ich gestehen, daß ich es nicht einmal für ein großes Unglück halten würde, die Geschichte ganz zu zerschlagen und die so schwach verbundenen Teile jeden dort

[7] Sehnsucht nach den Eltern. 17. N.

zu placieren, wo er eben eine Funktion zu erfüllen hat. Ganz gut könnte dann der Padmanabah-Teil in der Junanpartie verbleiben; die Prinzessin, die zur Mörderin eines Ehrlosen wird, könnte dann zwischen den Romanen der Hajat-al-Nufus und der Manur-al-Nissa[8] eingereiht werden, der diebische Prinz in die Partie, die von den Beweisen handelt, die Eulengeschichte zunächst der spät erst folgenden Erzählung vom jugendlichen König Wardchan[9] und Schahabeddin sowie der Prinz von Karisme um ihres Kohelethmotivs willen jetzt eben hier, wo wir nun stehen. Allein solche Radikalismen wünsche und empfehle ich nicht einmal.[10] Es kommt die Zeit, und wir nähern uns ihr mit jedem Schritte, wo Scheherezade es überhaupt nicht mehr nötig haben wird, ihre Themen ängstlich nach einer strengen und nicht zu durchbrechenden logischen Linie zu ordnen, auf daß der aufhorchende Schahrjar ihr nur ja gewiß und ohne gefährliche Überspringung von Zwischenreihen folgen kann. Denn bei gereifterer persönlicher Disposition ihres Zuhörers wird sie freier und bequemer sprechen können, und auch lachen und scherzen, ohne Sorge, daß alles verloren gehen könnte, wenn eine Gedankenmasche fällt. Und diese Zeit ist es, wo ein Lehrer, nachdem er hundertfach lose Blumen gepflückt und kunterbunt durcheinander gewunden, oft plötzlich wieder ernst werdend, des Vergangenen gedenkt . . . „Du, hör mal, davon sprachen wir schon . . . aber es schadet nichts, sich daran zu erinnern . . .“ Und niemand hat je ein Buch wegen solcher später Wiederholungen beiseite geworfen, wenn nur eine andere Sonne des Gemütes auf ihnen lag. Nehmet die Bücher Mosis, wie da so oft bereits Gesagtes im fünften Buche wieder auflebt; und so wird im Späteren auch für diesen Zyklus noch ein Platz zu finden sein. Ja noch mehr, gerade seine Witze und Anekdoten von geringerem Werte werden dann für die geänderte Lage der Erzählerin Beweis sein, die sich nun in solcher Laune ergehen darf. Die großen Teile der Erzählung aber werden dann erst recht zu ihrem Wert heranwachsen, denn sie werden mit der Spiegel sein, in dem Schahrjar sein eigenes Erlebnis, das Scheherezade heißt, noch einmal erschaut.

[8] Also nach N. 389.

[9] N. 714.

[10] Schon weil mit der Vernichtung der Chansade-Geschichte das Schlüsselwort mit verloren ginge, das ich soeben Seite 124, Anm. 6, hervorgehoben habe, und das so wichtig ist, daß man darum selbst fünf schlecht zusammengebundene Geschichten in den Kauf nehmen darf.

Zu der Kette, bei welcher wir uns befinden, dem Gedanken nach zugehörig ist also die Geschichte des Scheichs Schahabeddin und jene des Prinzen von Karisme.

In der ersteren wird fortgesetzt, was Scheherezade in der Erzählung vom Erwachten Schläfer begonnen hat. Hassan Alcharidji sieht Dinge, die heute sind, und so wie sie sind, leugnen sie seine gestrige Erfahrung; Schahabeddin führt seinem König vor Augen, daß das, was wir für eine reale Wahrnehmung halten, in Wirklichkeit keine Realität besitzt, sondern nichts ist, als die Spiegelung eines halluzinatorischen Geistes. Schahabeddin geht tiefer. Denn bei Hassan ist ein Arrangement im Spiele, aber er brauchte nicht dessen Opfer zu sein; hundert Mittel hätte er, um sich von der Künstlichkeit desselben zu überzeugen, wenn nicht stillverborgen am Ende doch die Freude am Khalifsein ihn von allzuscharfer Untersuchung zurückhielte.[11] Das Erlebnis, das Schahabeddin seinem König bereitet, ist erschütternder; denn nicht die Gewalt irgend eines Märchenzaubers ist es ja, die zu zeigen es ihn reizt, sondern in Wahrheit tut sich der dunkle Abgrund der Natur selber vor uns auf, deren unbekannten Gesetzen und Kräften das, was wir unseren Besitz an Geist, Sinnen und Bewußtsein nennen, ein bloßer Spielball ist. Schahabeddin steht mit dem König in einem Turmgemach, in dem vier Fenster nach den vier Weltgegenden zeigen, und hinausblickend sieht der König hier sein Reich von fremden Armeen bedroht, dort seine Stadt Kairo von furchtbarer Flamme verzehrt, dort wieder sein Land weithin einer Überschwemmung zum Raube — und das alles ist ebenso, wie die paradiesische Landschaft, die er plötzlich inmitten der nahen Sandwüste gewahrt, nichts als Täuschung, einfache Sinnestäuschung, wo er doch jedes so deutlich gesehen! . . . Und nun gar die noch vernichtendere Erfahrung; denn jetzt läßt ihn Schahabeddin im Angesichte von Zeugen mit dem Kopf in einer Wasserkufe untertauchen, und siehe, was ist dieses Ich mit seinen Gewißheiten, was die Maßstäbe, nach denen wir Zeit und Raum messen, was die Kriterien für Meinen und Erleben und für Wahrheit und Traum! Bloß eine Sekunde lang hat der König den Kopf unter dem Wasser gehalten, und Verrat, Flucht, Gefangenschaft, Erniedrigung, Verlust des

[11] Diese feine Bemerkung, daß zum Effekte der Selbsttäuschung nur zu oft das Vergnügen des Individuums an dem vorgetäuschten Zustande mitwirkt, verdanke ich dem gedankenvollen und auf so vielen Gebieten fruchtbar tätigen österreichischen Reichsratsabgeordneten Dr. Julius Ofner.

Teuersten auf Erden und entsetzliche Sklaverei ohne Ende hat er in dieser Frist zu erleiden geglaubt, und sieben volle Jahre dehnte sich nach seiner Empfindung das Elend — und war doch alles bloß Täuschung eines einzigen Augenblicks! . . . Und so stehen wir also inmitten einer Finsternis, in der nichts sicher ist, wovon uns unsere Augen Kunde geben, und nichts zuverlässigen Bestand hat, wovon das Gefühl uns sagt, es sei so oder so; und auch die Empfindung der Freude an etwas ist kein Merkmal, wie es ja Hassan erfahren, und ebensowenig gibt die Schmerzempfindung ein Kriterium der Wahrheit, wie Schahabeddins König es erlebt. Sondern mit allem, was an und in uns ist, das Beste und Feinste inbegriffen, worein wir unsere Sicherheit suchen, sind wir ein Spiel für Kräfte, die wir nicht kennen und deren Narren wir sind. Darum höret mir nur auf mit der Berufung auf unsere guten und dem Trug unzugänglichen Augen! Oder halt, König Schahrjar, ich erzähle dir was, die Geschichte vom „Zeitmond und Morgenstern" — kennst du sie nicht?[12] Also, die Heldin heißt Halima und sie möchte am liebsten ihren Mann zu Tode martern, weil er so alt ist und sie einen anderen liebt. Da hat sie eine Idee und läßt ihm nacheinander Unica, die er selbst verfertigt hat, überbringen, und es ist gewiß, daß die Stücke ohne Seitenstück in der Welt sind. Denn der Mann ist ein Goldschmied von ganz einziger Kunst und Originalität der Erfindung, und dieser Dolch von so seltsamer Form, diese Kette von edelster Arbeit, diese Spange, die er seiner Frau geschenkt hat, hat ihm noch niemand nachgemacht. Die bringt man ihm also und der Überbringer kommt scheinbar nur, um seine Meinung zu hören: ein Mann, der sie von seiner Geliebten erhalten hat, will sie verkaufen, und sind sie den Preis wert, den er verlangt? Und dreimal stürzt dann der Gatte in grenzenloser Bestürzung nach Hause: wo ist die Spange, die Kette, der Dolch? Und jedesmal holt Halima sie sofort und ohne weiteres aus dem Kasten, und kann die Beleidigte spielen, denn der Geliebte hat ihr ja die Dinge gleich nach der Anfrage schleunigst zurückgebracht . . . Aber es hilft nichts, alle die Mittel sind vergeblich gewesen, der Alte will und will noch

[12] N. 818. Sie gehört zu den bittersten und grandiosesten Hervorbringungen der orientalischen Poesie und steht gedanklich hoch über der „Wunderlampe". Den wundervollen Eingang, der mit schier unheimlicher Intuition auf die Charaktere sowie auf das Problem selbst — Ähnlichkeit oder Identität — vorbereitet, muß ich hier natürlich übergehen.

immer nicht sterben! Und da holt sie zum letzten Schlage aus. Und läßt insgeheim zum Nachbarhaus hinüber, wo der Geliebte wohnt, einen unterirdischen Gang errichten, und der Geliebte lädt den alten Meister zur Besichtigung einer neu gekauften Sklavin ein . . . Und nun, gutes Auge, tu deinen Dienst! Wozu haben wir dich, wenn nicht um zu unterscheiden, ob ein Ding dasselbe oder ein anderes ist? . . . Mithin Vorspiel: freundliche Begrüßung, Händedrücke, freundschaftliche Rede, und dann werden die Speisen aufgetragen, bis endlich die neue Sklavin erscheint. Und wie wird nun dem Gast zu Mute, da in Wuchs, Größe, Farbe, Augen, Ebenmaß und Bewegung der Glieder die Gestalt vor ihm das Ebenbild seiner Halima ist; und wie er, um sich des letzten zu vergewissern, nach ihrem Namen frägt, anwortet sie mit der Silberstimme, die er so gut kennt, und nickt: „Ich heiße Halima!“ . . . Ein Unwohlsein vorschützend, rennt er dann hinaus und eilt von dem einen in das andere Haus und in das Gemach seiner Frau — und ruhig sitzt da, weil sie ihm durch den unterirdischen Gang zuvorkommen konnte, in demselben Gewand, das sie drüben beim Geliebten trug, seine engelreine Halima.

Gewiß, Hassan Alcharidji hätte sich Gewißheit verschaffen können, wenn es ihm nur nicht so angenehm gewesen wäre, an seine Würde zu glauben; und dem Juwelier von Basra hätte ein Detektive auch die nötige Gewißheit gebracht, wenn er nur imstande gewesen wäre, an ein solches Maß von Bosheit und Raffinement bei seiner für so engelrein gehaltenen Frau zu glauben. Allein was ist damit gegen den Erzähler gesagt? Es bestätigt ja seine bittere Lehre, daß du auch betreffs des mit den eigenen Augen Geschauten erst nach Kontrollen der Wahrheit suchen mußt, weil das Sehen allein dir die Dinge ebensowenig bezeugt, als das Bewußtsein dir von dir selbst und dem was du bist und fühlst, irgend eine Sicherheit bietet. Und dabei ist jeder: dieser Juwelier, sowie der König, der das siebenjährige Martyrium trägt, und Harun-al-Raschid, der einen Toten vor sich sieht, und selbst Hassan Alcharidji, im Vollbesitze seines Verstandes; nichts darin ist ausgerenkt, und der Verstand ist doch dasjenige, worauf wir so stolz sind. Und sieh nun einmal, worauf das alles eigentlich hinausläuft und wie es zu der furchtbaren Frage wird, ob denn nach solchen Möglichkeiten Grund ist zum Stolz . . . Und auf einmal öffnet sich der Blick für den relativen Wert alles Seienden. Wir sind stolz auf etwas, und die nächste Sekunde bläst es um; wir glauben uns durch einen Besitz

gefeit und es zeigt sich, wie trügerisch unsere Zuversicht gewesen. Der König kann sich als Bettler, der Bettler unter Umständen als König fühlen, und bleibst du im Gleichgewichte, so weißt du auch nicht, ob dieses dein Gefühl das des richtig oder falsch Sehenden ist. Und diese innere Unsicherheit und Bedingtheit haftet allem an, was unser Mund als Urteil ausspricht, ob wir etwas verurteilen oder hochhalten, ob wir es häßlich nennen oder schön. Oft wertet eine einzige Sekunde unser Urteilen und Meinen, sowie unsere Zustandsgefühle und statischen Bestimmtheiten um, und noch öfter sehen wir, daß wir uns mit unserem Meinen und Fühlen ins Bodenlose verlieren, weil ihm die Sanktion des fremden Meinens fehlt, von dem wir innerlich abhängen und das uns zuruft: du, der Einzelne mit deinen schwachen Sinnen, mit welchem Rechte urteilst du absolut?

Und das ist Weltanschauung, Naturanschauung, vielleicht indischen, vielleicht anderen Ursprungs; ich bin zu wenig Philosoph, um zu wissen, woher diese bittere Mitgift zuerst dem Menschengeschlechte zugeströmt kam. Aber die Poesie hat sie aufgenommen und als tiefsinnige Verschwisterung von Weltanschauung und Dichtung erscheint jetzt ein Zwillingspaar: der Prinz Seif-al-Muluk, und der Prinz von Karisme in Tausend und Einer Nacht.

XIX. Ecce homo.

Die Geschichte Seif-al-Muluks und des Prinzen von Karisme. Der Stolz auf unsere Gestalt. (Seite 131.) — Was für uns gilt, gilt nicht für andere. (Seite 132.) — Unsere Tränen sind ihnen Lieder. Nichts ist absolut. (Seite 133.) — Der Schauder vor der Unsterblichkeit. Selbstmord eines, der unsterblich sein konnte. (ibid.) — Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! (Seite 134.)

Eines natürlich darf ich schon voraussetzen, nämlich, daß der Leser sich nicht an den Urwald der Abenteuer halten wird, in die die dichtende Volksseele so oft ihre Helden einspinnt. Das, was man Handlung nennt, ist in der Geschichte Seif-al-Muluks weder originell, noch auch besonders überraschend kombiniert und ausgestaltet, und was den Vortrag betrifft, wird man von anderen ungleich befriedigter sein. Wir suchen indes nicht bloß die Qualitäten der Arbeit, sondern die Seele, die auch in der rohen Gestalt ihre Spuren zurückließ; und solche Tränen, wie in diesem Stück hat die Poesie nicht oft geweint. Seif-al-Muluk[1] wird vom Sturm nach einer von mißgestalteten Geschöpfen bewohnten Insel verschlagen. Man nimmt ihn gefangen und bringt ihn als Exemplar eines auf dieser Insel unbekannten Tieres dem König, und der wundert sich über seine Gestalt. Denn ja, unsere Gestalt, die uns so schön dünkt und in der wir die Krone der Schöpfung gewahren, sie muß anderen Wesen durchaus nicht so erscheinen; und wie kann sie einem sogar so zurückgeblieben und mitleidswürdig vorkommen, ohne Waffen, ohne Sprungkraft, ohne Zähne, gebrechlich und schwach, wie sie ist! Denn für jeden ist das eigene Ich der Maßstab der Dinge, und der König der fremden Insel sinnt, was das wohl für ein Tier sei, das hier vor ihm steht. Und er horcht auf die sanftere Stimme und sagt sich um ihretwillen: es ist wohl ein Vogel, und so wird Seif-al-Muluk in ein Vogelbauer getan und über das Bett des Königs ge-

[1] N. 295 u. ff.

hängt . . . Und das ist nun freilich ein Abenteuer, wie es Sindbad auf allen seinen sieben Reisen nie erlebte; und mag man es auch bizarr nennen — es ist ein Summum grüblerischer Erfindung, den Menschen in eine Situation zu bringen, da er an seinem eigenen Leibe erfährt, wie für andere Wesen aus ihrer Seele heraus das nicht gilt, was uns nach unserem Ich und unserer Gewöhnung als überragend stolz und bis zur Erhabenheit schön gilt.“ Aber ist denn das schon alles, und läßt sich für die Idee die Qualifikation als Bizarrerie aufrecht halten, wenn man sieht, zu welchem letzten Zwecke Scheherezade diese Erfindung braucht? Denn der gefangene Seif-al-Muluk ist ja sie selbst. Ganz wie bei ihm ist jedes Wort, das sie Nacht um Nacht bis ins Endlose spricht, ein ungeheures Weinen; ganz wie bei ihm ist es das, was sich Gesetz und Leben und gerechte Ordnung des Weltgeschicks nennt, worüber sie schluchzt. Und ganz wie er, wird sie von dem Manne, der ihr zuhört, nicht verstanden; sondern — Dichterschicksal, dem Moloch Geschmack unterworfen zu sein, der auf die Aufeinanderfolge von Tönen horcht, nicht auf die Seele! — inmitten alles dieses Schluchzens wird immer wieder eine Stimme laut, die ruft: wie geistreich tut sie erzählen! Denn die Geschichte berichtet: Seif-al-Muluk war sehr traurig über die Lage, in der er sich befand, und weinte, und mit ihm waren drei mitgefangene Mameluken, die ebenfalls weinten; der König aber hatte Freude an ihren Stimmen im Glauben, daß sie sängen; und ob sie nun auch weinten, er rühmte ihren wunderschönen Gesang . . .

Und dann noch etwas; denn wir dürfen an den Prinzen von Karisme nicht vergessen.“ In einem Punkte ist seine Geschichte ärmer; die wunderbare Symbolisierung des immer gefangenen, weil immer mißverstandenen und von dem Geschmack nur nach den Tönen und der Maschinerie des Gesanges beurteilten Dichters kommt darin nicht vor. Aber anderes wird fortgesetzt, und aus vertiefter Anschauung schließlich sogar gezeigt, daß in dieser Welt, in der nichts absolut ist, nicht einmal die Sehnsucht nach dem Glück und nicht einmal das Bangen der Kreatur vor dem Tode sagen kann: ich bin absolutes Gesetz der Seelen aller Menschen gewesen. Der Prinz von Karisme rettet sich mit der Prinzessin von Georgien aus dem indischen Grab, in dem er sie gefunden, aber unendliche Leiden warten ihrer noch.

“ Siehe das gewaltige Stück „Eine Soiree bei Holbach“ in Popper-Lynkeus' „Phantasien eines Realisten“.

“ N. 15—17.

Endlich gelangen sie zu einem alten Manne, einem Kaiser von China, der die Welt verachtet, und in dem Zauberschloß, das er sich errichtet, finden sie, da er sie innig liebt, wieder ihr Glück. Und zwar ist es wirklich ein Glück, denn alle Mühsale sind dem Zauberorte ferne, aller Anhauch des Lebenssudels fehlt, alle Reinheit und Schönheit schmücken ihn, alle Wonnen eines freien und ungetrübten Seins. Und noch mehr: der alte Kaiser ist nicht nur alt, sondern unsterblich, denn das Geheimnis, nie kranken, nie leiden und nie sterben zu müssen, ist sein. Und in seine Hände ist auch die Fähigkeit gegeben, dieses sein ungeheures Glück anderen mitzuteilen, und er sagt nun den Kindern: eure Reinheit liebe ich, und ihr werdet bei mir bleiben und mit mir zusammen in eurer Jugendschöne ewig, ewig glücklich sein . . . So vergeht denn eine Zeit; da beginnt es in den Herzen zu nagen und die Liebe zu der gewohnten Welt da draußen und der Schauder vor der Unsterblichkeit faßt sie an. Sie verlassen den König[4] und es schleudert sie das Sehnen nach anderem, noch schlimmer als den Adjib, den dritten Kalender, wieder in das Meer des Elends und der Sterblichkeit zurück. Und da kommt denn der Augenblick, da der Prinz, dem man die Geliebte geraubt hat, wieder in Seif-al-Muluks Abenteuer einmündet, indem er auf eine Insel gelangt, die von scheußlichen Wesen bewohnt wird, Mißgestalten, wie sie noch kein Auge gesehen. Aber sie haben ihr Ich, das ihnen sagt, s i e wären die Krone der Schöpfung, und staunend und mit Widerwillen blicken sie auf des Prinzen Gestalt, bis er ihnen, dank seiner Intelligenz große Dienste leistet. Und da zeigt sich — hat die okzidentale Phantasie nach Voltaire oft solcherlei erfunden? — daß das scheußliche Wesen, das sich da König nennt, ebenfalls eine Seele hat, die der Dankbarkeit fähig ist,[5] wenn das Dankbarseinmüssen auch schwere Opfer auferlegt. Denn er überwindet sich selbst und bietet

[4] **6. Selbstmord des Greises, der unsterblich sein könnte.** Und zwar nimmt er sich aus Schmerz über diese Undankbarkeit der letzten des Menschengeschlechtes, an die er seine Liebe verschwendete, das Leben.

[5] Siehe P o p p e r - L y n k e u s' eben zitierte „Soiree bei Holbach" in den „Phantasien eines Realisten". Vergleiche übrigens damit eine bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges in Wien veröffentlichte und heute doppelt lustig anmutende Studie, worin der Verfasser aus der japanischen „Mißgestalt" die ethische und geistige Inferiorität der Rasse deduzierte und u. a. ausführte, ihre Herrscher könnten in der Kreierung von Marquisaten und anderen Adelstiteln die europäischen Monarchen nachahmen, jedoch ihren neuen Grafen nimmermehr den inneren Adel mitgeben, der bei uns die durch Jahrhunderte bewahrte Adhärenz des äußeren Adelsranges ist!

dem Fremden, der von so ganz anderer Art ist, nur um nicht undankbar zu sein, die Hand seiner Tochter — und freilich schüttelt den Prinzen das Grauen bei dem Anblick dieses Wesens ohne Kopf und mit Elefantenzähnen und Lappen an den Ohren. Allein auch sie schüttelt das Grauen bei dem Gedanken, Gattin dieses Wesens sein zu müssen, das sich da Mensch nennt, und das ihr nach ihrer Gewöhnung als eine unnatürliche Mißgestalt erscheint. Denn gewiß, duck unter, Hochmut des Ich! „Ich lasse dir das da abschlagen," ruft bei des Prinzen Weigerung erzürnt der beleidigte König, indem er auf des Prinzen Kopf deutet. „Ich lasse dir diese zwecklose Kugel abschlagen, welche unaufhörlich auf deinen Schultern schwankt und dich zu einer so lächerlichen Figur macht."[6] Und die Tochter des Königs, die der Prinz heiraten soll, bestätigt es, daß auch nach ihrem Gefühl diese Kugel so zwecklos ist als lächerlich und abscheulich, und daß sie ihre Abneigung dagegen nicht überwinden kann. Und das gilt von unserem Haupte, auf das wir so stolz sind, und das zu allermeist im Auge Hamlet ebenfalls schon mit bitterem Spotte sagte: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch!"

[6] Seite 101.

XX. Parodie der Unfehlbarkeit.

Unsicherheit um dich, Unsicherheit in dir. (Seite 135.) — Der „klare Tatbestand". (Seite 136.) — Kameliendame, Nora, Melusine. (ibid.) — Benedikt und Beatrice. (Seite 137.)

Und nun wird man nach Betrachtung des gewaltigen Bogens, den Scheherezade von der Harun-Geschichte bis hieher gezogen, begreifen, welches die Summe ist, die sie aus alledem zieht, und wie sie mit einem Rücksprung plötzlich wieder bei der Menschenwut anknüpft; und zwar bei jener, die noch schlimmer ist, als die Wut Sindbads, der alles vor sich verheerend um bloßer Schätze und Abenteuer willen die Welt durchrast. Denn er lügt wenigstens nicht, er sagt offen: ich will erleben und morden, während hier die Gerechtigkeitswut umgeht, die von dem Rechte nichts hat als die Maske, und dabei verschwistert ist mit dem tollen Wahne, als wäre der Mensch fähig, alles mit seinem Auge zu durchdringen und Gesetze zu geben und Urteile zu fällen, die unfehlbar sind. Und in der Tat, was ist das für eine bittere Frucht, mit der wir heimkehren von diesem Flug auf dem Zauberpferd! Du willst stolz sein? Andere Wesen verachten dich. Du beanspruchst einen Vorrang? Sie beanspruchen ihn für sich; und selbst unter den Wesen deines Geschlechtes stehst du allein mit deinem Urteilen und Meinen, und deine Weisheit ist bloß *deine* Weisheit, deine Empfindung *deine* Empfindung, und was du richtig nennst, nennen andere falsch. Aber noch schrecklicheres kommt. Denn unsicher wie alles um dich, ist auch alles in dir, bezüglich deiner selbst kannst du dir keine Gewißheit geben, und selbst wo die Augen die Dinge behorchen, ist dein Eindruck unzuverlässig, ein Etwas zwischen Schatten und Traum. Und da du also gar nichts weißt, willst du über Dinge absolut richten — und das heißt auf Beweise hin richten, von deren Haltbarkeit eben du so oft

* 124. R.

nichts weißt? Und es folgt eine geradezu gigantische Suite von der 325. bis in die 430. Nacht, alles gewidmet dem Beweise, daß das Sicherste, was wir noch haben können, nämlich die Tatsache, die „so klar für sich selbst spricht", und das Zeugnis der Augen, das von ihr Kunde gibt, ach wie oft sinn- und seelenlos ist, und das Stückwerk unseres angeblichen Wissens dokumentiert. Ich habe weiter oben auf das nun Kommende vorbereitet, und zwar sind es zunächst Romane, denen man trotz naiven Tones und fremdartig orientalischen Gewandes die tiefe Psychologie sowie den überraschend modernen Charakter der behandelten Probleme nicht absprechen wird. Und diese Probleme laufen nicht nur so nebenbei mit. Die Erzählerin hat ihrem Zuhörer zu zeigen, was in der Frau oft zu stummer Existenz verurteilt und dem Betrachter unbekannt arbeitet, und welcher Unterschied dann zwischen der Seele und der äußeren Betätigung klafft. Prüft man diese Stoffe auf das hier Gesagte, dann muß man staunen, wie trotz so entlegener zeitlicher Weiten frühe und späte Anschauung auf dem Grunde des Naturerkennens fest zusammenstimmt und die Revision moralisch-dogmatischer Ableitungen so furchtlos vorgenommen wird, daß man nicht behaupten kann, unsere Zeit wäre hierin herzhafter und freier, als es der Orient war. Wir haben früher[1] das Bild einer Liebenden gesehen, die sich mit ihrem Innigsten verbarg und lieber den Schein der Käuflichkeit auf sich nahm; aber die Tochter Zahers[2] ist wirklich und mit Wissen und Willen ihres Vaters Prostituierte, und doch lange vor Dumas Kameliendame, das treueste und zärtlichste Weib. Manur-Alnissa[3] ist Hassans Frau. Er liebt sie; und doch ist sie im Rechte, als sie flieht, denn er hat sie zum Ehebund gezwungen, hat ihr die Feenflügel geraubt und den Raub auf dem Grunde des Hauses begraben;[4] und ein auf Zwang und Heimlichkeit sowie auf begrabene Freiheit begründetes Glück ist unmöglich, und widerstrebt der Würde ob der Menschen oder der Fee. Dabei welche Lehre: nie war Nora so der Liebe wert, als indem sie sich von dem Manne wandte, und nie war Melusine so unglücklich, als da sie das gleiche tat, denn sie liebte den abgöttisch, vor dem sie floh.[5] Da sieht man also, was es heißt, nach dem „äußeren Tatbestand", resp. nach der „Tathandlung"

[1] 124. N.
[2] N. 359 u. ff.
[3] N. 389 u. ff.
[4] N. 399.
[5] N. 424.

urteilen. Flucht und Verrat, oder Verkauf seiner selbst, wie fern ist all dieses grobe Äußerliche von der inneren Wahrheit; und so täuscht sich auch der Prinz Ardjir über die Beatrice, die mit Brief und Blick, Worten und Handlung, beleidigt nach seinem Kopfe schreit, und ihn doch schon abgöttisch liebt.“ Dokumente der Frauenseele, gehören diese Stücke doch auch zu dem großen Ductus, der uns von der Beschränktheit unserer Wahrnehmung und des menschlichen Urteils überhaupt erzählt.

Wird man aber sagen, das seien am Ende doch zu wenig sinnfällige, und langsam und künstlich erst destillierte Beweise, nun, so gibt es ja auch kürzere, und die auch von deutlicherer Schlagkraft sind. Dabei haben sie das Gute, daß sie aus der Sphäre des Rechtslebens selbst geholt sind; denn solche juristische Beweise haben den Vorzug, dem gemeinen Verstande leichter eingehen zu können, weil sich in ihnen schärfer und rascher das Mißverhältnis zwischen Wahrnehmung und Wahrheit offenbart. Und da setzt nun in der 432. Nacht der in diesem Punkte geradezu klassische Zyklus von den „Zehn Vezieren“ ein, dessen Titel man es gar nicht ansieht, was in ihm eigentlich steckt.

[6] N. 367 u. ff.

XXI. Die Geschichte der zehn Veziere.

Vorsicht gegenüber Beweisen! (Seite 138.) — Die Merkmale des richterlichen sind auch Merkmale des privaten Charakters. (ibid.) — Aus dem Wörterbuch der Prinzipienstarren. (Seite 139.) — Warte, wozu Eile? (Seite 140.) — Um dich, Richter, geht es. (ibid.) — Was in der Zeit in Schahriar vorgeht. (Seite 141.) — Rückfall ins Schweigen. (ibid.) — Was geht vor? (Seite 142.) — Intrigen der „Pfeiler der Ordnung". „Will ich dich denn mit meinen Geschichten betrügen?" (Seite 142.) — Hymnen von der Freiheit des Menschen. Revolutionen. (Seite 143.) — Ohnmacht des Mächtigen. Variationen eines Macbeth = Motivs. (Seite 144.) — Die Schrift auf der Stirne. Warum stößt du nicht zu? (Seite 145.)

Zunächst ist er kat-exochen der Darlegung gewidmet, daß so vieles für fest Angenommene problematisch ist, und ruft mit scharfem Schrei, lauter und angstvoller als es je bisher gehört worden: Vorsicht, Vorsicht gegenüber scheinbar noch so „geklärtem" und „stark aufliegendem" Beweis! Dann aber holt er so im Mitlaufen, wenn man will, zwischen den Zeilen, zu einer ungeheuren Konsequenz aus, indem er die Neigung, diese Vorsicht zu üben, oder den zornigen Drang, über sie hinwegzuspringen, zum Maßstabe des Charakters des Richters überhaupt macht. Was heißt das Justiz üben? Heißt es eine lineare Operation verrichten, bei der es bloß um die formale Folgerung von Prämissen auf Schlüsse geht? Die Folgerung kann sehr korrekt sein und plötzlich doch etwas nicht Beachtetes und nicht in Rechnung Gezogenes eintreten, das alle Prämissen umwirft, mitsamt der Folgerung dazu. Und das muß dem Richter immer gegenwärtig sein, vermöge der Erfahrung, sowie vermöge jener anderen Macht, die man das Gewissen nennt, und ohne die er überhaupt nicht Richter sein kann. Und nun Konsequenz: so oft du einen Mann siehst, der zu dieser Vorsicht hinneigt, so oft darfst du auch überzeugt sein,

daß es ihn von Natur aus zur Gerechtigkeit hinzieht und daß er rein und unantastbar von Charakter ist. So oft du aber Menschen siehst, die sich hart und schroff gegen diese Vorsicht sträuben und mit ihrer linearen Logik aus dem Gegebenen zur Ziehung der letzten Konsequenzen drängen, so oft wisse: hinter dem starren Prinzip lauert, kalt oder heiß, eine still verbissene Wut in diesen Menschen; und wo Wut ist, da ist der Charakter ungesund und allen Affektionen zugänglich: dem Haß, dem Neid, dem Bedürfnis sich rechthaberisch in Geltung zu erhalten, der Schadenfreude und dem streberischen Interesse, das so augendienerisch auf seinen Vorteil bedacht ist, indem es sich scheinbar ganz prinzipienstarr gibt. Diese zehn Vezire haben nichts mit den vierzig gemein, von denen wir oben gesprochen haben; sie haben einen Rivalen, einen gefährlichen Liebling des Königs, und sind glückselig, da er einmal in schwer kompromittierender Situation betroffen wird. Und so drängen sie zur Hinrichtung; und es ist meisterhaft, wie die Erzählerin diesen Sturmlauf der mit Prinzipien sich maskierenden Interessen steigert: das Gesetz *erlaubt* es, das Gesetz *fordert* es, die Notwendigkeit, das Gesetz in seiner *Autorität* zu erhalten, heischt es — und dann kommen die „Staatsinteressen", die „persönliche Würde des Königs", die „Pflicht des Thrones", Beispiel zu geben, sowie die verderbliche Wirkung, die es üben muß, wenn das Volk offenbar die Unsittlichkeit „vom Throne herab nachsichtig beurteilt" oder gar noch bevorzugt sieht . . . und was es noch für andere argumenta ad hominem gibt. Und dagegen kämpft nun der Angeschuldigte, der ja Scheherezade selbst ist, um immerfort zu erinnern, daß der Richter sich nicht den Blick von Äußerlichkeiten, die nicht alles sagen können, gefangen nehmen lassen darf. Warte noch, es muß an den Tag kommen, spricht er, daß ich unschuldig bin, trotz der Situation, in der man mich fand. Kennst du die Geschichte des Kaisers, der die Kaiserin in der Umarmung eines Fremden überraschte?[1] Alles sprach wider sie, dennoch machte die Zeit ihre Reinheit offenbar. Und auch darum warte noch, weil es furchtbar ist, sobald man jemand umgebracht hat und dann die Reue sich einstellt.[2] Will man ihn dann wieder lebendig machen, nimmer gelingt es dir mehr.[3] Wozu also die Eile und

[1] Geschichte des Schah Suleiman und seiner Söhne. 453. Nacht.

[2] „Ich fürchte die Reue des Königs, wenn er sich von meiner Unschuld überzeugt haben wird." 447. Nacht.

[3] 439. Nacht.

was schadet die Vorsicht? Meinen Kopf kannst du ja jederzeit haben, sobald Bestimmteres sich gefunden hat.[4] Darum ist es besser, du übereilst nichts; und auch zur Beruhigung deines Gewissens, sowie damit du das Vertrauen deiner Untertanen verdienst, ist es besser, du wartest,[5] ob nicht stärkerer Beweis der Schuld zustandegebracht wird . . . Und das heißt, um auch von anderem zureden: unmerklich und in aller Stille ist Scheherezadens Syllogismus weitergegangen, und der Punkt, an dem wir uns befinden, ist in Wahrheit ein Wendepunkt in dem ganzen gewaltigen Nerv und Strom.

Denn ganz im Anfang lautete die Frage: was ist Rechtens bei klarliegendem Tatbestande? Dann kam die Frage an die Reihe: wann darf man überhaupt sagen, eine Sache sei erwiesen und klar? Da setzte nun der erschütternde Nachweis ein, wie leicht wir Narren der Natur Dunkles und Unsichtbares für völlig klar nehmen — und bisher ward alles nur von der Verstandesseite her erledigt und die Nötigung zur Vorsicht und Umsicht nur vor dem Intellekte des Richters demonstriert. Aber jetzt ist es auf einmal anders, denn an seine ganze Persönlichkeit wendet sich Scheherezade, und an das, was nicht bloß rechnet, sondern was in dem Menschen mahnt und fordert: an sein Gewissen und sein Verantwortlichkeitsgefühl. Denn wenn er nicht zu eilen braucht, was entschuldigt ihn, wenn er es doch tut? Fordert denn das abstrakte Interesse irgend einer in den Sphären befindlichen Gerechtigkeit solche Eile? Frage die Menschen, welchen Eindruck die Besonnenheit, und welchen scheußlichen die beflissene Naschgarer Eile macht. Aber das nur nebenbei. Hauptsache ist: geht es um mich allein bei dieser Eilfertigkeit? Um dich selbst auch, ob du Fürst oder Richter bist, um dein Gewissen, deine Ruhe geht es, um deine Sicherung vor späten Qualen der Reue, und um das Vertrauen deines Volkes auch zu dem gerechten Sinn, mit dem du dein Amt ausübst. So daß dir notwendig gegenwärtig sein muß: in jedem Falle, in dem du judizierst, gibt es zwei Verantwortlichkeiten, eine von gestern und eine von heute. Die von gestern fällt dem Angeklagten zu, der genötigt ist, von der gestrigen Tat Rechenschaft zu geben; mit der anderen bist du, als der morgen zu Richtende, belastet, da man dich fragen wird, ob du bei Fällung deines Spruches frei warst von Übereilung, oder fähig, an dem in

[4] 437. Nacht.

[5] Zehnter Tag der Geschichte, 449. Nacht

deine Hand Gegebenen das richterliche Verbrechen kalten, harten, fühllosen, oder jähen und übereilten Spruchs zu begehen.

Aber etwas scheinbar abseits Liegendes ist nicht zu übersehen. Ich habe bereits darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Erklärer Schahrjars nicht achten, und daß sein Reden und Schweigen, sowie die Zeiträume, in denen sein Mund sich zu einer Äußerung erschließt, für sie einfach nicht bestehen. Ja, man streicht diese Äußerungen oft ganz, mit der Motivierung, sie enthielten nichts und wären stereotyp immer die gleichen. Aber das ist genau so richtig, wie wenn man sagen wollte, der Zeiger an der Uhr sei nichts, denn er sei nicht zentnerschwer. Genau das Gegenteil ist wahr, ihr Umschwung ist außerordentlich, trotz scheinbarer Farblosigkeit und Knappheit der Zeichnung, und es bedarf nur einigen Glaubens an das Gedicht und einiger Aufmerksamkeit bei der Vergleichung, um endlich wahrzunehmen, was sich in diesen Äußerungen allmählich von der fortschreitenden Veränderung in Schahrjars Gesinnung und Haltung gegenüber Scheherezaden verrät.[6] Aber da tritt nun plötzlich ein Wechsel in der Stimmung, ein Rückfall, ein Riß ein, und ein Ton in der Geschichte Seif-al-Muluks ist es, der nach langer Zeit zum ersten Mal wieder auf ihn aufhorchen macht. So sieghaft konnte Scheherezade noch in der Geschichte vom Zauberpferd den Beruf der Poesie als Wahrheitsbringerin künden; aber in der Geschichte Seif-al-Muluks schluchzt sie plötzlich wieder auf: ich bin ihm der Vogel, der hübsch singt, und sonst nichts mehr! Und seitdem ist es offenbar nicht besser, sondern im Gegenteil nur schlimmer geworden, denn Nächte vergehen,[7] ohne daß man überhaupt mehr ein Wort von Schahrjar hört. Und da ist denn der Jüngling, von dem sie erzählt, daß er täglich der Hinrichtung gewärtig sein muß, in der Tat wieder ihr Abbild, und mit ihrem durchdringenden Verstand, dem alles transparent ist, errät sie, was wohl um ihretwillen jenseits der vier Wände geschieht. Und da müssen wir uns erinnern, was wir oben von der Neigung zu unnötig starrer und eiligster Justiz gelesen haben: daß sie nämlich, und gäbe sie sich als Forderung welches eisernen Prinzips immer, das Kennzeichen bereits im Innersten vom Egoismus zerfressener und tief verderbter Charaktere ist. Und da sagt sich denn Scheherezade mit der genauen Kenntnis dieser Charaktere, die sie hat, und der gesamten höfischen Miserabilitäten:

[6] Siehe weiter unten das Kapitel „Die Etappen Schahrjars".

[7] Seit der 337. Nacht.

Gewiß sind Einflüsse tätig, und man drängt den König, mich zu töten; es sind ja Interessenten, die anderen Veziere, vorhanden,[8] denen mein Vater zu mächtig wird, wenn ich am Leben bleibe, als Siegerin über Schahrjars Gemüt. Ruchlosigkeit, so von anderen zu denken? Ach, ich und der Jüngling in meiner Geschichte kennen diese Hüter des Gesetzes und Pfeiler des Staates und der Ordnung, und wissen, wie es steht, wo diese Tugendhaften dabei sind.[9] „Der Jüngling — so sagten in seinem Falle alle Zehn — macht uns zu schaffen; so oft ihn der König umbringen lassen will, bezwingt er ihn mit einer Erzählung", und in meinem Falle heißt es wohl: damit der Vater nicht zu gefährlich werde, muß man dem König fein soufflieren, daß es sonderbar ist, wie ich mit meinen Erzählungen sein stolzes Herz einzuschläfern weiß . . . Und da packt sie denn in der neuen Schicksalsstunde wieder den Stier bei den Hörnern; aber nicht mehr mit vorsichtigen Andeutungen, verkleidenden Ironien und leisetreterischen Bildern, mit denen sie anfangs nur sanft um den Lebenserkauf gerungen. Sondern mit fester Hand alle Masken wegwerfend, tritt sie jetzt vor Schahrjar, und der Augenblick des Herausjagens der ganzen Wahrheit ist da. Und zum ersten Mal offen und unverschleiert sagt sie es durch den Mund des Jünglings, und mit Worten, die so einfach sind und doch den ganzen lichten Beruf der Poesie und auch Scheherezadens bezeichnen: „Will ich dich denn mit meinen Geschichten betrügen?" Und sie holt zu der Geschichte aus, in der es ebenfalls Tugendhafte gab, die eine rasche Justiz liebten und im Interesse der Ehre und Gerechtigkeit, der Staatsraison und aller zu bewahrenden Autoritäten ihrem Herrscher zuredeten, die schwächliche Bedenklichkeit zu verabschieden. Bei ihm aber verfing das nicht, sondern er antwortete mit einer adeligen Schlichtheit, die jeden zum Wicht macht, der auf den Orient mit Hochmut herabsieht, und mit einem Ausdruck, wie ihn Beccaria und Sonnenfels nicht anders gefunden haben: „Nein! Töten ist eine leichte Sache, aber auch eine ernste. Wie mühelos können wir den Lebendigen umbringen; aber dem Toten das Leben wieder geben, wenn sich ein Irrtum herausstellt, das können wir nicht mehr."[10] Und wenn

[8] 445. Nacht.

[9] „Beobachte die Leidenschaften deiner Veziere und entscheide selbst, ob nicht der Neid in ihnen gegen mich spricht", 445. Nacht, und „Weh' dir, wie mächtig ist deine List!" Schluß der 449. Nacht.

[10] 437. Nacht.

sich so in einer ungeheuren und ununterbrochenen Folge zeigt, wie die Phantasie einer Rasse und ihrer Dichter sich mit leidenschaftlichem Ernst in alle Tiefen einer Sache eingräbt und aus ihr das Erhabenste gewinnt, was wir mit zu den Besitztümern unserer heutigen ethischen Kultur zählen, kann man da noch länger voraussetzen, daß dies alles planlos und nicht mit wachen Sinnen geschehen sei, und unbewußt der Tatsache, daß es hier überhaupt um ein wichtiges Problem geht?

Und nun letzte Frage ad hominem und majestätischer Schluß zugleich: Wir haben vom Gewissen gesprochen; doch vergißt du, daß das beleidigte Recht auch den Königen nicht immer nur mit Platonismen und sentimentalen Gewissensqualen zahlt? Dort in Kaschgar haben wir es gesehen, wie der Betrogene und Gefoppte sich schließlich auflehnt und im wirklichen oder fingierten Rausche Wiedervergeltung übt. Und der Fall ist nicht vereinzelt. Assad Bacht raubt Issahends Tochter; Issahend ruft: er gefährdet unsere Familien[11] und das Volk sagt: Issahend hat recht, und macht Revolution. König Dadbin[12] nimmt Arwa im Wege Raubes zur Frau; sie wäre ihn zu hassen und zu verachten berechtigt. Dennoch hält sie die Treue; da befiehlt er auf ungerechten Verdacht hin, sie zu töten, und in Chosrus Auftrag zerschmettert sie ihm mit einem Hammer das Haupt. Denn das ist das Gesetz der Natur: Niemand ist so sehr Alleinherrscher, daß einfach Tod, Leben und Recht nur so in seinen Willen gegeben wären; und selbst wo du dir einbildest, daß du es bist, weil du scheinbar nach Willen und ungehemmt tötest, bist du — welch überraschende Rückkehr zum Ecce homo-Motiv! — doch nur die elende Nichtigkeit, die das Schicksal zu seinem Werkzeug sich aussucht, so daß du nicht ein Haar auf meinem Haupte krümmen kannst, wenn das Schicksal anders es fordert. Und trotz deines Zornes und deines Purpurbehanges bin ich von aller irdischen Willkür und Macht unabhängig und frei so wie du!

Und nun folgen merkwürdige Töne, die mir wenigstens zum erstenmal den Gedanken nahe brachten, daß die Lehre vom Kismet an sich ebenso wie die griechische Moira, nicht notwendig nur niederdrückend und das ganze Innere des Menschen verkrüppelnd gewirkt haben muß. Denn was jetzt anschließt, sind wahre Gesänge

[11] 432. Nacht. In gewissem Sinne ist das also Schahrjars eigener Fall, und Scheherezadens Wort eine Drohung mit dem Äußersten.

[12] 441. Nacht.

der Freiheit und Ausmalungen der ohnmächtigen Gebundenheit des Mächtigen, und zwar erst bloß gestammelte Bekundungen der Volksseele, und dann anderseits ungeheure und erschütternde Hymnen, und zuletzt Reden voller Trotz und unwiderstehlicher Schärfe und Glut. Erst nimmt die Naivität das Wort und erzählt in schlicht einfältigem Tone, holprig in der Form, ungeglättet und mit einer unbeholfenen Erfindung, etwas, was so seltsam an — Macbeth gemahnt! Ein Gefangener sitzt im Kerker, morgen soll Hinrichtung sein, und er betet: „Allah, Beschützer der Unglücklichen, erhöre und befreie mich."[13] Das ist alles, was die Erzählung ihm in den Mund legt; aber es sagt genug! Denn wer in dieser Situation noch so betet, weiß sich in einer Hand, von der alles abhängt, so daß er leben oder sterben wird, wenn sie, und nicht wenn die irdische Macht es will. Der König, der in seinem Schlosse noch wach ist, hört des Gefangenen Worte und nennt es lächerliche Einfalt, die auf Wunder hofft, jetzt noch von Rettung zu träumen; da geschieht hier zum Nutzen des Guten, was in Macbeth zum Schaden des Bösen geschieht. Denn in Macbeth zeigt sich: eher geschehen Wunder und eher bräche der Lauf und das ganze Gesetz der Natur entzwei, als daß so viel Furchtbarkeit gut ausgehen sollte — und hier das einfache Lied verkündet, daß eher die unmöglichsten Zufälle sich häufen, als daß je der Wille eines Königs geschehen sollte, wenn die Bestimmung es nicht will. Und so wird der Gefangene auf dem Wege zum Schafott gerettet, wird dann auf der Flucht wiederum in sehr erfindungsarmer Weise gerettet, wird dann mit der gleichen Erfindungsarmut vom Schicksal noch ein drittes Mal begünstigt;[14] und alle diese Unwahrscheinlichkeiten sind hier höchste Notwendigkeiten und gerade die einzig schöne Erfindung. Denn wie zeigt man sonst eine Allgewalt, die, König, deiner Verfügungen hohnlacht? Denn das ist es eben,[15] Gewalt, du kannst mich nicht töten, denn du bist überhaupt ohnmächtig zu töten; du bist Staub, und nicht aus deinem Worte und nicht aus deinem Munde kommt der Tod, sondern einzig von der Macht des

[13] Letzte Geschichte des Zyklus der zehn Veziere. 454. Nacht.

[14] In der Geschichte des Königs und des Wanderers (718. Nacht, im Kalad- und Schimas-Zyklus) bricht im letzten Augenblick sogar ein Brand aus, in welchem der mitleidslose König den Untergang findet, ganz so wie in Victor Hugos „Han von Island" am Ende der letzte Mann des Malcolm-Regiments verbrennt.

[15] Geschichte vom Perlenmund (oder, wie die Manuskripte sie plump und nichtssagend nennen: Geschichte Hischams, Sohnes des Abdelmalik) 474. N.

Schicksals, das seinen Spruch auf die Stirne des Menschen zeichnet und, wenn dies geschehen, dich zu seinem Werkzeug auserwählt. Fehlt aber die Schrift, was bist du dann, Sandkorn der Natur? . . . Und ist nicht Scheherezadens Schicksal selbst dafür ein Beispiel? „Ich bin ja[16] wie ein Sperling in der Hand des Jägers, der mich nach seinem Willen schlachten kann. Nun, und warum schlachtest du nicht, Schlächter? Weil das Verschieben meines Todes nicht durch dich geschieht, sondern durch den, der über dein und mein Leben gebietet, und er ist es, der deine Hand hemmt, denn du bist völlig ohnmächtig." Oder ist es anders? Wohlan denn, du hast mich . . . Nun, vorwärts! Warum stößt du nicht zu?

[16] Schluß der 449. und (beinahe in vollkommenster Wiederholung der entscheidenden Worte) Schluß der 474. N.

XXII. Koheleth.

Die Kupferne Stadt. Staub zum Staube. Die Epitaphien. (Seite 146.) — Hamlet mit dem Totenschädel. Alexander weint. (Seite 147.) — Stärkende Wirkung des arabischen Koheleth. (Seite 148.)

Und nun ein ungeheures Weinen — die kupferne Stadt.[1] Staub bist du und zum Staube kehrst du. Nichts bleibt von dir auf Erden, als was dein Herz in Gnade oder Bosheit hier geschaffen hat; und doch ist dein Leben Missetat und ein Buhlen um Äußerlichkeiten und Ausübung von Gewalt . . . Musa, derselbe, der seinen Feldherrn Tarik einst zur Eroberung Spaniens aussendete, rüstet eine Expedition in das Innere der Wüste zur Auffindung der alten sagenhaften kupfernen Stadt aus; vielleicht jener, die der Sage zufolge Alexander der Große in der Wüste erbaut haben soll. Die Stadt wird gefunden, einem heiligen Zauber öffnen sich ihre Tore, und der Führer der Expedition findet alles tot und ausgestorben; ungeheure Felder voller Gräber und Epitaphien, das ist die kupferne Stadt. Und der Führer geht von Gruft zu Gruft, von Stein zu Stein und liest ihre Inschriften, und alles ist ein namenloser Klagegesang. „Die Überbleibsel ihrer Werke verkünden: auch wir müssen ihnen folgen." „Wie manches Volk hat gelebt und ist wieder verschwunden." „Wie oft bin ich gleich dir vor Grabsteinen stehen geblieben und habe ihre Inschriften gelesen! Da war es mir, als fragte man schon nach mir, und es wurde geantwortet: Gewesen — tot."

Dann weiter: „Nicht aus Freigebigkeit hinterließ ich anderen, was ich errafft hatte. Der Tod, der unter den Menschen nie aufhört, zwang mich. Mein ganzes Leben war eine Täuschung. Kaum waren meine Kammern von Dinaren voll, trug man mich in die Gruft."

„Hier lerne, was die Schicksale dieser Welt sind. Mit all ihrem Glanze ist[2] sie trügerisch gleich dem Traum, der mit dem Schlafenden spielt, oder gleich dem täuschenden Spiegelbild auf dem weiten Sand-

[1] 455. Nacht.

[2] Ist das nicht wie eine genaue Wiedergabe des von Schopenhauer „Welt als Wille und Vorstellung" 1. Buch § 3 zitierten Satzes aus den Veden, von der Maja, dem Schleier des Truges, der uns eine Welt sehen läßt, die „dem Traume gleicht, dem Sonnenglanz auf dem Sande, den der Wanderer von ferne für ein Wasser hält".

meer, der Fata Morgana, der, um seinen Durst zu löschen, der Wanderer sich nähern will." „Und als ich denn diese Vergänglichkeit erkannte, ließ ich diese Zeilen hier aufschreiben zum Nutzen solcher, die fähig sind, zu lernen. Denn, ach! gerne hätte ich, als der Tod kam, für einen Augenblick Lebens alle meine Schätze dahingegeben. Aber der Ewige kennt keinen solchen Tausch."

Und:

„Tausend Könige gespeist, die auf dem rechten, tausend, die auf dem linken Auge blind waren; und tausend, die zwei gesunde Augen hatten, haben an diesem Tische gespeist. Alle sind von der Erde geschieden und bewohnen den Staub des Grabes; alle, Inder und Chinesen, Abessinier und Mohren, die von Irak, sowie die Ispahan und Chorasan erbauten, und die große Königin Tadmora, haben ihre Gräber hier . . ."

Und:

„Wie nun Alexander der Gehörnte ihren König sehen wollte und zu ihm schickte, weigerte sich dieser zu kommen und sagte: ich bedarf seiner nicht. Da begab sich Alexander zu ihm und fragte: warum sehe ich Gold und Silber nicht bei euch, noch etwas von den Gütern dieser Erde? Worauf der König sagte: wer wird von den Gütern dieser Welt satt? . . . Und diese Menschen begraben ihre Toten vor den Türen ihrer Häuser, um sie stets vor Augen zu haben und nicht zu vergessen an den Tod. Und ihr König streckte seine Hand aus und holte einen Schädel hervor aus der Erde und sagte: o Gehörnter, weißt du, wer dieser Mensch war? Und er holte einen zweiten hervor und fragte: sieh, weißt du, wer der war? Und der eine war ein Bedrücker der Schwachen, der andere ein gerechter König gewesen, und Gott richtete ihre Seelen. Und der König sagte, seine Hand auf Alexanders Haupt legend: wüßte ich doch, welcher der beiden Schädel du bist! Da weinte wohl Alexander und preßte ihn an seine Brust. . ."[3]

Und die Folge, zu der das alles drängt? Völker und Jahrhunderte antworteten darauf verschieden. Alle sagten, es dränge zur

[3] Das gehört im Text allerdings nicht zur „Kupfernen Stadt", sondern ist der Inhalt der erst weit später folgenden „Geschichte Iskender-zul-Karneins und des genügsamen Königs". N. 759. Man sieht, das Motiv vom Totengräber, der Hamlet den Schädel hinhält, hat ebenfalls seine Wanderung durchgemacht — oder ist eines jener elementaren Motive, die bei einer gewissen Grundstimmung von selbst in dem Dichter werden, ob unter dem Anhauch des Samums oder wenn Shelleys Westwind weht.

Weltverachtung; aber wie diese Verachtung zu üben, darin waren nicht alle gleich. Bei den einen blieb sie ein Welken und Kränkeln des Gemütes, ein Zustand müder Selbstironie, ohne die letzte Kraft und Sehnsucht nach Änderung der bei aller Skepsis mit Liebe ausgekosteten Krankheiten des Lebens. Bei anderen gedieh die Verachtung zum Tode jeder Aktivität, oder sie wurde zur Askese, zur christlich-buddhistischen Zentrifugalkraft, die aus der Menschenmitte wegriß und zur Weltflucht hintrieb — bis daraus nach Zwischenstufen die Aggression der Askese wurde, der die Weltentsagung nicht genug war, sondern die sich im Kampfe gegen alles Irdische berauschte, als den Feind des Jenseitigen, das ihr allein Heimat und Realität schien. Man sagt, Koheleth sei das glänzende Vorbild der „Kupfernen Stadt". Wenn man aber einmal die Hervorbringungen der Poesie nach ihren biologischen Werten wird sichten wollen, d. h. danach, was jede ihrem Volke an Lebenskräften genommen oder gegeben, dann glaube ich, wird man die „Kupferne Stadt" und was sonst in unserem Buche zu ihr gehört, trotz ihrer stellenweisen Monotonie und trotz geringerer Originalität und Vertiefung, doch höher stellen als Salomons Ecce homo-Gesang. Denn das „Alles ist eitel", zu dem er gelangte, lähmt und raubt aus der Welt alles, was des Sinnens und Trachtens wert wäre; Scheherezadens Gesang hingegen gibt tragende Kräfte und positive Ziele — Kräfte, indem sie von jedermann die innere Freiheit postuliert, die ihn fähig macht, das Lebensleid stark und mit Gesinnung zu tragen; und Ziele, indem sie den Starken lehrt, im Bewußtsein, im letzten Grunde selbst bis zur Ohnmacht abhängig, determiniert zu sein, seinem Willen eine Art und eine Aufgabe zu geben, bei deren Erfüllung ihm gerade die höhere Macht die Freiheit nicht wird benehmen und den Arm nicht wird hemmen wollen; und das ist der ethische Wille, der Wille, gut, und als König und Richter gnädig und gerecht zu sein. Tua res agitur, heißt es bei ihr; nicht um den vor dir Stehenden, sondern um dich selbst geht es; und ist dir dein eigenes Glück lieb, so gibt es keinen anderen Weg dazu, als die Gnade. Und mit wunderbarem Sinn für die Harmonie der Gefühle lenkt Scheherezade sofort in das herrliche Buch von der Gnade ein.

XXIII. Das Buch der Gnade.

Naam und Naama. Der Ritterliche, der sich beschuldigt. (Seite 149.) — Die gestohlenen Reichskleinodien. Sieg der Intrige. (Seite 150.) — Gerecht sein, heißt, gleich anfangs — (Seite 151) — und nicht erst am Ende gerecht sein — (ibid.) — sich selbst prüfen gleich zu Anbeginn. (Seite 152.) — Wahnsinn des absoluten Spruchs. (Seite 153.) — Das einzige Korrektiv gegen Fehl. (Seite 154.)

Denn so nenne ich den nun folgenden Geschichtenzyklus. Urteile der Leser, ob das Wort verschwendet ist. Szene: ein Gemach in einem königlichen Harem.[1] Handelnde Personen: eine Dame, die wir uns mit mütterlichem Gesichtsausdruck denken dürfen — sie ist die Schwester des Königs — und vor ihr stehen zwei blutjunge Geschöpfe: Naam, die neulich ein Räuber ihrem Gatten geraubt und in den Harem verkauft hat, und ihr sie liebender Gatte Naama, der ihren Aufenthalt ausfindig gemacht und in Verkleidung sich hieher eingeschlichen hat. Und in Tränen aufgelöst sinken beide der Prinzessin zu Füßen und gestehen die Wahrheit. Da erscheint der König selbst, und unter dem Vorwand, ihn mit einer Geschichte zu amüsieren, erzählt ihm die Schwester den Fall der beiden Liebenden bis aufs letzte, mit der Schlußbemerkung, daß man darüber streite, ob der junge Eindringling wegen Verletzung der Heiligkeit des Harems mit dem Tode bestraft werden soll oder nicht. Darauf antwortet der Sultan, ein Todesurteil wäre schwere Sünde gewesen, da man bedenken mußte, daß die Liebe alles entschuldigt, worauf die Prinzessin ruft: Bruder, du hast über dich selbst gerichtet! Und der König spricht: So ist es, hier ist trotz der Heiligkeit des Harems Gnade und Anerkennung des Rechtes Naamas meine erste Pflicht. — Ein junger Mann von adeliger Erscheinung wird nachts in dem Hause eines Großen im Besitze gestohlener Kostbarkeiten ergriffen. Man verurteilt ihn wegen Diebstahls und er bleibt dabei: ich bin der

[1] 461. bis 464. N.

Dieb. Chalet, der Fürst von Basra,[2] vor den er geführt wird, glaubt nicht dem Geständnis, sondern läßt nachforschen, denn er steht auf dem Standpunkte, Aufgabe der Justiz sei nicht Fällung irgend eines Urteils, sondern Feststellung der Wahrheit; und es ergibt sich tatsächlich der echt französische Roman, daß der Angeklagte, als man nachts auf die Anwesenheit eines Fremden im Hause aufmerksam wurde, um die Geliebte, bei der er weilte, nicht zu kompromittieren, die Gegenstände an sich genommen und den Diebstahl fingiert hat. — Und nun gar die bereits erwähnte[3] Geschichte des Aladdin, Sohnes des Schamat, ein wahrer Polizeiroman, der die Gefährlichkeit aller Indizienbeweise, und des Augenscheins mit, aufs neue in ganz vortrefflicher und sogar für uns Moderne bemerkenswerter Weise illustriert. Liebling Harun-al-Raschids und Oberster seiner Leibgarde, wird Aladdin von neidischen Rivalen im Wege arrangierten Beweises eines Diebstahls überführt. Und zwar eines besonders verwegenen, denn Reichskleinodien kamen abhanden, Szepter, Siegel und Rosenkranz des Khalifen, sowie die kleine goldene und mit Juwelen besetzte Handlaterne Harun-al-Raschids. Lange wird nach dem Dieb geforscht, bis, fähiger als die unfähige Polizei, ein bekannter Räuber, der für die Nachforschung extra angeworben worden, den Täter sowie die gestohlenen Kleinodien ausfindig macht. Und zwar ist Aladdin der Täter und die Gegenstände werden unter der Diele seines Schlafgemachs gefunden — gibt es einen klareren Beweis? Und so erbittert ist Harun-al-Raschid, daß er selbst den Richthof aufsucht, um der Hinrichtung des Elenden, der so seine Gunst belohnt hat, anzuwohnen. Und ein ganzes Leben voller Treue, die ganze Summe einer Persönlichkeit, die wir durch Jahre und Jahre täglich gesehen und erprobt haben, wertet nichts und wird in ihrer stummen Beredsamkeit weniger gehört, als der Ankläger, der sich durch seine Vergangenheit um jede Glaubwürdigkeit gebracht hat. Und als dieser ausfindig gemacht zu haben behauptet, was sonst niemand ausfindig machen konnte, da hat niemand, und Harun ebenfalls nicht den Einfall, sich zu sagen: es gibt Du Paty's, es gibt Walsin-Esterhazy's, es gab einen Obersten Henry; und hat also der Mann nicht die Dinge in Aladdins Schlafzimmer vielleicht darum so leicht herausgefunden, weil er selbst sie im Dienste von Intriganten gestohlen und an diesen Ort gebracht hat? Die krause

[2] 480. N.

[3] 464. N. und ff.

und für den Leser geradezu abgeschmackt beschwerliche Abenteuerromantik, der man dann im weiteren — sowie ja auch sonst in Tausend und Einer Nacht vielfach — begegnet, kann abschrecken.[4] Gleichwohl lese man weiter, denn in bezaubernder Pracht leuchtet am Schlusse die zielbewußte Entschlossenheit des Dichters und seine Erfindungsgabe, die aus der tiefsten Sittlichkeit schöpft. Wenigstens kenne ich kein Seitenstück zu der Art, wie hier Harun selbst zur Rechenschaft gezogen und überführt wird, und zwar voreiligen Spruchs und Urteilsvollzuges, — und dann noch eines anderen überführt! Denn wie nach Jahren — wir haben bereits davon gesprochen — die Unschuld des Justifizierten und die gegen ihn bestandene Konspiration auftommt,[5] muß Harun schluchzend und händeringend erkennen, daß die bloße Absicht, gerecht zu sein, nicht hinreicht, und daß es irrig ist, anzunehmen, daß die Gerechtigkeit in der bloßen Gesinnung besteht. Denn bei aller Reinheit der Absicht handelt es sich immer auch um die Art, wie das Recht geübt wird, und ob man den Weg geht, der allein zur Gerechtigkeit führt. Es ist unmöglich, gerecht zu urteilen, wenn nicht ein gerechtes Prüfen vorausgegangen, und bei einer solchen Tätigkeit ist der Zorn der Tugend ein ebenso schlechter Ratgeber, wie in der Geschichte Djafars der Gerechtigkeitsrausch. Prüfen heißt, unendlich vorsichtig und im Besitze unendlicher Sehschärfe sein, um alle Lücken zu erspähen, auf alles Kleinste zu achten; und das hat Harun gegenüber Aladdin nicht getan. Und da sieht er denn, daß es nichts nützt, am Ende einer

[4] Ich bin auf den Gedanken gekommen, ob nicht gerade solche lange und oft beispiellos verworrene Partien zwischen einem raisonablen Anfang und einem raisonablen Schluß für die besondere Popularität zeugen, deren ein Stoff in seiner ersten reinen Fassung genoß. Unmöglich kann das Gestrüpp solcher Zwischenpartien von denselben Verfassern herrühren, wie Anfang und Ende; und denkt man sie kurzerhand weg, so zeigt sich, daß zu der in sich geschlossenen Geschichte eigentlich nichts von Wesenheit fehlt. Man hat es also mit Einschiebseln zu tun, die aber ihrerseits wiederum von keinem irgendwie organisiert denkenden Kopf geschaffen sein konnten. Sondern die Geschichte wanderte ins Volk hinaus und zündete; und in dem Bedürfnis, den Passionsweg so eines unschuldig Verurteilten noch bunter und leidensreicher zu gestalten, wob die Phantasie der Zufalls-Nacherzähler, wo sich nur eine Lücke wahrnehmen ließ, Neues und immer Neues hinzu, alle Notwendigkeit überwuchernd, ohne Rücksicht auf Proportion und Perspektive, und natürlich auch ohne Rücksicht auf Grundidee und sachliche wie künstlerische Geschlossenheit.

[5] 471. Nacht, und oben die Fußnote Seite 120 u. 121.

Sache gerecht und je nachdem milde oder unerbittlich sein zu wollen, sondern gleich im Anbeginn der Sache hat der diskretionäre Geist der Gerechtigkeit zu tun. Und die Form, in der er da zu erscheinen hat, ist ja so einfach. Denn um nichts geht es, als daß der Richter sich gleich anfangs besinne, daß Beweise so häufig trügerisch sind und also hier wieder zu trügen vermöchten. Und bevor er also an die toten und lebendigen Beweismittel die Frage nach dem Vorhandensein einer Schuld stellt, hat er an sich selbst die Frage zu richten, wie er es anstellen will, daß ihm nicht das, was ihm als Beweis vorgeführt werden wird, sofort auch den Verstand überrumple. Mit anderen Worten: bevor du den Fall prüfst, prüfe dich selbst und die Disposition, in der du ihn angehst; und dies vor Augen, hätte es nimmermehr so werden müssen, daß Harun, wie eben jetzt, vor einem jungen Knaben schluchzend dasteht und anerkennt, ein Irreparables gesetzt, einen Unschuldigen getötet, einen Justizmord begangen zu haben. In den Worten, mit denen er der Frage des kleinen Aslan nach seinem Vater erwidert, ist etwas, worüber der Leser gewöhnlich gleichgültig hinweggeht, weil es wie die bloß technische Brücke zu dem Folgenden anmutet. Es ist aber mehr, es ist ein Aufschrei aus der innersten Brust, ein „Vare, redde occisum". Nicht bloß der kleine Aslan, auch er ruft: wer gibt mir den Getöteten zurück, ich will ihn mit Schätzen überhäufen; und jetzt erst empfindet er es: es ist nicht nur schön, sondern notwendig, milde zu sein, weil man immer, wo nur Indizien vorliegen, mit der Möglichkeit eines Irrtums rechnen muß, und der Richter, je redlicher er es meint, sein Inneres desto mehr von der Reue zerfleischt fühlen wird, sobald er es nicht mehr in seiner Macht hat, das Geschehene zu ändern. Ich wiederhole also, so wahllos und wild übersponnen dieser alte Roman später von einer naiven Phantasie auch ward, man mißachte ihn nicht, denn er führt seinen Part in der Hauptsache mit fester Hand und sogar mit Größe durch. Dieser Größe wird man aber freilich erst ganz inne, wenn man bemerkt, in welche letzte tiefe Ironie die Erzählung nun ausmündet.[6] Harun war im Affekt, als er Aladdin hinzurichten befahl, und im Affekt auch, als er dem Urteilsvollzug beiwohnte. Doch kaum hing der Justifizierte an dem Pflock, da wich Haruns Zorn und er war wieder im ungetrübten Besitze seiner guten gesunden Augen. Und nun, Richter,

[6] Dieser Punkt kann gar nicht genug wiederholt werden: Schluß der 470. u. Anfang der 471. Nacht.

sieh deine Sicherheiten: auch das gesunde Auge irrt, denn — nicht Aladdin, sondern ein anderer hing an dem Richtpflock.[7] Und wie Harun nun ruft: wer gibt mir den Toten wieder, und man ihm meldet, daß Aladdin lebt, mischt sich notwendig in seine Freude über den unterbliebenen Mord die tiefe Beschämung, in einer Sache so zweimal als der schrecklich Strauchelnde und dem Irrtum Unterworfene betroffen worden zu sein, sowie das bittere Gefühl, mit all seinem Denken und Schauen doch nur der Narr der Natur zu sein. Und da wagst du absolute Sprüche und erkennst nicht die Notwendigkeit der Gnade?

Ich meine, es erklärt sich jetzt von selbst, warum Haruns Gestalt nun auch im Buche der Gnade nicht fehlen durfte. Jeder seiner Schritte ist wie von wahrhaft königlichem Zorn über das Unrecht, so auch von wahrhaft fürstlicher Freude an der Gnade begleitet. Er zwingt seinen Sohn, die aus blinder Eifersucht Verstoßene wieder zur Gattin zu nehmen. Er wallt auf, wie er Tiere mißhandeln sieht, bittet die Fee, den Verbrecherinnen die menschliche Gestalt zurückzugeben; er wendet sich seinem Vezier nach erkanntem Unrecht in noch strahlenderer Gnade zu; sieht den armen Sklaven, dessen Prahlerei den Tod einer Frau verschuldete, und es ist auf den ersten Blick klar: sein Endspruch wird Gnade künden. Sein Vorgehen gegen Nureddin, gegen Schems-un-nahar, gegen Kut-ul-Kulub zeigt, was in ihm ist und an der Durchbrechung alter starrer Formen, Lehren und Anschauungen arbeitet. Nichts ist ihm sein formales Recht, nichts fordert er von einer sklavischen Zugehörigkeit, weil er die Natur kennt, die mit der Persönlichkeit das Recht ihres eigenen Fühlens geschaffen hat. Ja, wer weiß, vielleicht ist er, Harun, auch der König, der in dem Falle Naams eine solche Fähigkeit, von dem eigenen Recht zu abstrahieren, an den Tag legte, daß er durch Naamas Liebe alles für entschuldigt hielt. Und als er hörte, daß ein junger Mann, der ihm aus Not[7] sein Liebstes verkauft hatte, aus Schmerz über die Trennung gemütskrank geworden, gab er ihm sein Glück zurück und machte ihn reich. Also Güte, Vornehmheit, Nachsicht, Gerechtigkeitssinn — fehlt noch etwas? . . . Ja, die Wahrheit der Natur fehlt, denn das wäre Übermenschlichkeit. Darum gibt ihm Scheherezade seinen Anteil an der Krankheit des Männergeschlechtes: die Überstürzung, die Flammenausbrüche, das Blut, das leicht aufkocht, und

[7] 490. Nacht.

die daraus stetig sich ergebende Gefahr, schuldig zu werden.[8] Und da ist es denn mit ein Teil seiner großartigen Erscheinung, daß es ihn im Bewußtsein dieser seiner Beschaffenheit zur Gnade hinzog, als dem letzten und einzigen Korrektiv gegen schweren Fehl; und daß er, der Selbstkritik fähig und überhaupt der Kritik zugänglich, hier das Beispiel gab eines Fürsten, der mit Unterdrückung der Eigenliebe öffentlich und in Reue einbekannte: ich bin schuldig, denn es fehlte mir der Gnadensinn.

[8] Was er ja auch schließlich gegenüber Djafar wird. Siehe die bereits erwähnte „Notiz über die Barmekiden", 483. Nacht.

XXIV. Wie ist man gnädig?

Kein Willensakt, sondern (Seite 155) — Ausfluß einer genialen Persönlichkeit. (Seite 156.) — Die „kleinen Geschichtchen". Gold, bezahlt mit lichterem Golde. (Seite 156.) — Die Kunst, das Gefühl scherzend zu verkleiden. (Seite 157.) — Vom Greifbaren abstrahieren und für das unsichtbare Größere Augen haben. (Seite 158.) — Der Retter, der „Ersatz" gibt, weil er bei der Rettung „Schaden angerichtet!" (ibid.) — Der Spitzbube, der für die guten Folgen seiner Spitzbüberei belohnt wird. Sie weist ihm die Türe, er macht daraus Verse. Was Isbak dem bezaubernden Mädchen nach zwei Nächten brachte. (Seite 159.) — Das Gnadenherz. (Seite 160.) — Der Perlenmund. (Seite 161.)

Und nun, meint man, wäre alles gesagt; allein der Dichter, der große Menschenerzieher, sieht tiefer. Es bleibt noch die Frage, warum die Gnade nicht nur notwendig ist, sondern uns auch bezaubert, — und dann, so simpel als möglich gesprochen, wie es der Gnadenvolle anstellt, gnädig zu sein? Denn was nützt es zu wissen, wie er die Posten miteinander ins Verhältnis bringt? Die Hauptsache ist, wie er es zustande bringt, in seinem Gemüte an sie alle zu denken; und das heißt in Wahrheit, wie es kommt, daß er ihrer nicht vergessen *kann*, sondern daß etwas in ihm sie ihm alle präsent macht und mit nagendem Gefühle ihn treibt, sich gerade nach dem Entlegenen und dem stumpfen Sinn oft Verborgenen umzusehen, von dem dann die letzte Übersicht lehrt, daß es geradezu das entscheidende Moment ist? Und da wird denn, die Sache so ins Auge gefaßt, offenbar, daß nur das Rechnen demonstriert werden kann, während dir kein Lehrer hilft, sobald dir nicht der letzte Trieb und Drang dazu, und das innere Gefühl, das Ahnungsvermögen für alles, was um die Tat und hinter der Tat ist, von der Natur selbst ins Herz gelegt worden ist. Davon nun spricht jetzt das Buch, indem es an den Figuren, die es weiter vorführt, deutlich macht, daß die Gnade niemals das Werk eines bloßen Willensaktes oder gar einer Laune sein kann, sondern daß sie Ausfluß einer sich in allem gleichbleibenden Persönlichkeit ist, aus deren Wesen man im vorhinein auf das Verhalten im Falle der Gnadenforderung schließen kann, — sowie umgekehrt die Art, wie sich der Gnadensinn betätigt, einen sicheren Schluß auf das Wesen des Menschen zuläßt. Kurz gesagt: Niemand wird

beim Wandel des Kaschgarer Zorns in Gunst und Milde auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß dieser auf Drähten des Willens zugeleitete Wechsel gar nichts mit Vernunft und Gerechtigkeit zu tun hat; während die Gnade zwar niemals absichtslos, aber gewiß auch nie anders als aus Quellen tiefster und gütigster Einsicht und Billigkeit fließt. Und eben diese Fähigkeit, einsichtig und gütig zugleich zu sein und das hinter dem Gegebenen Liegende scharfsichtig bis in die entlegenen Fernen zu durchdringen, eben diese Fähigkeit ist das Geheimnis; und wenn man näher zusieht, wird man finden, daß der Orient sie als einen Teil der genialen Persönlichkeit qualifiziert.

Lose hingestreut, bringt unser Buch zunächst eine Gruppe von Geschichten, die man bisher bloß für wahllos zusammengetragene Anekdoten ohne tieferen Sinn genommen hat.[1] In Wahrheit bilden sie eine ganze Galerie seltener Herzensgenialität. Da ruft uns vor allem die kleine Geschichte von den drei Landmädchen[2] in Erinnerung, wie oft schon das Äußere von dem Innern Zeugnis ablegt. Nichts spricht noch tut da der Held, und doch sehen und erkennen wir ihn bereits. Für einen rettenden Trunk Wasser gibt er den Mädchen, da er sonst nichts bei sich hat, Pfeile mit goldenen Spitzen zum Geschenke, und ohne ihn zu malen, zwingt uns die Geschichte, das Fürstliche seiner Erscheinung sowie den gütigen Blick seines Auges zu subintelligieren; denn nur das kann die Landmädchen so faszinieren und zugleich ermutigen, ihre Bewunderung in so lächelnde Grazie zu kleiden — sie bereiten ihm die anmutigste Apotheose, die es gibt.[3] Und daß sie sich in ihm nicht getäuscht haben, beweist die gleich darauf folgende Geschichte, deren Held derselbe Fürst, Maan mit Namen, ist.[4] Denn eines Tages begegnet er

[1] Dyroff weiß sie noch im 12. Bande der Inselausgabe nicht anders, denn als die „Sintfluth der kleinen Geschichtchen (Geschichtchen!) und Anekdoten" zu bezeichnen, und versichert Seite 292, daß die „Anekdoten" mit dem Plan sowohl des Alten Buches von 1001 Nacht als auch der früheren „Tausend Nächte" nichts gemein hätten!

[2] 473. Nacht.

[3] Die eine sagt in kurzen Versen mehr sentimental: Das ist der richtige Held, der selbst gegen Feinde großmütig ist, indem er ihnen noch Geld schenkt zu den Wunden, die er ihnen geschlagen; die zweite oder dritte hingegen schnippischer und dabei noch faszinierender für den Fürsten: Gewiß ist es Großmut, die Menschen mit Pfeilen zu töten und ihnen — mit denselben zugleich das Geld zum Ankauf von Leichentüchern zu schenken!

[4] 473. Nacht.

einem armen Bauern, der in tagelangem Marsch durch den heißen Wüstensand zur Stadt wandert, um da seine Ware — wenig poetische Gurken — zu verkaufen. Und wem hat er die Gurken zugedacht? — Maan, dem Fürsten! — Ja, was soll der mit den Gurken anfangen? — Der Bauer kratzt sich und seufzt; er hatte so viele Mißjahre nach einander und ist fast zum Bettler geworden; wenn Maan 1000 Dinare gibt, ist alles wieder in Ordnung . . . Und ist das nicht Unverschämtheit? Aber nein, Bangen und ein rührendes Vertrauen spricht gleichzeitig aus dem Ton, in dem der Mann antwortet: „Unser Fürst ist so gut und mitleidig, vielleicht kauft er sie aus Mitleid mit meiner Not . . .“ Und da beginnt, unter trockener Drastik verhüllt, ein wahrer Herzenswitz. „Und wenn Maan nicht so viel gibt?“ Dann läßt sie der Mann um 500, und wenn auch das nicht, um 250, 125 und so fort, immer die Hälfte weniger. Bis der Mann immer beklommener flüstert, daß der Fürst doch wenigstens 20 Dinare geben werde. Und nun geht es uns freilich wie demjenigen, der eine Blume um der Wurzel willen aus dem Erdreich herausreißt: die Wurzel hat er, aber der lichte Glanz mitsamt dem bißchen Dornen, die so spitz sind wie früher die Reden der anmutigen Mädchen, dieser ganze zarte Blumenzauber welkt. Alles scheint lustig in der Geschichte, alles Drolligkeit, ohne sentimentalen Anhauch; und doch sagt sich der Fürst: du Guter, der du mit dieser elenden Frucht unter solchen Mühen herkommst, im Vertrauen, in mir das Herz zu finden, das mit dir fühlt! Und zwanzig Dinare sind dir schon ein Wert, hundert ein Glück, tausend ein Unerhörtes, von dem du nur seufzend zu träumen wagst! . . . Und nun eilt Maan voraus in die Stadt, und wie der Bauer erscheint, spielt sich der Handel ab, wie er ihm am Vormittag angekündigt worden ist. Ja, du hast dich getäuscht, dummer Bauer; glaubst du, die Fürsten sind da, um des törichten Vertrauens willen, das du ihnen schenkst, Freude zu empfinden? Prost die Mahlzeit, Geld ist mehr wert als dein Gefühl, und es ist gar nicht wahr, daß Maan der ist, den du erwartest. Oh, der ist knapp! Gibt weder tausend, noch hundert, noch fünfzig, und zwanzig sind ihm auch zu viel . . . Da eilt denn der arme Kerl davon; aber darauf eben hat ja Maan gewartet, denn nun läßt er ihn zurückholen und läßt ihm tausend und fünfhundert und zweihundertfünfzig und so immer weiter die Hälfte dazu auszahlen und ist glückselig — und es ist offenbar: nicht in der unerwartet hohen Gabe, sondern in der Art

ihres Zustandekommens, in der Kunst, einen Witz daraus zu machen, in dem Vergnügen, scherzend zu verkleinern, wo andere sich feierlich bewundern lassen würden, darin liegt der große Sinn. Vor allem aber in dem Anteil, den das Gemüt daran hat: in der Fähigkeit, von der gemeinen Tatsache zu abstrahieren, daß hier viel Geld ist, und die andere Tatsache zu sehen, daß neben diesem tiefen und demütigen Vertrauen der Wert des Geldes völlig verschwindet. Denn das eben ist das Gesetz, welches das Denken großsinniger Menschen beherrscht: hinwegzusehen über das, was breit hingelagert ist, und das Zartere, das dahinter ist, wahrzunehmen. Und eben um den Grad, den diese Fähigkeit, zu abstrahieren, erreichen kann, dreht es sich. Dem einen gelingt es überhaupt nicht, während es sich beim andern bis zur Selbstentäußerung zu steigern vermag. Herr Dyroff hat also vollkommen recht, kleine und bunte Anekdoten und „Geschichtchen" sind's und fliegen leicht wie die Schmetterlinge durcheinander; aber auf den feinen Flügeln ist jeder von ihnen das Merkmal aufgezeichnet: von dieser Fähigkeit großer Seelen handle ich. Da gibt es eine, die von einem Toten erzählt, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein Dichter bei solchem Anlaß in der Regel just nicht zu scherzen beliebt.[5] Dieser Tote ist der erlauchte Hatem; an seinem in der Wüste befindlichen Grabmal stürzt ein König zusammen, in Gefahr zu verhungern, und ruft mit bittrer Ironie: „Nun, du Großmütiger, zeige, was du kannst! Rette uns doch!"[6] Nun lese man, wie wirklich der Beweis konstruiert wird, daß der Tote es war, der die Rettung brachte. Er verwundet das Kamel des Königs, und da man es töten muß, hat man Nahrung. Aber der Retter vergißt, daß er die Rettung vollbracht hat, und erinnert sich nur, daß er dem König etwas — schuldet, weil er ihm das Kamel getötet hat![7]

Und so noch anderes:

---

[5] Daß der Scherz in der Geschichte des Buckligen ein sichtbar ernster, grausig blutiger Scherz ist, haben wir gesehen. In der Geschichte Ali Babas und der vierzig Räuber werden wir wieder einem solchen Scherz begegnen, aber es wird sich zeigen, aus welcher anderen künstlerischen Notwendigkeit.

[6] 473. Nacht.

[7] Tags darauf kommt Hatems Sohn angeritten und führt mit sich ein Kamel am Halfter. „Bist du der König?" — „Ich bin es." — „Und ich bin Hatems Sohn. Er erschien mir im Traum und befahl, hieher zu eilen und dir Ersatz zu bringen für das durch seine Schuld verlorene Kamel."

Von dem großartigen Schwung, der über der geistigen Höhe von allem anderen absieht; von der Fähigkeit — in Heiterkeit, und nicht etwa sentimental! — so hingerissen zu sein, daß man seiner selbst vergißt und einzig nur denkt: du zauberisches Wesen, wer ist deiner wert? Und auch die Fähigkeit des Realpolitikers, unpedantisch zu sein und einen laufen zu lassen, um des Guten willen, das seine spitzbübische Tat gewirkt hat, setzt Großsinnigkeit voraus und ist schön. In Unkenntnis vorhandener schwerer Verstimmungen[9] übergibt ein Mann ein gefälschtes Empfehlungsschreiben Dschafars in Ägypten, und nach der Möglichkeit einer Versöhnung ausspähend, bestätigt Dschafar auf eine Anfrage aus Kairo die Echtheit des Briefes und belohnt sogar den Fälscher noch königlich. Das trotzige Mädchen im grünen Mantel weist dem Khalifen[9] ungeachtet des Nachts vorher gegegebenen Versprechens mit den Worten: „Der Tag löscht die Worte der Nacht aus," die Türe, und er — er läßt seine Dichter holen, und aus der unwiderstehlichen Grazie des Wortes wird ein Gedicht. Und das Blendendste an Frauenübermut, Lustspielverwegenheit, und dabei doch vorhandenem seelischen Schwung und Größe: Zweimal wird der Dichter Ishak nachts in einem Korb von der Straße aus in einen Saal hinaufgezogen, wo eine junge Dame ihn, den Fremden, erwartet. Und die Nächte vergehen in so strahlender Entfaltung der dem Mädchen eigenen geistigen Schönheit,[10] daß in Ishak vor der stetig zunehmenden Bewunderung jedes andere Gefühl entschwindet; und zum Schlusse sagt er sich: dieser Witz, diese Anmut, diese unbeschreibliche innere Grazie ist nur meines Freundes, des Khalifen, wert. Wobei zu bemerken, daß in der Geschichte von dem Khalifen bloß zwei oder drei Worte mitgeteilt werden; aber nachdem er sie ausgesprochen, hat man ein vollendetes Bild von ihm und empfindet es vollkommen: in der Tat ist nur ein Mann, der so spricht, und dem ein anderer in solchem Maße Freund sein kann, dieses Mädchens wert.

Nun wird man fragen, was das alles mit unserer Sache zu tun habe, da es zwar ein hohes Maß generösen Sinns, aber doch nichts auf die Frage der Gerechtigkeit unmittelbar Bezügliches kennzeichnet. Allein indem es nicht Ausfluß einer Laune ist, sondern

[9] 481. Nacht.

[9] 431. Nacht.

[10] Siehe in Popper-Lynkeus' „Phantasien" das tiefsinnige Stück: „Das erhabene Mädchen unterwarf den Dichter einer strengen Probe, aber er bestand sie nicht."

offenbar von einer in allem sich gleichbleibenden Persönlichkeit Zeugnis ablegt, läßt es wohl erraten, was von einer solchen Grundstimmung und Gesinnung zu erwarten ist, im Falle, daß eine Gnadenforderung an sie herantreten sollte. Und siehe, da sind wir richtig bei der Geschichte vom Sultan Maimun und seinem Oheim Ibrahim[11] und es zeigt sich, wie wenig uns die „Sündflut von Geschichtchen" von dem Hauptthema entfernt, und wie sie uns vielmehr nur noch tieferen Einblick in das Herz, aus dem die Gnade strömt, gegeben hat. Denn wovon sonst erzählt die Geschichte, als daß Gnade üben ebenfalls nichts anderes heißt, als um des Größeren und Lichteren willen von dem Kleineren, das das ganze Gesichtsfeld einnehmen will, abzusehen? Dieser Oheim Ibrahim rebelliert und läßt sich zum Gegenkhalifen ausrufen, wird aber geschlagen und macht dann seine Erfahrungen. Ein Sklave, den er nie eines Blickes gewürdigt hätte, ein Soldat, den er seine ganze Strenge hatte empfinden lassen, ein altes Weib, das nichts von ihm weiß, als daß er einst der große Prinz war, der auf seinem weißen Rosse so schön durch die Straßen zu reiten pflegte: sie verbergen ihn mit Gefahr ihres Lebens und wollen es in ihrer Demut gar nicht begreifen, was es Besonderes ist, das sie da getan. Die Geliebte aber, die er mit Gold überschüttete, die Dalila, die jeder Simson einmal im Leben findet, verrät ihn um des auf seinen Kopf gesetzten Preises willen, und als Gefangener wird er vor Maimun geführt. Und es findet Ministerrat statt, in dem die Veziere alle entrüstet sind und die Stimme für Ibrahims Tod abgeben, bis die Reihe an den Sohn jenes Chalet kommt, der einen Angeklagten nicht verurteilen wollte, trotz bestimmten Diebstahlgeständnisses. Und wie nun der Khalif sich an den Sohn dieses großen Vaters wendet, öffnet der Mann die marmornen Lippen und spricht gelassen: „Wenn du ihn hinrichten lässest, so tust du damit etwas, was vor dir viele in solcher Situation getan haben. Wenn du ihn aber begnadigst, so tust du etwas —"

Was?

„Was vor dir auch schon viele getan."

Maimun sinkt in die Knie. Die Veziere flüstern: „Das ist das Dankgebet dafür, daß er Ibrahim besiegt hat." Er erhebt sich und spricht, die Hand des treuen Mannes fassend, mit Tränen in den Augen: „Nein, dafür dankte ich, daß Gott mir Gnade in das Herz gegeben hat."

[11] 475. Nacht.

Orientalisches Titelblatt.

Und eines Tages befindet sich dieser Fürst — oder ein ihm Gleichgesinnter[12] auf der Jagd, und ruft, an einem jungen Bauersmann, der gerade des Weges kommt, vorbeistürmend: „He du da, sag, welchen Weg das flüchtige Tier genommen hat.“ Der Junge wirft den Kopf zurück, mißt ihn mit den Augen und nennt es eine bodenlose Ungehörigkeit, einen so anzufahren, ohne ihn auch nur gegrüßt zu haben. Der Fürst zügelt sein Roß und ist empört über die Unverschämtheit. „Oho, selbst unverschämt! Wer bist denn du? Ich bin so viel wie du!“ Replik des Fürsten, Duplik des Araberjungen; darauf „Schweig, Bauer, ich bin der König!“ und Antwort: „Nein, hier war der König ein unhöflicher Bauer, und nicht ich!“ . . . Bis das Gefolge herbeieilt; der junge Mann wird gefangen; Wahnsinniger, was tust du, dummer Bauer, redest dich um den Kopf! Doch es hilft nichts, er läßt sich nicht besänftigen, und schreit nur noch wilder: „Der da ist der Bauer, und nicht ich, tötet mich, wenn ihr wollt . . .“ Und so wird das Blutleder herbeigeschafft, der Scharfrichter steht da mit seinem Schwerte, der König gibt den Befehl zur Hinrichtung, und der Araberjunge — lacht. Da eilt der König fassungslos auf ihn zu und ruft: Jetzt noch lachen, wo du sterben mußt! Ist das nicht Wahnsinn? Du verspottest dich selber. Da spricht der Araber: O Fürst der Gläubigen, da sich die Lebenszeit nicht verschieben läßt, so schadet mir dein Mordbefehl nicht viel. Da es aber alles eins ist, ob du mich eine Minute früher oder eine Minute später hinrichten läßt, so höre: Ein Falke hatte einen Sperling in den Klauen und flog mit ihm pfeilgeschwind davon. Sagte der Sperling: welch' eine Eile, mich zu verzehren! Bin ich denn nicht für deinen Appetit zu klein? Wahrlich, du wirst von mir nicht satt werden, du mit der starken Gewöhnung an Fleisch und Blut und Morden . . . Lachte der Falke, und um zu lachen, mußte er den Schnabel öffnen, und indes er dies tat, flog ihm der Sperling davon . . . So sprach der Junge. Der Fürst aber sprang auf, und rief, alle zur Seite stoßend: „Schonet mir den Perlenmund!“ Und ich glaube, niemand wird zweifeln, wen Schahrjar am allermeisten unter diesem Perlenmund verstand.

[12] Hischam, der Sohn Abdelmaliks ists; wir haben die Sache bereits kurz angedeutet. 474. R.

XXV. Resumé.

Was Scheherezade bisher erzählt hat. (Seite 162–166.)

Denn es ist schon ein Außerordentliches, das Scheherezadens Perlenmund bisher geleistet, und ganz einzig und gewaltig ist die Kette, die bis hierher führt. Schuldige, so hat sie begonnen, werden milde behandelt, und mich, die Unschuldige, willst du töten — ja mich, die zu deiner Rettung hergekommen ist. Als Tage und Tage vergehen, ohne daß der Tod naht, kehrt ihr die Hoffnung wieder; doch halt! nichts ist so gefährlich, als zu frühes Triumphgefühl. Zugleich steigt der Ekel vor dem ewigen Erzählenmüssen und die Angst in ihr auf, daß nach geglücktem Werk doch der Undank nicht ausbleiben werde; denn nichts Isoliertes, sondern typisch ist die Erscheinung des Schwesternneides. Doch weg mit der kleinlichen Regung! Nicht alle sind so! Und wenn dem Frauengeschlecht als generelles Laster die Undankbarkeit anhaftet, ist denn das andere Geschlecht, das über uns so leicht aburteilt, sündenrein? Hei, sieh doch seine Hitze, Grausamkeit und Urteilslosigkeit, und wie selbst die besten, gleich Harun, nur zu oft dieser leidenschaftlichen Wut, die die Urteilsfähigkeit umnebelt, zugänglich sind. Denn jeder hat sein Steckenpferd, seinen kranken Nerv; kommt der in Frage, so gibt es kein ruhiges und vernünftiges Besinnen mehr. Der betet zur Fratze der Ehre, der andere zur expeditiven Justiz, der dritte hat den Fetisch des so oder so qualifizierten Geschmacks; und sind Ehre, beschleunigte Justiz, oder Gefallen und Mißfallen in Frage, so wird darauf losgeköpft, ohne Rücksicht, ob auch der Fall danach ist. Das entsetzlichste und gefährlichste, weil tückischeste und der Vernunft fernste unter diesen drei Ungeheuern: Geschmack, Ordnungsmacherei und Ehre, ist aber das erstere — und das ist Scheherezadens eigener Fall. Denn wehe ihr, wenn eine der Geschichten wider des Königs Geschmack verstoßen sollte, — und umgekehrt ist seine Fähigkeit und Neigung, ihr

wochen- und monatelang zuzuhören und ihr Todesurteil in Schwebe zu lassen, das schrecklichste Kriterium seiner Unfähigkeit zum königlichen Beruf. Denn sowie es eine contradictio in adjecto ist, wenn man sagen wollte: ein Körper ist völlig gesund, er ist nur an einer Stelle gefährlich krank, so ist es undenkbar, daß ein Regiment sollte gut sein können, sobald der König, sei es auch in seinem Privatleben, einer solchen Ungerechtigkeit fähig ist. Denn ist man so im Banne einer Vorliebe, eines Vorurteils, so ist man jedem Vorurteil zugänglich; und will dich ein Richter leben oder sterben lassen, je nachdem ihm eine Geschichte zusagt oder nicht zusagt, dann ist nicht die unverrückbare Gerechtigkeit, sondern der Geschmack, der wandelbare, Basis seines Regimentes, und Geschmack und Laune kann alle seine Vorsätze ändern. König sein heißt wissen, was des Königs Schuldigkeit selbst gegenüber dem ärmsten Mann ist; launisch sein, heißt sich als die höchste Wichtigkeit betrachten und alles beurteilen und beugen wollen nach den wechselnden Neigungen dieses Ich. Und da liegt die Gefahr für das Volk, aber auch für dich, König, selbst. Denn das Volk, das arme, kommt dem ererbten Herrscher mit dem Vertrauen und der blinden Zärtlichkeit aller Liebe entgegen; und dieses hoffende Vertrauen ködern und dann irreführen, heißt dem Armen das letzte, eben die Hoffnung stehlen, die ihm das Schicksal als Wegzehrung mitgegeben hat. Den Regenteneid leisten, heißt sagen: komm zu mir, mit dir fühl' ich und werde dir helfen; den Eid brechen und das Volk dann noch strafen, weil es blind vertraut hat, heißt, den Armen, den du zu dir hinaufgeloppt hast, wieder hinunterstoßen von deinem Dach. Der Welt sagen: ich bin dein Regent, heißt, sie zu deinem Tisch laden, damit sie Sättigung finde für ihren Hunger nach Recht; und ihr nicht halten, was du versprochen hast, heißt, sich über sie lustig machen und ihr Luft zur Nahrung vorsetzen statt Brot. Und da werden nun freilich lustige Possenspiele daraus, wenn das Volk in demütiger Gläubigkeit und arglos gleich Kindern für deine frevlen Absichten blind ist. Besinnt es sich aber auf die Situation, dann weh dir, unwürdiger König, denn plötzlich mitten im Spaß fällt es über dich her und würgt dich zu Tode.

Dies der bis zur Geschichte des Buckligen reichende, erste, gigantische Teil; und nun wieder zurück zu Harun. Auch er verlor, wie gesagt, nur zu oft im Ungestüm Kopf und Urteil; aber war ihm darum die Gerechtigkeit um eine Geschichte feil? Nein, er war frei von der Gier nach bunten und abenteuerlichen Fabeln; ihn verlangte

nur nach solchem, das für die Entscheidungen in den Dingen des Lebens von Wichtigkeit war. Welch ein Unterschied also zwischen ihm und den anderen, die ich geschildert habe! Gleichen sie doch dem Geiste Aladdins oder sonst einem, einem seelenlosen Dinge dienstbaren Geiste! Reib' an die Lampe, schlag' an das Metall, fahr nur mit dem Finger über die gewissen Schriftzeichen, und sofort gehorcht dir der Geist als dem Besitzer des Dings, dessen willenloser Sklave er ist. Und kitzelst du den Sultan von Kaschgar an dem Geschmacksnerv, dann wird er blind mit dem Schwert töten, bloß nach dem Diktat dieses Kitzels, ohne nach Recht und Gerechtigkeit zu schauen. Und so — so war Harun-al-Raschid eben nicht! Sondern im Gegenteil, während der Mann mit den drei Äpfeln zu seiner Entschuldigung bloß sagen konnte: ich habe in eigener Sache Justiz geübt, und da ist es so schwer, die Leidenschaft fern zu halten, ragte Harun dadurch hervor, daß in solcher Sache am wenigsten die Leidenschaft ihn überwältigen konnte, und daß auch dem Geschmacke nie seine Erniedrigung zum Sklaven gelang. Dies erfuhren Ghanem, Nureddin, Kut-ul-Kulub, Schems-un-Nahar . . . Halt, die Schems-un-Nahar, die betrog ihn wirklich; und wie stellt es sich nun, dieses Kapitel des Betruges? Kamaralsaman läßt das Amulett des Glücks aus der Hand, und kommt mit ergrauenden Haaren endlich darauf, ob nicht er selbst es war, der die erste Voraussetzung zu der Untreue schuf, in die die Frau, die ihn ein Lebenlang geliebt hatte, spät, spät erst verfiel. Die Tochter Zahers hält sich nach dem Befehl des Vaters für jedermann feil, der Geld hat, und wie sehen die Dinge doch anders aus, wenn man sie nicht äußerlich nimmt, sondern auf den Grund der Seelen sieht. Und siehe, hier ist der Erzählerin genialster Sprung. Denn sie merkt Schahrjars Erschütterung. Wie lernt er nun Untreue von Untreue zu unterscheiden, nach ihrem Grunde zu fragen, sie gemildert, sie entschuldigt, sie so begreiflich und sündenrein zu sehen! Und da wird der Erzählerin auch der Unterschied zwischen ihrer Art, und dem, was andere erzählen, bis aufs letzte deutlich. Verächtlich, gleich dem Durste des Trunkenbolds, ist die Hand selbst, die ihn zu befriedigen sich erniedrigt; himmlisch und anders, als die elende Hofpoetenkunst, ist das, was ich erzähle; und nicht, weil er mit Gefälligkeiten schmeichelt, sondern weil er voll ist der edelsten Wahrheit, mußt du nach dem heilenden Trunke dürsten, den dir mein Zauberpferd bringt.

Und nun vernimmt Schahrjar, der immer tiefer erschüttert ist,

in einem Zuge ohnegleichen das erhabene Lied von dem Wesen und der Notwendigkeit der Gerechtigkeit. Wer ist es, der in diese Welt Mord, Habsucht und Grausamkeit, kurz die Ungerechtigkeit gebracht hat? Es ist der Hochmut des weißen Menschen, der so stolz auf sich ist, seinen Geist und seine Kräfte, und der, seiner eigenen Identität nicht sicher, ohne Verlaß auf die beste seiner Kräfte, das Auge, und unfähig, von sich selbst etwas mit Gewißheit auszusagen, doch über andere zu Gericht sitzt, genarrt von Äußerlichkeiten und Beute jedes täuschenden Trugs. Reines hält er für unrein, weint über Haß, wo beseligende Liebe sich ausspricht, und diktiert nur so die Todesurteile, auf alle diese „Augenscheine" und „Augenzeugen", auf die „Tatbestandsaufnahmen" und „unanfechtbaren Indizien", auf alle diese unzulänglichen Beweismittel und auf Sand gebauten „Gewißheiten" hin. Hie und da erscheint einer, der da lehrt: „einen Lebendigen töten ist leicht, aber einen Toten wieder erwecken, wenn man Reue empfindet, ist unmöglich"; aber die Lehre verhallt, und immer wieder stellt der Fall zu später Reue sich ein. Denn unsere Sinne sind dürftig, unser Wissen mangelhaft, und der Stolz auf dieses Wissen ein vermessener Frevel; vom Staube bist du und zum Staube kehrst du — die kupferne Stadt. Und wenn du also Gnade drüben hoffst, was bleibt dir sonst, als hier auf Erden selbst Gnade zu üben? Kein Zweifel, es ist das Buch der Gerechtigkeit, das Scheherezade hier ihrem König bietet. Und zwar ist ihre Lehre umfassend, ja allumfassend selbst nach den Anschauungen unserer heutigen Zeit.

Denn nichts ist, was wir von dem Gesagten hinwegzunehmen, und auch nichts, was wir hinzuzufügen vermöchten, und alles, was als Forderung der Gerechtigkeit je die Menschen bewegt hat, ist in sprechenden und eindrucksvollen Bildern anschaulich gemacht. Selbst gegenüber dem Schuldigen gibt es je nach dem Grade des Verschuldens Abstufungen der Strenge; ihr Maß zu suchen ist Richterpflicht. Und selbst was du Gnade nennst, ist schuldige Übung; weißt du alles? weißt du es auch gewiß? hast du die Tat genau, die Seele des Unschuldigen genau durchforscht? Denn nur auf diese Seele, und nur auf die Beschaffenheit dieses Verschuldens darfst du bei der Durchforschungsarbeit wie bei der Fassung deines Schlusses achten, und dich nicht beeinflussen und ablenken lassen durch anderes, was nicht zu dieser Sache gehört. Und darfst dich weder ködern noch mißstimmen lassen durch äußerlichen Schein, der den Dingen anhaftet, mußt dem Gefälligen zuliebe nicht das Recht vergessen, noch

dem Ungefälligen gegenüber hart und unnachsichtig sein. Denn nichts, was zu der Frage der Wahrheit nicht gehört, spielt eine Rolle vor dem Rechte; einzig sie ist maßgebend, und jede andere Stimme, die nicht zu der Sache spricht, gehört nicht vor das Recht. Darum ist es Willkür, wenn du meine Geschichte verlangst und je nach ihrem Eindruck meinen Tod vertagst oder beschleunigst — sowie alles Willkür ist, was der Richter auf die Entscheidung Einfluß nehmen läßt, ohne daß es zu der Sache gehört. Und entschuldigt dich dein Schmerz, und was du gelitten hast? Das Beispiel Harums lehrt dich, daß auch andere gelitten haben und doch selbst in eigener Sache gerechte Richter gewesen sind. Und zwar nicht etwa nur aus Gleichmütigkeit, sondern aus der tieferen Erkenntnis, daß die Beschaffenheit unserer Natur selbst zur unendlichen Vorsicht in Dingen des Rechtes mahnt. Denn unser Wissen und Erkennen ist Stückwerk, unser Verständnis mangelhaft, wir sind Kinder des Staubes und unsicher des eigenen Ichs. Und da willst du dich für den berufenen strengen, d. h. untrüglichen, und durch nichts zu täuschenden Richter alles dessen halten, was in dem verschlossenen Herd der Seelen sich gebiert und erzeugt? Durch diese deine Ohnmacht, ins Dunkle zu spähen und es zu enträtseln, mußt du dir ja von Natur aus als der Gefangene des Halbwissens und des Irrtums gelten; und ist dem so, dann bist du, strenger Richter, der du dies weißt, selbst immer am nächsten der Gefahr, Verbrecher zu sein. Darum bleibt nichts übrig: du darfst nicht strenge sein, geradezu Pflicht ist die Milde, und zwar Pflicht nicht bloß gegenüber der vor dir in Qualen sich windenden Menschlichkeit, sondern Pflicht gegenüber dir selbst und der zugleich schrecklichen und sänftigenden Erkenntnis, daß es niemand so sehr als dem Richter ziemt, bescheiden zu sein.

XXVI. Der Inhalt der Rahmengeschichte.

Die Inschriften auf dem Rahmen (Seite 167) — Bezeichnung der Etappen in dem Roman Schahrjars (Seite 168) — die Fortschritte seiner Wandlung. — Notwendigkeit der Wiederherstellung. (Anm.)

Das also führt Scheherezade in den Nächten alles aus und ihre Erzählung macht Eindruck; viele Beweise gibt es hiefür. Diese Beweise hat man in den Ausgaben oft ganz oder teilweise weggelöscht; das „Scheherezade sagte", „Dinarsad bemerkte" oder „der König fragte", kam, wie Galland, so noch manchem anderen überflüssig, ja lächerlich vor. Da verfuhr man denn wie bei Gedichten mit immer wiederkehrendem Refrain: man schreibt „Hoha, und so weiter"; nur sind die Zwischenreden, die hier die Geschichten abteilen, alles eher, denn dem Klang und Sinn nach stereotyp. Ja mehr, man schneidet dem Werke sein Innerstes aus, wenn man diese Stränge ausscheidet; oder hat man vergessen, daß es sich in Tausend und Einer Nacht außer den Erzählungen auch um die Person, der sie zu Beweiszwecken erzählt werden, handelt, und daß es mit einem Worte auch um den Roman Schahrjars geht? Und die fortschreitenden Etappen dieses Romans sind eben in diesen kurzen Zwischenzeilen enthalten: das Spiel Schahrjars und Scheherezadens, die Wirkung, die sie auf ihn ausübt, seine Überraschung zu Anfang, sein Zorn, und wie er sich intriguiert fühlt, wie er sich schließlich unterwirft, wie sein Interesse von dem pragmatischen Stoff weg sich immer mächtiger der Erzählerin zuwendet; und wie er endlich berauscht und immer sehnlicher sich der Wirkung hingibt, die die Persönlichkeit des wunderbaren Mädchens auf ihn übt. Nur ist alles, wie gesagt, kurz und ohne detaillierte Ausmalung und Substantiierung hingezeichnet; denn wir haben uns ja schon zu Anfang darüber orientiert, daß der Rahmen schmal sein muß — daß er es aber auch sein darf, weil der Ordner des Ganzen voraussetzt, daß er zu vernünftigen Lesern spricht. Zu v e r n ü n f t i g e n; und wenn wir dies sind, kann es uns aus dem Gedächtnis entschwinden, was der Ordner sich zur

Aufgabe gesetzt hat? Es wurde uns offenbar, daß er die Absicht hat zu zeigen, wie unter dem adelnden Einflusse eines Weibes in einem Mörder die Wandlung vor sich geht; und wenn wir dies verstanden, wie sollten wir dann nicht auch nach den Wegstellen fragen, wo er, ob nun leiser, oder stärker und ausführlicher, auf dem schmalen Streifen von den Fortschritten dieser Umkehr erzählt? Das also ist der Sinn dieser Zwischenreden, die so kurz gehalten sind, weil sie auch in dieser Kürze alles künden, wie es sich ja der gesunde Menschenverstand auch ohne ihre Unterstützung erklärt. Wenn sich jemand zwanzig Abende lang sagen läßt: dieser beschränkte Geist ist doch noch menschlicher, als dein Geist gewesen; wenn er sich dann durch weitere zwanzig Nächte sagen läßt: ja, du bist sogar einem noch wahnwitzigeren und blutdürstigeren Geiste vergleichbar; wenn er sich dann durch aberlange Zeit eine Kontrastfigur gegenüberstellen läßt, die Antastungen verzeiht, Ungerechtigkeiten durchschaut, und die menschliche Würde selbst in der Mörderin noch empfindet und achtet — und wenn es erst zögernd und in langen Pausen einmal heißt, daß der König nickt, daß er lauscht, daß die Sache ihm gefällt, daß er fortzufahren erlaubt; und der Ton sich plötzlich und immer mehr, immer deutlicher steigert: er unterdrückt die Erwartung nicht mehr, er kommt und frägt begierig, was heute? er nennt das Neue schon schön — und in indirekter Form plötzlich die Bemerkung auftaucht, daß dem König die Erzählung der Gattin, und dann der Sultanin gefallen habe[1] — und wenn endlich der starre Sinn sich ganz erweicht hat und der kompetente Mund selbst flüstert: Scheherezade, du hast mich bereuen gelehrt[2] — kann man da zweifeln, daß es ein ungeheurer Vorgang ist, den der Ordner, wenn auch gleichsam mit verkleinerten und verkürzten Schriftzeichen einzeichnet?

Man muß also endlich den Rahmen wieder herstellen, dessen die Gedankenlosigkeit gar nicht geachtet, und den sie sogar zerbrochen und sinnlos weggeworfen hat.

[1] Siehe Weil nach der Geschichte Djaudars N. 428: „Den König entzückte die wunderbare Geschichte Djaudars und er sagte daher zu seiner Gattin" usw. Ferner N. 524: „Kaum hatte die Sultanin von Indien die Geschichte des Königs Zeyn Alasnam beendigt, bat sie um die Erlaubnis, eine neue erzählen zu dürfen"; und nach der Aladdin-Geschichte, Nacht 558: „. . . Diese Worte machten der Sultanin Scheherezade neuen Muth und sie begann folgendermaßen:" u. ff.

[2] Nacht 500.

XXVII. Die Nächte Schahrjars.

Neros Humor im Anfang (Seite 169) — weicht einem nagenden Gefühle (Seite 170.) — Widersprechende Stimmungen. Bild des Vaters in der Wirklichkeit wie in der Geschichte. (ibid.) — Schweigendes Kommen und Gehen. (Seite 171.) — Krise; Scheherezade langt nach dem Dolche. (ibid.) — „Mehr mit dem Ende als mit dem Anfang eines Atemzuges." (ibid.) — Ende der Unterbrechungen. (Seite 172.) — Ehrfürchtiges Schweigen. (Seite 173.) — Schahrjars Lächeln. (ibid.) Sie droht; sein Erbleichen. (ibid.) — Situation wie in der achten Nacht: sie will nicht weiter erzählen. (Seite 174.) — Nicht Judith mehr! (ibid.) — Freudige Wanderung. (Seite 175.) — Ohne Reserven. (Seite 176.) — Nie gehörte Töne. (ibid.) — Die Schwangere erzählt von dem Kinde (Seite 177) — und vom Vaterglück. (ibid.) — Neue Auffassungen von der Liebe. (Seite 178.) — Rückfall ins Mißtrauen? — Endgültiges Schwinden der Verdüsterung. (ibid.)

1. Nacht, der König empfängt die Neuangetraute, die morgen sterben soll, die Erzählung sagt es ausdrücklich „in seiner Weise"; sie weint, er scherzt und höhnt. Aber Dinarsad wird doch geholt, und wartet „bis der König mit der Schwester geendet"; dann gibt sie das Stichwort, worauf Scheherezade beginnt und bei Morgenanbruch dann der König mit grausam tückischem Lachen die Hinrichtung verschiebt. Denn er hat verstanden: der Geist, der den Kaufmann töten will, soll er selbst sein, und das „Erbarme dich — so muß ich denn sterben — und jetzt gleich mußt du mich umbringen?" aus der Geschichte, das ist ja genau die Situation, wie zwischen Scheherezade und ihm. Und gerade als dort in der Wüste das Wort „umbringen" fällt, unterbricht sich Scheherezade; und aus der Rolle des Geistes heraus antwortet also Schahrjar mit Gelächter: „Nun, ich werde dich nicht umbringen, nämlich bis ich das übrige der Erzählung gehört habe, sondern — und das ist der Witz — erst in der nächsten Nacht ereilt dich der Tod." Und zu Beginn der

2. Nacht lacht er schon wieder; denn er will natürlich nur den Beschluß der einen Geschichte hören, während die kleine Dinarsad so naiv tut und gleich „die schönen Erzählungen" im Plural verlangt; und da belustigt es ihn denn. Doch aber ändert sich in derselben Nacht noch die Laune, denn Scheherezade wird wieder

nicht fertig; und er beginnt zu merken, daß sie ihn foppt. Darum fällt er in der

3. Nacht, als wieder das von den „Erzählungen" auffliegt, sofort stirnrunzelnd mit dem kurz abweisenden Wort ein: „Vollende die Geschichte vom Kaufmann" . . . Aber die Stimmung hält nicht mehr stand; was er hört, ist so sinnvoll, und ein nagendes Gefühl steigt in ihm auf, so daß er zu sich selbst spricht: „Bei Gott, ich lasse sie doch nicht umbringen . . ." Aber freilich nur eine gewisse Frist . . . „nur bis ich das Ende der Geschichte vernommen habe" — dann soll sie ganz gewiß sterben. Denn es geht mir doch nur um die Geschichte und nicht um sie; was ist sie mir? Und er schwört es sich selber zu: „dann will ich sie nach meiner Gewohnheit töten, gleich den übrigen Frauen," die hier zum Schafott hinausgeschleppt wurden; was ist sie mir denn mehr als sie? . . . So rumort es in ihm, und er will es nicht Wort haben, daß sein Mitleid geweckt ist, sowie daß die Art, wie Scheherezade immer dort abbricht, wo jemand unter dem Messer um sein Leben weint, sein gepanzertes Herz erweicht. Und als darum Dinarsad in der

4. Nacht wieder mit der stereotypen Naivetät daherkommt, knirscht er mit den Zähnen und spricht überhaupt kein Wort. Und die finstere Verbissenheit ist nicht bloß Maske; nein, er will und wird es zeigen: er ist noch er selbst! Und ernster, grimmiger darum zu Ende der Nacht der Eid, den er sich leistet, daß er nur bis zum Ende der Geschichte des Kaufmannes warten wird. Aber tagsüber, bei der Erledigung der Regierungsgeschäfte sieht er — die Erzählung erwähnt es schon zum zweiten Mal — Scheherezadens Vater; und wer in den Charakteren und Situationen zu lesen versteht, weiß, was dies heißt. Denn da steht ihm ja derselbe vor Augen, der ihm heute Nacht in der Geschichte vor Augen gestanden: ein unglücklicher, alter, abgezehrter Mann, der sein Kind innig liebte, und dem das Schicksal das Messer in die Hand gespielt hat zum Morde des eigenen Kindes . . . Und so findet er denn keine Ruhe, das Bild Scheherezadens und der Gedanke an den nahenden Augenblick der Entscheidung verfolgt ihn in den Tag hinein, und immer spricht es: heute wird Scheherezade dem zweiten, morgen dem dritten der drei Fremden in der Geschichte das Wort geben; und dann ist die Frist, die du dir gesetzt hast, abgelaufen, und was, Schahrjar, willst du dann tun? Finster, erregt, eine Beute widersprechender Gefühle, betritt er also in der

5. Nacht das Schlafgemach, und Dinarsad spricht, Scheherezade antwortet . . . Da eine Bewegung, ein Ton, daß die Kleine zusammenfährt . . . Still, schweig, der König ist heute anders . . . sprich nicht, bevor es ihm nicht genehm ist . . . Und alle schweigen, bis er zwischen den Zähnen flüstert: „Erzähle!" Und er ist selbst froh, daß sie das Schicksal noch diese, und dann noch eine zweite und dritte Nacht hinauszieht. Aber auf die Dauer geht es ja doch nicht; es wird schwül in dem Gemach, Dinarsads Stimme ist erstickt, der König kommt und geht ohne Wort und ohne Abschied, bis endlich die

8. Nacht da ist, die Nacht der Krise, da die Erzählung vom Kaufmann beendigt ist und es sich entscheiden muß: soll Scheherezade weiter leben oder nicht? Denn nicht wahr, jetzt ist die Zeit, daß der König sein Wort einlöst . . . und es ist doch für den Seelenkenner so leicht verständlich, was sich nun weiter begibt! Scheherezade ist fertig, mit versagender Stimme hat sie von dem Manne berichtet, dessen entartete Gattin sich mit einem Schwarzen verging. Und nun ihr leises Wort verklingt, herrscht Totenstille in dem Gemach, bis Dinarsad wieder anfängt und es von ihm abhängt: sterben oder weiter reden . . . Und da sich, er schweigt. Schweigt, das Gesicht abgewandt, schweigt, mit den mageren Händen über das Gesicht sich fahrend, schweigt viele Minuten lang; und bei der Erinnerung an die Elende, die sich an einen Molch wegwarf, zuckt durch seinen Körper aufs neue der wütende Krampf und er kann sich nicht entschließen, dem Geschlechte zu verzeihen; und den beiden Weibern zerspringt inmitten dieses fürchterlichen Schweigens das Herz . . . Nun, und da weiß Scheherezade, woran sie ist und langt verzerrten Gesichtes stumm nach dem Dolche, den sie irgendwo unter den Kissen oder in ihren Gewändern verbirgt. Da, halt stille, Herz! Schahrjar sinkt zurück und schließt die Augen, und seltsam! ein bisher nie gesehener Zug geht über sein Gesicht. Und wie er so dalehnt, empfindet es Scheherezade, daß er es dulden würde, wenn sie ihm einen Augenblick lang ihre Hand inniger auf die seine legte, und „mehr mit dem Ende als mit dem Anfang eines Atemzugs", wie Lichtenberg so schön von Garrick sagt, beginnt sie von dem Verzweifelnden zu erzählen, den zu retten ein anderes Wesen kommt. Und schon früher, in der 5. Nacht, erklärt es der Text ausdrücklich, daß sie „nun stets ohne Unterbrechung weiter zu erzählen" vermag. Wenn man die Geschichte der vierzig Veziere dazunimmt, sind es 66 Nächte, in

denen sie forterzählt, ohne ihn erst zu befragen — und das haben die Veranstalter so vieler Ausgaben nicht gesehen![1]

Nun wird man fragen, ob es denn nicht richtiger gewesen wäre, diese bisherigen Entwicklungen auf einen längeren Zeitraum zu verteilen; wir hätten dann nicht ein solches Mißverhältnis vor uns, daß das Dramatische in Betreff Schahrjars sich in den ersten Nächten konzentriert, und dann 66 Nächte lang eine Ausschaltung jeden Mitspiels eintritt. Allein es ist vielleicht doch am besten, wir überlassen diese Subtilität einer späteren Kritik, die für eine solche Jagd nach letzten ästhetischen Spinnefäden Muße und Sinn hat. Uns muß es genügen, daß nun Bild um Bild vorüberzieht, bei dem es ganz unmöglich ist, daß Schahrjars Seele, einmal aufgeregt, gleichgültig bleiben sollte. Vielmehr ist es dem einfachsten Menschenverstande bereits klar, daß er darauf notwendig reagiert; und geschieht es wortlos, so ist es darum doch nicht minder aufregend, wie die Wirkung sich in seinen Mienen, in seinen Augen abzeichnet. Er sieht den in Melancholie versunkenen Geist, den den Retter mordenden Schuft, den von Mordlust Zitternden, vor dem der Schwache sich endlich schützt, und sieht den zur Hälfte Versteinerten, der ehemals ein glücklicher Mensch gewesen. Er sieht die Seele, die noch mißtraut und nicht weiß, ob sie schon hoffen darf, dann das Verhängnis, das zum Unglück treibt, den Tollen, der das Unheil ruft, die vorschnell richtende Eifersucht; und dem gegenüber den großen und gnadenvollen Sinn, der begreift, der verzeiht, der die Ehre revindiziert und am Ende die Schuldigen selbst bemitleidet. Zweifelt man, daß das auf ihn wirkt? Nun, ein einziges Wort beweist, daß dem so ist. Denn als er nach langen Nächten in der

74. Nacht zum erstenmal wieder sich fragen hört, ob Scheherezade fortfahren, und das heißt, ob sie nicht am Ende doch zum Schafott geführt werden soll, da taut es warm auf in seinem Auge, und nach einem langen, langen stummen Blick spricht sein Mund

[1] Galland und nach ihm andere haben, wie gesagt, dieses Schahrjar- und Scheherezade-Band aus ihren Texten ausgetilgt — sie verstanden eben nicht. In einer Neuauflage der Inselausgabe würde ich bei der Wiedergabe der in diesem Punkte sehr verkümmerten und undramatischen Burton-hindostanischen Fassungen zum mindesten in einer Schlußnote auf die so auffallend sprechenden Texte z. B. des Bulak-Manuskriptes verweisen, und weiter anraten, die einschlägigen, so unsäglich wichtigen Stellen nicht im Laufe des Anderen verschwinden zu lassen, sondern sie typographisch hervorzuheben, so daß das Auge des Lesers sie von selbst herausfinden kann.

nur das eine Wort: „Erzähle schnell deine Geschichte.“ Immer horchend, immer auf sich beziehend, wird also Schahrjar zugleich von Scheherezadens Erscheinung immer trunkener. Und nun wird es wohl genügen, wenn wir nur noch einfach notieren, was ohne Unterbrechung vorüberzieht, und wo Schahrjar, mehr seinem Sinnen entrissen, als sich ihm selbst entreißend, wenn man es gerade verlangt, sein bewunderndes, sein ehrfürchtiges Schweigen bricht und ein kurzes Wort einflicht. Einmal ist er besonders erschüttert. Er hat in der Geschichte von den drei Äpfeln den Jähzorn Haruns, dieses Königsunrecht eines guten Königs, gesehen und wohl begriffen, was es soll, daß Harun am Schlusse, da er längst wieder der Gütige und Einsichtsvolle ist, das Wort hinwirft: wir wollen milde sein, wenn uns eine hübsche Geschichte erzählt wird. Da lächelt Schahrjar über das hinreißende Mädchen, das so voll allen Zaubers des Genies, das Ergreifendste zu einem silbernen Witz auf ihn macht, dem sie ja in der gleichen Weise mit Geschichten die Vertagung ihres Endes abkauft. Aber sieh da, wie wird ihm zu Mute, da ihm offenbar wird, daß es Scheherezaden dabei nicht so nebenher um ein Aperçu zu tun war! Sondern wie sie bisher die Tötung Unschuldiger, die gnadenlose Tötung selbst Schuldiger, die Verurteilung ohne Prüfung und das Justizüben im Jähzorn zu Gericht gestellt hat, so geht sie nun in der Aufrollung der verschiedenen Formen des Königsunrechts weiter. Und ihr vernichtendes Urteil, das sie in der Geschichte des Buckligen ausspricht, ruft es ihm mit brennendem Spott und schonungsloser Offenheit zu: Neben der ungerechten Beurteilung der Materie gibt es ein anderes, noch wilderes, noch schreienderes, noch unmenschlicheres und tyrannischeres Unrecht, und das ist eben das, worüber du früher so als über einen Scherz gelacht hast. Ja, das ist der Exzeß der Willkür, die mich hier Geschichten erzählen läßt, damit dein Schwert noch innehalte; das ist das Ungeheuerliche, daß du mich am Leben lässest oder zum Tode verdammst, nicht danach, ob ich schuldig bin oder nicht, sondern danach, ob eine Erzählung deinem individuellen Geschmack zusagt oder nicht. Und wo denn ein Königtum zu solcher Bestialität entartet ist, wie magst du dich wundern, daß es in schauerlichen Revolutionen endigt? . . . Und wie er denn dies hört, erbleicht Schahrjar, und vielleicht wird ihm zum erstenmal klar, daß nur Duban sich widerstandslos töten ließ und daß Dubans Erbin, die Gazelle, die bisher so listig dem Verfolger entging, am Ende doch die Fähigkeit haben könnte, ihn zu töten.

Und so sinnt er denn und sinnt, hört auf die Scherzhaftigkeit nicht mehr, auf das Lachen und Schellengeklingel, mit dem Scheherezade die Sache bis zum Ende führt. Da bricht sie endlich ab — es ist die

174. Nacht — und schweigt. Und kündigt dann für morgen eine andere, die Geschichte der Schems-un-Nahar an — „wenn ich noch lebe". Und was mag nun folgen? Es ist scheinbar wie in der achten Nacht, wo es in Schahrjar ebenfalls brütete: leben lassen oder töten? Aber ein wesentlicher Unterschied ist dazugekommen: eine so leidenschaftliche Anklage und eine so fast hüllenlose Drohung hat Schahrjar bisher nicht gehört — und er verläßt Scheherezaden wortlos, mit einem schmerzlichen Blick nur, und sie bleibt am Leben.

Und nun die Geschichte von der Unglücklichen, die treulos sein muß, und von der Hinreißenden, die verschenkt wird, von Harun, der als Richter in der eigenen Sache keinem eigenen Interesse, keinem Gefallen oder Mißfallen gehorcht; und dazwischen der herzzerreißende Ruf Nureddins, der auch der Klageruf Scheherezadens ist: „Schon sehe ich den Henker, das Schwert und die Matte bereit und rufe Wehe über die Größe meines Elends. Und du, mein Volk, o, ist keiner unter dir, der sich meines Zustandes erbarmt und meinen Klagen antwortet?" Nun, einer antwortet, das ist Schahrjar. Er weiß es bereits: der Seufzer stirbt nicht, sondern verstärkt sich zum Schlachtruf gegen die Tyrannei; er weiß es aber auch schon, daß Scheherezade nicht die Judith sein will, die daherkommt, ihn zu töten. Denn sie sagt es ja, und mit welcher Schönheit! Und der Mund, durch den sie spricht, ist eben derjenige Nureddins, als Harun ihn auffordert, den Verbrecher, der ihn so gefährdet hat, zu töten. „Wie viel Böses er mir auch getan und auch anderen zu tun sich bemüht hat — so spricht nämlich Nureddin — so würde ich mich doch für den Verruchtesten aller Menschen halten, würde ich ihn töten. Weder meine Grundsätze, noch das Vertrauen, welches er in sie setzt, erlauben mir zu tun, was du mir anbefohlen hast . . ." Und so will denn Nureddin „des traurigen Amtes der Wiedervergeltung" überhoben sein; und in derselben

223. Nacht „willigte der Sultan, der sich noch nicht entschließen konnte, Scheherezaden töten zu lassen, darein ein, sie in der folgenden Nacht zu hören." Und nun wird man auch die unendliche Heiterkeit verstehen, mit der das Lied von Kamaralsaman, dem jugendlichen Frauenhasser, zu Anfang erklingt, und die Ströme sieghafter Empfindung, die Scheherezaden erfüllen, als sie bezie-

hungsvoll erzählt, wie alles sich wundert, da Kamaralsaman so freudig durch die Korridore den Weg zum vermeintlichen Tode geht, und er den Angstvollen, die ihn zurückhalten wollen, zuruft: „Ihr braucht euch um mich nicht zu grämen! Man frägt mich: du willst wohl sterben? Was eilst du so in dieses Gemach! Aber ihr werdet euch überzeugen, ich komme zur Heilung und meine Kunst ist groß; und es ist für mich kein Grund zu zögern und ängstlich zu sein, gleich den anderen!“[2] Am Schlusse des Kamaralsaman-Romanes gibt es aber überhaupt kein Fragen nach der Erlaubnis zum Weitererzählen, ja nicht einmal ein gespieltes Vergessen dieser Frage mehr. Sondern Scheherezade kündigt,

249. Nacht, die Schwester in ihren Exklamationen unterbrechend, das Kommende mit den festen Worten an: „Spare deine Aufmerksamkeit für das, was ich morgen berichten werde!“ und in der

256. Nacht, nachdem das Zauberpferd vorübergerauscht ist, beeilt sich der Sultan gerne, die Erlaubnis zur weiteren, zur Sindbad-Geschichte zu geben. Sie dauert bis zur

276. Nacht, worauf die Geschichte vom erwachten Schläfer folgt. Schahrjar ist „begierig“, sie zu hören. Notabene findet es hoffentlich Beachtung, daß der Text den Grad des Eindrucks, den die Geschichten auf Dinarsad und den König machen, vorsichtig abstuft. Dinarsad ist immer entzückt und begeistert, während der König bisher höchstens „sehr zufrieden“ ist, höchstens „sich gerne beeilt“, höchstens seine Begierde, weiter zu hören, nicht verschweigt. Jetzt aber, nach dem „erwachten Schläfer“, markiert der Erzähler es in der

294. Nacht mit unsäglicher Feinheit, welch ein großer neuer Fortschritt sich vollzogen haben muß. Denn nicht von Dinarsad mehr, sondern von Schahrjar direkt notiert der Erzähler, daß die Geschichte ihn entzückt habe; und ohne erst Reden und Fragen abzuwarten, bittet, oder meinetwegen „erlaubt“ es der König, fortzufahren. Läßt sich also noch die Behauptung aufrecht erhalten, als wäre hier das ewige Einerlei eines stereotypen Refrains vorhanden? Ja, er ist nicht etwa bloß leicht moduliert, sondern es ist eine stetige, gewaltige Entwicklung gegeben, vom ersten grausamen Scherz bis zur Verblüffung, zum ersten Widerstreit der Gefühle, und dann durch alle Stadien des inneren Kampfes bis zum

[2] Wird man mich des falschen Zitierens beschuldigen, wenn ich hier die Aufeinanderfolge der Sätze geringfügig geändert und aus der Erzählung in der dritten Person eine Ich-Erzählung gemacht habe?

Verzicht auf den Stolz hin und zur Ergebung in Scheherezadens Zauber; zur sanften Aufnahme der von ihr ausgehenden Wirkung; zum erst stumm, dann immer deutlicher in leisen Worten sich hervorwagenden Bekenntnis, daß ihr Wort so wohl tut, daß es erwärmt und Ziel der Sehnsucht ist des Tages — und daß er Nacht für Nacht eben in dieser Sehnsucht hineilt zu dem Mädchen, um das Herz weit aufzutun und darein aufzunehmen, was sie aussäen mag. Und als sie dann so weit ist, daß sein Mund mit gar nichts mehr zurückhält und zum erstenmal ohne Reserven das Entzücken kundgibt, das ja schon lange in ihm ist, da ist Scheherezade selbst tief erschüttert und findet auch die Note, die ihn erschüttern muß. Denn sie kommt nun mit der Erzählung vom Prinzen Seif-al-Muluk, die den König wiederum zwingt, sich über die Furchtbarkeit dieser Nächte voller Geschichten Rechenschaft zu geben. Aber die Art, wie sie das tut, ist nicht mehr die der Satyre und des Angriffs, sondern sie spricht in nie gehörten Tönen, und die treiben ihm die Schamröte ins Gesicht. Seif-al-Muluk ist auf der Insel der Mißgestalteten und wird von ihrem König gefangen gehalten; man hält ihn für einen Vogel und hat ihn in ein Vogelbauer gesperrt. Und der König sagte: er eine schöne Stimme, hängt ihn über meinem Kopfe auf, damit ich seine Stimme höre . . . Und so oft der Prinz weinte, glaubte der König, es wäre Gesang.[3] Tust du, Schahrjar, es anders? Träne ist alles, was ich erzähle, und du machst dir es zur Unterhaltung . . . Da neigt Schahrjar sein Haupt.

Aber noch eine andere Note erklingt. O ihr Klugen, denen sie stets entgangen! In der Geschichte Kamaralsamans wurde sie zum erstenmal angeschlagen und jetzt ertönt sie gleich eingangs im stärksten Akkord. Wieviele Monate währte Scheherezadens Ehe, als sie mit der Schilderung begann, wie Kamaralsaman seinem Vater in Erfüllung einer lange unerfüllt gebliebenen Sehnsucht geboren wurde? Jetzt, in der 295. Nacht ihrer Ehe erzählt sie noch rührender von dem Elend des Mannes, der kinderlos blieb. „So oft jemand mit Kindern hereintrat, ward er traurig und dachte: ein jeder ist glücklich mit seinen Kindern und ich habe keines. Wenn ich sterbe, werde ich Reich und Thron und Pferde, Diener, Schätze Fremden hinterlassen; niemand wird mein mit Liebe erwähnen, ja, man wird gar meines Namens nicht mehr eingedenk sein.“ Und: „Solche Gedanken beschlichen das Gemüt des Königs, so oft Leute mit Kindern an ihm vorübergingen; und da stieg er vom Throne herab, setzte sich auf

[3] 311—312. Nacht.

die Erde und jammerte . . .“ Und ist das eine Erzählung wie hundert andere? Haben die Erklärer kein Herz, daß sie hier nicht mitfühlen? Hier spricht ja nicht mehr die alte Scheherezade, sondern eine neue, eine andere, die mit unendlicher Zartheit in dem Gatten die Sehnsucht nach dem Kinde rege macht, das sie in sich bereits fühlt. Und nicht nur als Mutter spricht sie da, sondern weil sie weiß: hier ist ihr die unwiderstehlichste Bundesgenossenschaft geworden. Diese Sehnsucht nach dem Kinde, diese Liebe zu dem noch ungeborenen, diese Freude, wenn er es in seinen Armen wird wiegen können,[4] das alles wird das von ihr begonnene Werk vollenden und Schahrjar völlig zurückführen zum Frieden, zur Menschlichkeit.

Eben dieser Inhalt macht es aber erklärlich, daß der Erzähler es für unnötig hält, die Wirkung auf Schahrjar noch besonders zu notieren. Wozu? Versteht sie sich für den Fühlenden nicht von selbst? Muß es euch aber durchaus gesagt sein, nun, dann seht einmal das Pragmatische dieser Seif-al-Muluk-Geschichte, sowie der Erzählungen, die ihr unmittelbar folgen; die werden euch sagen, in welcher Verfassung sich Schahrjar befindet, und ob Scheherezade vor einigen Monaten noch es hätte wagen dürfen, mit solchen Tönen zu kommen, als wie jetzt. Seif-al-Muluk sucht die Geliebte in- und außerhalb der irdischen Erreichbarkeit, bis in das Geisterreich mit seinen Diamantenburgen, der Prinz Uns Alwujud[5] ebenso, und Geister, wilde Tiere fühlen mit solcher Liebe mit. Manur Alnissa[6] ist entflohen, Hajat-Alnufus[7] hat sich unter Drohungen ferngehalten, Abul Hassans Geliebte[8] ist mit dem Körper käuflich gewesen — und wie begreift Schahrjar nun trotzdem, daß man nicht nach der plumpen Äußerlichkeit des Tuns und Sichgebens urteilen darf, sondern

[4] Siehe denn auch 301. Nacht die Schilderung der Freude des alten Königs bei der Geburt Seif Almuluks. Alle Verbrecher werden befreit, alle Steuern erlassen; die Städte werden illuminiert, Feste und Ausspeisungen veranstaltet. Und beim Erlaß der einschlägigen Befehle spricht der König zu Fares, seinem treuesten Diener und Freunde: „Tue, wie ich befohlen, sonst — lasse ich dir den Kopf abschlagen!“ Und sie umarmen einander, beide von gleicher Seligkeit erfüllt.

[5] Nacht 346 u. f.

[6] Nacht 389 u. f.

[7] 367. Nacht u. f.

[8] Nacht 359 u. f. Inwiefern diese eben erwähnten Erzählungen alle als Beweisstücke den großen Zyklus von der Unzulänglichkeit des menschlichen Urteiles einleiten, haben wir bereits früher, Seite 120 und 136, auseinandergesetzt.

nach dem ernsten Geheimnis der Seele, und daß die Käufliche, die Abweisende, die Entflohene es ganz so wert sein kann, wie Gottes Engel, daß du dein Leben für sie hingibst und sie durch alle Welten suchst!

Aber schließlich ist es wahr: Schahrjar schweigt jetzt immer, wochen- und monatelang,[9] und da Scheherezade nichts von einem Dichter weiß, dem es vielleicht um seiner besonderen Zwecke willen einmal nützlich erscheinen wird, den König jetzt in seinem Schweigen zu erhalten, so frägt sie aus ihrer zunehmenden Unruhe heraus: „Was hat das zu bedeuten? Hat man ihn mir nicht wieder abspenstig gemacht, hetzt man ihn nicht, flüstert ihm nicht der Neid zu: sie will sich mit ihren Erzählungen herausschwindeln? Und diesen vermeintlichen Feinden, und den schrecklichsten unter ihnen, der vielleicht wieder geweckten Eifersucht, dem Mißtrauen und der abermals rege gewordenen falschen Scham in dem König, begegnet nun Scheherezade in der Geschichte der zehn Veziere,[10] in der sie zu einem so erschütternden Stolz emporwächst und ernst und in feierlicher Größe alle Göttlichkeit der Unschuld dem wankelmütig gewordenen Gewissen gegenübertreten läßt. Ist die Poesie Schwindel? Siehst du denn nicht: wer für die Familien zur Gefahr wird, treibt zu Revolutionen. Wer bist du, daß du mich bedrohst, während ich auf Gott vertraue. Nichts bist du in seinen Händen, und wenn du mich bisher nicht geköpft hast, ist's nicht aus dem Grunde deines Willens, sondern weil er es nicht gewollt hat. Und man frage sich selbst, ob Schahrjar bewegt oder gleichgültig den Sang von der kupfernen Stadt und die Epen von den Narrungen des Auges mitanhört, die Tragödien von der Trüglichkeit der Dinge, von der Unsicherheit des Verstandes, von den Irrtümern des Rechtes, von dem tiefen Bangen, das das Gewissen erfassen muß, und von der Gnade, als dem einzigen, das dich gut und schön macht und dir und der Welt die Ruhe und den Frieden des wirklichen Rechtes verbürgt. — Und wie nun Scheherezade die zarten Blätter dieser Gnadenrose ausstreut und ihr Ton dabei auf einmal wieder heiter ist: sagt es uns nicht die Empfindung, daß dies nur darum der Fall ist, weil die Düsterkeit sich von Schahrjars Gesichte wieder verloren und endlich wieder ein Strahl von Sonne über sein Antlitz geht?

[9] Von der 337. bis zur 497. Nacht.

[10] Siehe die Wechselreden alle zwischen dem Angeschuldigten, dem König und den Anklägern in dieser gewaltigen Geschichte.

XXVIII. Die Frage einer Einleitung.

Nochmals der „Perlenmund". (Seite 179.) — Die Geschichte vom Sperling und dem Habicht. (Seite 180.) — Die kritische Stelle. – Anderer Text bei Burton. (Seite 181.) — Wo paßt sie hin? (Seite 182.) Zu einer vorausgegangenen Tiergeschichte von der spezifischen psychischen Wirkung. (ibid.) Die Stelle, wo sich alles zueinander fügt und Schahrjar zu lachen beginnt. (Seite 183.) — Die Stunde des Glücks. (ibid.)

Mitten unter diesen Geschichten ist es nun aber ohne Zweifel die vom Perlenmund, die den König am meisten überrascht. In ihnen allen ist Witz, und die Fassung voll Zauber, und in allen natürlich auch die innere Schönheit der Materie, eben der Gnade, gleich. Sie zeigen, in wie mannigfaltigen und immer erquickenden Formen sich ein gnädiger Sinn kundgibt: ob man diese oder jene Emanation vor sich hat, immer ist die gemeinsame Quelle kenntlich, aus der sie fließt. Hier in der Geschichte vom Perlenmund gibt es aber noch ein Besonderes; denn ein letztes Mal nach gewaltigem Lauf kehrt die Kurve unmittelbar zur Justizübung des erbitterten Fürsten, also zum Anfang und Hauptgegenstand des Werkes zurück. Und rauh nach so vieler Heiterkeit wird denn auch alles wieder: der Stoff selbst, das Bild von der Straße, die Szene der Verhaftung, der Vorgang beim Urteil, und nun gar das Schauspiel, wie schon wieder der Scharfrichter erscheint. Da auf einmal, wo ist die Rauheit hin? Denn nicht mehr der Lümmel vom Dorfe, sondern verblüffend durch die Wucht seiner Empörung ruft der junge Araber: sowie einer ein Unrecht begeht, hat er nicht mehr Königscharakter, und nicht ich bin der Schuldige, den man bestrafen muß! . . . Aber nun Bedacht! Solche Anklagen und in solchem Augenblicke sind nicht das Höchste; sie sehen nur wie Mut aus, und es kommt vor, daß nur der letzte große Rausch von Wut und Verzweiflung angesichts des

Äußersten sie auf die Lippen drängt. Einzig die innere Freiheit ist der Prüfstein der starken Seele; und sieh da, wie plötzlich eine verklärende Heiterkeit niedertaucht und um das Haupt dieses jungen Arabers sich ausbreitet, daß er sich über die Schrecken des Todes in einer Art erhebt, vor der die Gewalt erbebt! Er — lacht; und indem er lacht, erzählt er seine und Scheherezadens Geschichte: Sperlinge sind wir in den Fängen der Habichte, die gefräßig und blutdürstig sind. Gleichwohl erzittere ich nicht, genug der Mittel hat das Geschick, um einen im äußersten Augenblick noch dem Tod zu entreißen. Warte, finsteres Gesicht, ob ich dich nicht doch zum - - Lachen bewege! O, wenn du nur menschlich wieder lachen kannst, entfliege ich dir und bin frei! . . .

Das ist der Inhalt dieser, von ertöteten Augen für ein bloßes „Geschichtchen" gehaltenen Geschichte. Alles Bisherige sublimiert sie, und zu strahlendem Scherz es erhebend, schwebt sie als silberne Blüte zuhöchst des gesamten Baus. Und nun frage man sich, wie sie auf Schahrjar wirkt; oder vielmehr, ob es denkbar ist, daß er auch jetzt in seiner wilden Verschlossenheit bliebe, wo ein so süßer und liebreicher Witz mit ihm persönlich endlich seine Spiele wagt. Er hat so lange geschwiegen und ist, wir haben es gesehen, eine Zeit wieder rätselhaft geworden; aber doch hat es der beschwingtere Ton Scheherezadens erkennen lassen, daß aus seinen Zügen wieder der sanftere Geist schaut. Denn wir dürfen es ja nicht vergessen, daß sie die immer Scharfäugige ist, die es versteht, in seinen Mienen zu lesen; und da hütete sie sich, ohne Not bei Tönen zu verweilen, wenn ihnen seine Stimmung allzusehr widersprach. Wenn sie also in der Lage war, ihre Geschichten von der Gnade mit ihren magischen Lichtern so in der Stimmung ungehemmt vorzutragen, so sagt dies für sich schon, daß er wieder der freundliche und freudige Zuhörer geworden war. Und war dem so, dann sollte das ihn nun belebende Gefühl nicht endlich wenigstens dort zum Ausdruck gelangen, wo das geliebte Weib das zum Gegenstande ihres zärtlichen Witzes machte, was so lange ihr Schrecken gewesen war?

Und nun vergessen wir einmal das Obengesagte und bemühen uns einen Augenblick lang, trockene Text-, resp. Konjekturalkritik zu treiben, bezüglich einer Stelle, von der wir glauben, daß sie hier an die Geschichte vom „Perlenmund" anschließt, während sie in den verschiedenen Ausgaben anderwärts hingestellt erscheint. Es ist die Stelle, die die Partie der Parabeln einleitet. Galland hat sie

ganz gestrichen, Burton, Henning und Mardrus lassen sie nach dem Roman Omars, Scharkans und Dul Makans folgen, und Weil hat sie ebenfalls weit weg von den eben behandelten Geschichten von der Gnade postiert. Denn bei ihm folgen auf diese Kapitel von der Gnade die offenbar innerlich nicht zugehörigen Geschichten des trägen Muhammed, des Ali Schir, des Iben Mansur und Dschaudar, und erst nach dieser letzteren folgt bei Weil die fragliche Stelle.

„Den König entzückte die wunderbare Geschichte Dschaudars, und er sagte daher zu seiner Gattin, als sie sich anschickte, eine neue zu beginnen: „O Scheherezade, bei Gott, deine Worte sind süß und deine Zunge ist sehr beredt. Erzähle mir nun auch einige Parabeln von den Vögeln und Tieren."[1]

Bei Henning und Burton lautet aber die Stelle wesentlich anders, nämlich: (Inselausgabe Band 3.)

„Da sprach Schahrsar zu Scheherezaden: ‚Ich wünsche, daß du nun etwas über Vögel erzählest.' Und da Dinarsad dies hörte, sprach sie zu ihrer Schwester: ‚Noch nie sah ich die ganze Zeit her vor dieser Nacht den Sultan leichten Herzens; und seine Freude gibt mir die Hoffnung, daß der Ausgang zwischen dir und ihm ein glücklicher Ausgang sein mag.' Aber den Sultan beschlich die Müdigkeit und er schlief ein. Und Scheherezade bemerkte das Grauen des Tages und fuhr nicht weiter fort in der verstatteten Rede. Doch als die nächste Nacht da war, begann sie die Geschichte mit den Worten . . ."[2]

Muß ich hinzufügen, daß der Weilsche Text hier ganz offenbar verstümmelt und falsch ist? Bei Burton ist die ganze schlichte Einfalt und Genauigkeit einer ursprünglichen und genauen Darstellung, bei Weil ist auf den ersten Blick kenntlich alles gekürzt und ad hoc appretiert.

Aber das nur nebenbei; ob dieser Übergang zu den Fabeln so oder so gefaßt und ob er ausgeweitet oder verkürzt ist, die wichtigste

[1] Anfang der N. 498.

[2] Bei Henning (Reclam) heißt es im Wesentlichen gleich, nur mit minderer Vertiefung in das Detail, Band IV, Seite 98: „Als Scheherezade ihre Erzählung (von Omar Alnuman) beendet hatte, sagte der König: ‚Ich möchte von dir auch noch etwas über die Vögel vernehmen.' — Scheherezade erwiderte: ‚Freut mich und ehrt mich.' — Da sagte ihre Schwester Dinarsad: ‚Mit Ausnahme dieser Nacht sah ich die ganze Zeit über den König mit beklommener Brust, nun aber hoffe ich, daß der Ausgang mit ihm ein preislicher sein wird."

Frage ist doch: wo gehört er wohl mitsamt den Fabeln hin? Zur Geschichte des Omar Alnuman?[3] Das ist ganz unmöglich. Es ist dies einer der wildesten und verworrensten Ritter- und Räuberromane, und auch nicht ein Moment in ihm vorhanden, das eine Befreiung und Erhöhung der Stimmung Schahrjars bewirken könnte. Im Gegenteil, wüst und niederdrückend ist alles von Anfang bis Ende, so daß gewiß im Laufe der Geschichte niemand auf den Gedanken zu geraten vermöchte, daß sie in ihrer Endwirkung Dinarsads Hoffnungen auf einen guten Ausgang befeuern wird. Und ganz ebenso steht es, wenn man die Weilsche Reihenfolge vornimmt. Ohne Zweifel ist die Geschichte Djaudars[4] in Idee und Ausführung großartig; und speziell in ihrer Einleitung gehört die Erfindung zu den überraschendsten und zugleich realistischesten der Literatur. Allein auch diese Erzählung ist trotz der mitspielenden Humore so düster und pessimistisch, daß sie unmöglich die Quelle der Befreiung des Herzens von lastenden Gefühlen und der Steigerung des Gemütes bis zur Freudigkeit sein kann. Außerdem ist zu bedenken, daß, wenn Schahrjar so plötzlich das Verlangen nach Tiergeschichten äußert, etwas vorausgegangen sein muß, wozu dann dieses Verlangen sich ebenso notwendig als natürlich assoziiert; und nun kommt weder in der Geschichte Omar Alnumans, noch in jener Djaudars auch nur das Geringste vor, was irgendwie den Anstoß zu einem solchen Wunsche gegeben haben kann. Mit einem Worte, in beiden Fällen fehlt die psychologisch-motivische Verkettung zwischen vorausgegangener Erzählung und nachfolgender Wirkung auf Schahrjar; und nun läßt sich nicht einmal sagen, daß es ein achtloser Dichter gewesen sein mag, der die Materien gedankenlos nebeneinander stellte, ohne jede Rücksicht auf einen zwischen ihnen herrschenden Konnex. Denn wohl hat es solche Sammler gegeben, und gerade die von Henning, Burton und Mardrus übersetzten Manuskripte sind ja die hiefür sprechenden Beweise; aber der Mann, der den Übergang zu den Tierfabeln niederschrieb, der gehörte ihnen nicht an! Denn aus diesen seinen Zeilen geht hervor, daß er bei ihrer Abfassung im Gegenteil sehr wohl an etwas dachte, das für die anderen nicht einmal bestand — und gerade der seelische Prozeß in Schahrjar war ihm gegenwärtig, wichtig und klar. Und wenn er sich demnach bewußt war, daß die ein-

[3] Henning B. III und IV, Weil N. 683 u. ff.

[4] Wie eben erwähnt Schluß der Nacht 497 und Anfang der Nacht 498.

zelnen Geschichten die Bestimmung hatten, die in dieser Seele bewirkte Gärung und Läuterung klug und angemessen bis zu dem jeweils erreichbaren Grade zu steigern, so konnte er unmöglich das schreiende Mißverhältnis hinschreiben, daß in Schahrjar just nach Stoffen voller Betrübnis, in denen alles in Blut watete, eine solche Erleichterung des Gemütes und die erste reine Freude entstand. Demnach nein! weder die Burton, noch die Henning vorgelegenen Manuskripte geben in diesem Punkte die richtige Reihenfolge; sondern man muß, um zu ihr zu gelangen, nach der Bruchstelle suchen, wo der Komplex dieser Tierfabeln nebst ihrer Einleitung, mit dem Vorausgegangenen sich in jedem Punkte natürlich und erklärlich zusammenfügt. Tut man dies aber und durchrüttelt die ganze Sammlung von Anfang bis Ende, so wird man wieder keine andere Stelle finden, als das Gnadenbuch mit dem „Perlenmund" als Abschluß, der so durchaus und restlos mit den Tierfabeln und ihrem Eingang zusammenschließt und direkt im Verhältnis von Ursache und Wirkung zu ihnen steht. Denn bis auf das letzte enthält dieser Übergang die Bestätigung, daß die Geschichte vom „Perlenmund" wirkte, und daß Schahrjar, von der strahlenden Keckheit Scheherezadens gefangen, genau so zu lachen begann, wie es dem Habicht in der Geschichte geschah. Und noch mehr: das Bild vom listigen Sperling und dem lachenden Habicht vor Augen, ist es so selbstverständlich und in der natürlichen Linie gelegen, daß er nach weiteren so kostbaren Tier- und Vogelgeschichten begehrt!

Aber nun noch einen Schritt. Denn, wenn uns dieser so einfache Zusammenhang klar geworden, wie blüht uns das, was die knappen Worte der wenigen Übergangszeilen nur andeuten, auf einmal zur lebensvollen und rührenden Handlung auf! Denn wie fügte sich nun alles? Es steht doch zwischen den Zeilen! Schahrjar lachte, und sein Blick, der bewegte Ton seiner Stimme sagte, daß jetzt ihm Scheherezade selbst sein süßer Perlenmund war. Er zog sie an sich, aber sie gelangte nicht zum Weitererzählen. Er entschlief, und nach so langen bangen Monden entstand in dem Gemach ein Flüstern und glückseliges Weinen: o wie anders war er endlich, gerührt, heiter, gut . . . Und daß wir den der Rettung nahen, gewandelten Schahrjar vor uns haben, den Mann, den nur ein kurzes Wort noch vom Frieden mit sich selbst und der Welt scheidet, das ist aus den nun folgenden Tiergeschichten zu ersehen.

XXIX. Die Parabeln.

Keine Geſchichten mehr. — Schrecken der „heiteren" Parabel. — Dein eigenes Rätſel willſt du? (Seite 184.) — Der Löwenglaube, den man geraubt. (Seite 185.) — Der Schrei aus Schahrjars Bruſt. (ibid.) — Die den Einſamen lockte. (Seite 186.) — Die ein Ruf in finſtrer Nacht zu dem Einſamen trieb. (Seite 187.) — Das Ende der 500. Nacht. (Seite 188.)

Denn Roman — Roman! Das wäre ja jetzt unerträglich! Und nicht heiter, nicht intereſſant, nicht jubelnd und triumphierend nach Art der gemeinen Naturen, die froh ſind, wenn ſie geſiegt haben, noch nach Art der gemeinen Handwerker, die immer nur in Parade kommen wollen, kann Scheherezadens Wort jetzt ſein. Und auch Schahrjars Sinn ſteht nach dieſer Perlennacht nicht nach Perlen. Was kann ihm Witz und aller Aufwand von Phantaſie und Farbe heute ſagen? Er iſt ganz aufgewühlt und ſucht nach ſich ſelbſt herum; er iſt ſich ſelbſt endlich Objekt geworden. Und darum weg mit den prunkenden, künſtlich deſtillierten und genial gekneteten Bildern, die eine Einbildungskraft zum Spiele nur hervorbringt. Und gib mich mir ſelbſt, kurz und ſcharf, wie in dieſer Parabel, über die ich geſtern noch lachte, und aus der heraus ich mich heute mit dem Habichtsgeſicht und den Habichtsaugen ſehe, deren Blick Entſetzen bewirkt . . . Ja mich ſelbſt gib mir, mit dem Rätſel, das ich mir geworden . . . Und ſo ſpricht Scheherezade in Form der Parabel, die nach ihrem Geſetz ſo ſchlicht und arm iſt an Handlung, und nichts als die Hülle, die dünne Einkleidung hat, durch die man das Herz der Erkenntnis ſchlagen und in all ſeinen bitteren Qualen ſich winden ſieht. Und in dieſer Form der Parabel alſo ſpricht ſie:

Dein Rätſel? Vergaßeſt du der Stimmen aus der Geſchichte Sindbads, der Stimmen der Tiere, welche es ſagten, was der Menſch iſt? Die wildeſte und blutigſte Beſtie auf Erden, ſagten ſie, iſt der Menſch. Und dein Rätſel? Du biſt einer, der an anderes glaubte. Da trieben dich die Menſchen in Blut und Mord hinein und in die wildeſte Einſamkeit . . .

Und sie erzählt die Parabel von dem Pfau und der Ente, dem Pferd und dem Löwen.[1] Welch ein Titel! Und wie komisch überhaupt, so eine Parabel, die seit Äsops und Lafontaines Zeiten das Präzipuum der Kinder ist. Doch der Inhalt! Erinnert man sich noch der Worte:

Ruh' ist und Frieden überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual?

Nun denn, die komische Geschichte von Pfau und Pferd, Taube, Ente und Löwe ist eine grandiose Erläuterung zu diesem Gedichte. Der Pfau hat sich auf eine einsame Insel im Weltmeer geflüchtet, um in Ruhe vor dem Menschen zu leben, und mit einer Feder, die hinter „Paul und Virginie" und dem „Landprediger von Wakefield" nicht zurücksteht, schildert der Dichter die Insel und erfüllt uns mit dem Eindruck, wie schade es wäre, wenn es ebenfalls verloren gehen müßte, dieses Paradies. Da kommt eine Ente herübergeschwommen, von der Insel nebenan, Entsetzen im Ton und im Ausdruck. — Warum denn? — Es naht der Mensch. — Dann kommt eine Taube geflogen, zitternd, kaum fähig zu reden. — Warum denn? Ein Nachen mit dem Menschen in seinem Innern schwimmt schon herbei. — Und jetzt rast in toller Angst, den Staub aufwirbelnd, ein Pferd heran — schon landet der Mensch an der Insel; und die ganze Natur, jedes Lebewesen schüttelt sich beim Erscheinen des Würgeengels in Todesangst; und in Worte kaum zu fassen, gellt durch die Lüfte derselbe Schrei, den Schahrjar selbst einst ausgestoßen, als er nach der Flucht aus seinem Lande mit seinem Bruder Schach Seman weltfern an dem Ufer des wilden Meeres sich geborgen glaubte, und plötzlich in lockende Gestalt gekleidet, die Pest und das Verbrechen, das Verderben — der Mensch vor ihm erschien . . . Da tritt auf einmal ein junger Löwe auf die Szene, einer, der Schahrjars Erfahrungen noch nicht gemacht hat, die Glieder geschmeidig, höchste Furchtlosigkeit und höchste Güte in seinen Augen, und voller Kraft. „Weshalb der Aufruhr?" frägt er. „Der Mensch, der Mensch naht'." lautet die Antwort. Da geht ein freudiges Leuchten über sein Antlitz und mit einer Stimme voller Zärtlichkeit spricht er: „Wie, der Mensch! Dieses Wundergebilde an Verstand und Kräften, dieses erhabenste Werk der Schöpfung, das einmal zu sehen der Wunsch war, der mich bis in meine Träume verfolgte — und ihr zittert davor? Wie freue ich mich, es endlich doch mit meinen Augen zu gewahren!

[1] 498. Nacht.

Wie liebe ich es! der Mensch, der Mensch!“ . . . Die anderen warnen: das Pferd ist nicht so stark wie du, aber auch nicht schwach, und zittert doch vor dem Menschen, das Kamel und das Ungeheuer des Meeres ebenso, und ebenso der Elefant . . . Doch das junge Löwenherz kennt die Kleingeistigkeit nicht und läßt sie reden, ist überglücklich, da endlich der Nachen landet, und dem entsteigt der Mensch . . . Und im nächsten Augenblicke ist der Löwe gefangen, er brüllt um Hilfe, und wird geschändet, gemordet; und erkennt es im letzten Atemzuge seines Lebens, wohin das innige Träumen und das Vertrauen in Paradieseswesen, wohin die Löwengüte und der Löwenglaube führt . . .

. . . Nun, Moderne, was sagst du zu dieser Parabel? König Schahrjar, es gibt eine, die von dem Beginne des Elends und der Wut, die auf deine Seele fiel, weiß.

Doch etwas anderes. Es war einmal einer,[2] der zog aus dem Löwenerlebnis die Folge, und wurde auch so ein einsamer Schahrjar, wie du. Nachdem er das Geschlecht kennen gelernt hatte, schätzte er es nach seinem Werte und entfloh dem menschlichen Anhauch, in ein Versteck, gleich dem Pfau und dem Reh . . . Wohl kann es aber schon passieren, daß gerade diese Geschichte einer innigsten Seele von den Menschen wirr und unverständlich genannt werden wird. Denn da fehlt scheinbar oft zwischen den Kettengliedern die Verbindung, dann gibt es Ansätze, die nicht fortgeführt scheinen, Motive, die der dumpfe Sinn nicht auffangen und fortspinnen kann. Denn was ist ihm eine Erzählung? Eine gedankenlose Unterhaltung, während das rege Herz in ihr die ewige Erneuerung seines Leides erkennt. So blick denn her auf das Bild: da taucht der Einsame eben in seinem Versteck auf, einem heiligen Antonius ähnlich. Er ist erkrankt, und ein junges Weib, das erscheint, spricht mit falschen Stimmen zu ihm.

Zuerst mit der Stimme der Nützlichkeit: Warum willst du allein sein? Laß mich zu deiner Pflege bleiben, die dir so notwendig ist. Und nicht als Weib bin ich hier, nicht mit dem, wodurch ich Weib bin, will ich dir dienen. Kannst mich als Instrument zu dem bestimmten Zweck nur betrachten. Meinen Dienst im Krankheitsfalle anzunehmen, berührt nicht dein Prinzip.

Er kennt die Einschleicherart. Du bist schön, spricht er. Was treibt die Schöne aus der Welt zu mir?

---

[2] Weil 500. N. Henning B. V, Seite 18.

Und da quillt die Wahrheit hervor. Freilich, wenn du genesen sein wirst, wirst du mein Mitleid nicht mehr brauchen.

— Und wirst doch bleiben?

— Ja.

— Als was?

Sie lächelt verschämt und blickt zu Boden. Mein Gott, bin ich nicht mehr Mitleid, so werde ich wieder Frau . . . Aber sie erschrickt bei dem voreiligen Geständnis und flüstert: Nein, nicht deiner Einsamkeit will ich dich entreißen; bleibe in deiner Feindseligkeit gegen alles, was Mensch ist, aber laß mich bei dir bleiben. Leib an Leib gepreßt, wirst du in meinen Armen ausruhn und in mir die wahren Wonnen des Daseins auskosten. Ich sehne mich so nach dir! Schahrjar, bin ich nicht schön?

Und da brüllt der Einsame auf. Ja, Weib, ich erkenne dich. Leise und süß, mit der Stimme des Mitleids beginnt es, und schließt mit einem solchen Aufheben des Geschlechtlichen in dir. Hinweg! Denn da ist sie, diese Metamorphose der heiligen in die unheilige Liebe! — Und die brennende Sehnsucht nach Keuschheit, die in dem Leben des Orientalen eine so große Rolle spielt, diese Sehnsucht, die ihn zur Schaffung des Harems verführte und die in Schahrjar nur noch grausigere Formen angenommen hat, als sie Othello uns zeigte — diese lechzende Sehnsucht ruft: Weib, bist du denn nur Körper? Kannst du nie ganz Seele sein, nie vergessen, daß du Weib bist, und das Leben des Mannes mitmachen als Gefährtin, als denkendes, nicht als triebhaftes Geschöpf?

Was sagt Schahrjar dazu? Nun lehnt sich die Erzählerin leise an ihn und flüstert: Glaubst du mich von dieser Art? Meinst du, auch ich sei dahergekommen, um mit meinem Körper dich zu ködern, und dich zu locken: vergiß das dir Widerfahrene, vergiß, daß die Welt schlecht ist, hole die Genugtuung an meinem weißen Körper, ersäuf' allen Schmerz in meinen Armen, und lass' das Zusammenspiel von Zeugungswerkzeug hier und Empfängnismaschine da, den Inbegriff aller Daseinswonnen sein?

Aber so ist es nicht. Höre, die Fortsetzung — oder etwas anderes, wie es dir eben zu sein scheint. Als der Einsame dort oben die Freche, die ihn mit buhlerischen Gedanken von sich selbst wieder entfernen wollte, wegtrieb und wieder das Alleinsein ihn umstarrte, da erwachte plötzlich in weiter Ferne jemand mitten in der Nacht. Denn eine Stimme rief: Wach' auf und mach' dich auf

den Weg, denn dir ist es bestimmt, zu dem Einsamen, der dort oben leidet, zu wandern. Und die Person, der so das Wort der Bestimmung in tiefer Nacht kundgetan wurde, das war —

Und mit einer Stimme, die ein unirdisches Lächeln begleitet, flüstert Scheherezade, indem sie sich wieder sanft an Schahrjar lehnt:

Es war ein alter Mann . . .

Das heißt, es war kein solcher, und überhaupt kein Mann, sondern auch ein Weib wars, ich oder eine andere; und dieses Wesen begann den Weg zu suchen, der hinaufführt, und vernimm, was es sah. Denn zur Mittagszeit, im heißen Sonnenbrande, geriet es an eine Quelle, aus der das Tier, das man gewöhnlich das wilde nennt, seinen Durst zu löschen pflegte; da ließ sich das Wesen, dem die Berufung geworden war, nieder, um zu trinken und auszuruhen. Doch wie nun das Tier herankam, und das fremde Wesen an der Quelle erblickte, da ging ein Schauder durch die Reihen selbst der Tiere, und sie schrieen: „Ein Mensch! ein Mensch!" ganz wie du Schahrjar es einst getan hast, und ergriffen entsetzt die Flucht. Da ward der Berufene des Sinnes seiner Berufung inne, und er versagte sich den Trunk, als die Tiere so vor ihm herflohen, weil er fühlte: mit welchem Rechte will ich die arme Kreatur erschrecken und ihr auch nur eine Sekunde rauben ihres Tages? Und er rief ihnen nach: Kehrt zu eurer Quelle zurück! Eher will ich in Glut und Gefahren umkommen, oder in der Sonne, die das Land ausdörrt, verlechzen, als daß ich tränke, während ihr in Schaudern entbehret. — Und er ging weiter den steinigen Weg zu dem Verdüsterten; und als er zu ihm hinkam und dieser sagte: weshalb kommst du und was bringst du? da antwortete er: ich bringe mich selber als Opfer. Ich bringe dir Mitleid mit deinem Leide und Mitleid mit jeder, auch der menschlichen Kreatur.

Und wie sie so spricht, — es ist gerade die fünfhundertste Nacht ihres Beisammenseins — da gewahrt Scheherezade, wie Schahrjar das Haupt neigt und endlich, endlich eine Träne seinem Auge entquillt. Dann umklammert er ihre Hand und spricht: O Scheherezade! Welch ein vergänglich Ding ist das Königsein! welcher Schrecken erwartet mich, wenn es endet! Wie bereu' ich! Wie hast du mich das Hinschlachten sovieler Frauen und Mädchen bereuen gelehrt!

XXX. Nach der 500. Nacht.

Die bisherige Kette. — Der einheitliche Plan des Werkes. — Der weitere Bau. (Seite 189 und 190.)

Also nicht ein zufälliger Einfall des Dichters, sondern tiefste künstlerische Bewußtheit läßt es nach langer, sorgfältiger Vorbereitung zu diesem Worte Schahrjars kommen, und es ist ebenso seltsam als beklagenswert, daß der Kritik das Organ fehlte, dieses doch so klar hingeschriebene Wort zu sehen. Es folgt eine Parabel, an deren Schlusse es heißt: „O, Scheherezade, du überschüttest mich mit Beispielen, die mich mahnen; weißt du noch solche Parabeln?“[1] Sie fährt fort und der König spricht: „O, wie schön! Weißt du noch eine Geschichte — eine von der echten Freundschaft und von ihrem Drange, Rettung zu bringen in Not und Tod?“[2] Scheherezade weiß eine, und erzählt die Geschichte von Katze und Raben; bei der aber wurde, wie unten in der Note gesagt, die Sache Denkern wie Weil langweilig; denn er brach mit den Worten ab, daß der König auch „durch diese Geschichte seiner Gattin sich ergötzt“ gefühlt habe.[3] In Wahrheit geht es ja aber noch lange weiter, denn im tiefsten Innern aufgewühlt, und sich entrüstend all des ekeln Schorfs der Vergangenheit, kann sich Schahrjar nun gar nicht sattrinken; und jeder Blick ist ein Flehen, jeden Laut begleitet ein Druck der Hände: „O, Scheherezade, du hast mich an so vieles erinnert, was ich versäumt, mich zu etwas wieder erweckt, um das mich zu kümmern ich bereits verlernt hatte. Erzähle weiter, möchtest du nicht?“ . . . Was? „Etwas ähnliches!“[4] Denn nur danach verlangt er jetzt, und so ist es ein ganzer Zyklus, in dem Scheherezade von Freundschaft, treuer Freundschaft, lockerer, trügerischer und treuloser Freundschaft handelt, und alles das hat für die Kritik nicht existiert! Ich aber glaube jetzt sagen zu können, daß das eigentliche Problem in Tausend und Einer Nacht gelöst ist: der seelische Prozeß in Schahrjar ist aufgedeckt und

[1] Henning V, S. 25. Bei Weil fehlt bereits diese ganze Partie mit der ganzen hinreißenden Entschleierung der Wirkung auf Schahrjar!

[2] Henning, ibid. Seite 42.

[3] Weil, Ende der 500. Nacht.

[4] Henning, ibid. Seite 53.

damit dasjenige geklärt, was das Vielfache zu einem Körper macht und das Zerstückelte zu einer Einheit erhebt. Es ist mit einem Worte eine geschlossene Kette, die von Anfang bis hieher führt, und die Auffindung des Zusammenhanges gestaltete sich nur darum so schwierig, weil die ganze Stoff- und Gedankenmaterie außerhalb der gewohnten Roman- und Dichtungsmotive, in Gebieten lag, die der professionellen dichterischen Tradition ferne waren. Da mußte die Nachsuchung immer zwischen vielen täuschenden Lichtern hindurchgehen, zwischen dem vielfach verwirrenden Glanze, der aus anderen Quellen kommend, oft über jedem Wegteile lag. Er kam bald von rechts, bald von links, und führte freilich so oft abseits der Richtung, in der das wirkliche Ziel lag. Und wenn nun alles weitere bereits ein zusammenhangloses Wirrsal von aufeinander gehäuften Geschichten wäre, so müßte man sich doch schon sagen: Tausend und Eine Nacht ist ein, von einem Genius aus Bausteinen, die eine Jahrhunderte lange Produktion lieferte, nach einem einheitlichen Plan angelegtes und genial geordnetes Werk. Allein die ordnende Hand ist noch nicht erstarrt; und wenn es für Augenblicke scheinen mag, die Geschlossenheit wäre zu Ende, so findet man sich doch rasch wieder zurecht und erkennt, daß der Plan weiter geht.

Dieses Weitere beschäftigt sich aber stofflich wie gedanklich meist wieder mit Materien, die die Poesie gerne aufzusuchen pflegt. Da werden sich denn Leser und Kritiker auch wieder auskennen, und ich darf die nähere Beleuchtung einer späteren Zeit überlassen, oder auch Kräften, die frischer sind, als ich. Denn ich bin nicht mehr jung und kann nicht wissen, ob es mir gegönnt sein wird, dem großen Werke bis an sein Ende der treue Freund und Erlöser bleiben zu dürfen, wie bisher. Allein das ist es, was mich mit Beruhigung erfüllt, daß es jetzt kaum noch meiner bedürfen wird, um Inhalt und Organisation auch des zweiten Teiles mit dem nötigen Verständnis darzustellen, da die ästhetische Literatur Deutschlands wie mit ihren Fähigkeiten so auch mit ihrer hingebungsvollen Liebe nie kargt, sobald sie sich einmal überzeugt hat, daß ein mit Unrecht vernachlässigtes dichterisches Erzeugnis uns und unserer Zeit näherzubringen und in seinen Rang wieder einzusetzen ist. Darum will ich nur noch in Kürze die Umrisse dieses zweiten Teiles behandeln und dann von diesem Werke Abschied nehmen, das mir durch so viele Jahre Gegenstand der heißesten Liebe war.

XXXI. Der zweite Teil von 1001 Nacht.

Geänderte Art der Komposition. (Seite 192.) — Geändertes Thema. (Seite 192.) — Fluch der Polygamie. (Seite 193.) — Der Tod der Familie. (Seite 195.)

Man könnte das Bild gebrauchen, daß der erste Teil bis zur 500. Nacht einer in Erz gegossenen Vase gleicht; da ist alles ein Stück und schier lückenlos, alles in ein unzerreißbares kausales Verhältnis gebracht. Mit dem zweiten Teil ist es anders; was Volk und Rasse in Jahrhunderten an Erzählungsstoff zusammengebracht, band da der Ordner zu einem gigantischen Strauß, der nun dem ersten tragenden Gefäß in üppigster Schönheit entblüht. Solche Formen der Anordnung, solche Verschmelzungen verschieden organisierter künstlerischer Bildungen sind uns ja nicht neu. Es gibt Chroniken, die zu Hymnen; Hymnen, die zu historischen Urkunden wurden; Urkunden, die plötzlich den visionären Ton einer Legende annahmen. Oder — denn diese Mischungen kommen überall vor — es gibt Knäufe, wo aus einem Schlangenleib unerwartet ein Menschenhaupt herauswächst; oder aus Dur-Tönen werden klagende Gesänge, aus schweren Massen schlanke Minarette, zur letzten Feinheit verflüchtigt; aus den festen klaren Strichen, wie der Weber sie oft auf einen Teppich hinwirft, eine Basis, auf der ein Wirrsal asymmetrischer Linien und Farben ruht. In der gleichen Weise hat der Orient hier ein Werk, sein allergrößtes, gestaltet, indem sich an den Charakter leidenschaftlichster Zusammenfassung eine ebenso liebliche als lose und bunte Freiheit in der Anordnung des Stoffes reiht.

Nun aber wiederhole ich, daß dies nicht etwa so zu verstehen ist, als ob die Masse einfach und ohne jedes Organisationsprinzip zusammengeworfen wäre; sondern es gibt im Gegenteil auch hier feste, klare Leitgedanken, die noch dazu um so erkennbarer sind, wenn man im Auge behält, was die Seele des ersten Teiles ausmachte,

und zu welchem Schlusse er kam. Es handelte sich in ihm um einen Mörder — und er wird nicht mehr morden; es handelte sich um Willkür — sie wird nicht mehr willkürlich sein. Es handelte sich aber um noch etwas: um den Mann, der die Frau hassen gelernt und den sie um alles Glück gebracht hat, und da bleibt also für Scheherezaden noch eine Aufgabe zu erfüllen. Oder hält man ihr Werk wirklich schon für bis ans Ende getan? Nein, eben nur der Mord ist zu Ende und eben nur die Willkür ist besiegt und beseitigt, und das ist freilich ungeheuer viel; denn nun hat das Volk seine Ruhe, und noch mehr, es hat seinen guten und gerechten König wieder. Aber unerfüllt blieb doch noch eine Pflicht des Romans — aber auch eine Pflicht desjenigen, der es unternimmt, den Königen und Völkern Führer und Wegweiser zu sein. Die erstere Pflicht ist so einfach! Der Roman verlangt nämlich einen logischen Abschluß; und fehlt dieser Abschluß, diese restlose Auflösung der in ihm aufgeworfenen Probleme, dann bekommen die Dichter eine schlechte Zensur. Die Welt muß darum freilich noch nicht untergehn, aber besser ist besser; und so dürfen und müssen wir ja fragen, ob denn nichts vorhanden ist, bezüglich dessen man sagen könnte: hier blieb dem Dichter noch zu tun? Und sieh' da, er würde, wenn er noch lebte, wohl selbst lächelnd mit dem Kopfe nicken und sagen: Ihr seid vergeßlich, dem König schulde ich noch etwas, was die Regel meiner Profession verlangt, nämlich sein Glück. Da ich davon ausging, daß er durch die Untreue der Frauen zum tödtlichen Hasser des ganzen Geschlechtes geworden, so mußte ich, um nicht von unseren Professoren allzu hart getadelt zu werden, ihm diesen Haß wieder nehmen — und das habe ich nun in einem gewissen allgemeinen Sinne getan. Allein er haßte die Frau nicht nur, er war auch unglücklich, und wenn sich die Linie wieder schließen und eine vollkommene restitutio in integrum eintreten soll, dann muß ich ihm nicht neutrale Gefühle bloß, sondern die Liebe zu der Frau und sein Glück in dieser Liebe zurückgeben — und dieses feste, ja vermehrte und in aller Lebenszeit nicht mehr zu erschütternde Gefühl des höchsten Glückes, weil des höchsten Vertrauens und der höchsten Liebe, hat er ja noch nicht. Nur das spricht jetzt in ihm und ist mit gewiß unvergänglicher Schrift in sein Herz eingegraben, daß eine Frau es ist, die ihn zur Erkenntnis der Königspflichten zurückführte und dem Wahnwitz entriß. Aber Glück? Das besteht noch aus etwas anderem. Wohl können Erkenntnis und Verstand zur Resignation empor-

führen; sie können lindern, abdämpfen, und unter dem Einflusse kühlender Gewöhnung kann das Vakuum im Herzen erträglich werden. Jedoch Glück? Glück in diesem Falle heißt Wiedergewinnung dessen, was man verloren, und wenn man das gelitten hat, was Schahrjar erfahren, heißt glücklich sein . . . Aber lassen wir diese Kasuistik in einer Sache, die dessen gar nicht bedarf. Es ist ja so einfach; ist denn Schahrjar mit Scheherezade denn schon so weit? Sie ist die gute Lehrerin und er ist sich bewußt, was er in ihren Händen geworden; aber wie er sie in Dankbarkeit bewundert, ist es doch auch möglich, daß die Ahnung in Erfüllung geht, von der sie so oft gesungen: mir wird deine Dankbarkeit und Bewunderung bleiben, dein Herz und dein Körper aber anderen zugesellt sein. Denn das ist der Fall, der überall möglich ist, nirgends aber so sehr, wie in der Welt des Mohammedanismus, der es gestattet, daß der Mann sich mit vielen Frauen umgibt; und habe ich dir den Haß gegen alle genommen, wie leicht führt dich deine Sitte und dein Blut dann wieder von mir weg und allen zurück . . . Und halt, ich verstehe, man wird mir lächelnd sagen: wenn das geschieht und Schahrjar sich wieder von Scheherezade abwendet, dann wird das für sie ein Unglück sein; aber für ihn? Er wird doch bei einer anderen, oder sogar bei vielen in seinem Harem wieder sein Glück finden . . .

Und da richtet sich Scheherezade auf und spricht, ernst, wie sie vielleicht bisher niemals gesprochen hat:

Nein! Und nicht um mich allein und mein Einzelschicksal, sondern um dich, mein König, und um dich orientalischer Mann überhaupt geht es! nie wirst du auf diesem Wege glücklich werden. Denn die verborgene Quelle alles unseres Unglücks, das ist die Polygamie. Denn es gibt kein Glück außer in der Familie, und es gibt keine Familie, keine Erziehung, keine Überwachung der Entwicklung des Menschen; keine Stählung und Disziplinierung der Geister; keine Bändigung der Temperamente, keine Immunisierung gegen blitzartige Einflüsse, keine Fernhaltung schnell geborener, schnell verpuffender Gefühle, kein Gesetz für die Empfindung, keine Stetigmachung des Willens, keine Schaffung der festen stillen Wege für die Wirkung von Gesetz und Erkenntnis, als nur in der Liebe zu der einen Frau, die die Mutter der Kinder aus der einen Ehe ist. Suche eine, wähle sie, ergründe ihre Seele, und sie wird deine Freundin und Gefährtin sein. Mach dein Haus zum Gestüt und wechsle täglich mit den Betten und Depositionsstätten deiner Liebe,

und du haſt die Rivalität mit allen ihren Bitterniſſen und Häßlichkeiten, mit allen den von ihr bedingten Unſicherheiten und Unſtetigkeiten im Hauſe, bis hinauf zu den Schreckniſſen, die ſolch ein Zuſtand zu erzeugen vermag. Sobeide iſt ſo ſanft, den mörderiſchen Schweſtern ſogar iſt ſie die perſonifizierte Nachſicht und Güte — und wie ſie im Harem eiferſüchtig wird, befiehlt ſie, der Favoritin Opium zu geben, und nur durch ein Wunder entgeht Nur-ul-Kulub dem Tod. Dort in der erſten Geſchichte unter dem Palmenbaum ſahen wir eine Frau, die der Gatte hinter der anderen zurückſetzte, und da folgte ſo eine Geſchichte, wie wir ſie in Tolſtojs „Macht der Finſternis“ ſehen, und wie ſie auf dem Lande, im Bauernvolke heute noch ſo häufig vorkommt. Denn da weiß man eine kluge Frau, die ein Mittel hat, das man mit Namen nicht nennt; man heißt es bloß „etwas eingeben“; und von der kauft man es gegen geringes Entgelt für die Rivalin. Nur ſind im Harem, im Hauſe der Ehe mit vielen Frauen, immer auch ſolche kluge alte Frauen vorhanden, ſo daß man ſie nicht erſt zu ſuchen braucht; und aus Groll über die Zurückſetzung erſinnt man dann für die Beglücktere um ſo leichter den Tod. In Kamaralſamans Leben wiederholt ſich die Geſchichte des Grafen von Gleichen; eine früh verlorene und eine ſpät gewonnene finden ſich zuſammen an ſeiner Seite, und ſeltſam! ſie ſind ſich nicht feind. Aber kann es denn ſo dauern? Iſt es möglich, daß in keinem der beiden Herzen ein Stachel zurückbleiben ſollte, eine Unbefriedigung, die fortſchwärt, trotz aller äußerlichen Masken der Heiterkeit? Und auf ſtill verborgenen Wegen wandelt ſich das in den Herzen beider zum freſſenden Gifte, deſſen Wachstum im Harem auch noch die Umſtände begünſtigen. Denn wer findet ſo leicht Eingang in das Haremgemach der einen, als das Söhnchen der anderen, wen kann man ſcheinbar ſo unegoiſtiſch ans Herz drücken, mit wem mit mütterlichtuendem Gefühl täglich wieder ſpielen, als mit dem Kinde aus dem fremden Schoße. Und dann lullt man ſich ſelbſt in den Glauben ein, daß nicht die Sexualität ſpreche, ſondern daß es eben ja nur ein unſchuldiges Spiel ſei — bis eines Tages in jeder der beiden ſtill Unbefriedigten, in greulichen Flammen die Liebe zum Sohne der anderen zum Vorſchein kommt.

Und anderſeits der Mann! Die Sklavin nicht kennend, die er kauft, mit dem Weſen unbekannt, das er zur Frau nimmt, und immer nur raſch durch einen Blick, einen Ton, ein Bild, das er irgendwo auf einem Seidentuch eingewoben geſehen hat, entzündet,

ist er immer der Romeo, der sofort liebt, aber immer auch der Unglückliche, der nicht weiß, wen er an seiner Seite hat, und der darum von Mißtrauen zerfressen und jedem Hauch eines Verdachtes zugänglich, die Frau verunehrt, mißhandelt und zum tödlichen Schwerte greift. So Harun-al-Raschids Sohn, so der Mann in der Geschichte vom zerstückelten Leichnam; und was ist unter diesen Umständen die Frau? Ihr singet ihr Orientalen heißer als je eine andere Welt Liebeslieder zu Anfang, aber kürzer als je in einer anderen ist es ihr gegönnt, in eurem Leben ein wirklicher Faktor zu sein. Was sind alle Puppen, zu denen Nora in ihrem Puppenheim die Frau entwürdigt sieht, verglichen mit dem Puppenleben der Frau in diesem orientalischen Hause? Da gibt es keine Gefährtin eures Schicksals, keine Freundin eurer Seele, kein mit euch gegattetes und unlöslich verschwistertes Geschöpf; und keine süße Gewalt, die zu dem Sohne, wenn er die Knabenjahre verlassen, mit der Würde der Freundin des Vaters sprechen könnte und ihn zu halten vermag. Darum die vielen Beispiele von Söhnen in diesen Geschichten, die sich vor der väterlichen Autorität beugen und sie zum Gesetz nehmen, während es nur so wimmelt von Müttern, die sanft, klug, mit allen Furchen des Grams und der Erfahrung in der Seele wie im Gesichte, mit Bitten und Beschwörungen den Söhnen zureden, ohne über sie mehr zu vermögen, als es jeder anderen Dienerin möglich sein mag.

Und da sieht man denn, wohin die Richtung geht, wenn Scheherezade den zweiten Teil des Werkes gleich mit einer wahren Galerie von Frauenbildern einleitet, die ohne viel Advokatie und ohne die Umwege der Rhetorik und Kasuistik, durch sich selbst dem Orientalen vor Augen führen: Mann, was tust du? Wie kann dir, wenn du das Glück hast, solch eine Frau zu finden, der Sinn nach anderen stehn?

Man sieht aber auch, daß Scheherezade wiederum nicht selbstisch ist, wenn sie um ihr Glück kämpft, und daß es ihr eben auch um mehr geht, als um Schahrjars individuelles Glück. Nein, es ist ein großer und im höchsten Sinne nationaler Dichter, mit dem wir es hier zu tun haben, wie ihn eine Rasse nicht alle Tage hervorzubringen vermag. Abschluß des Schahrjar-Romans? Pflicht, dem Manne, der seiner Aufgabe zurückgegeben ward, nun auch sein bißchen privates Glück zurückzugeben? Ach, da seid ihr mir aufgesessen, Kritiker und Leser, wenn ihr das Wort ernst nahmet; denn das sind Abzirkelun-

gen, wichtig und notwendig vielleicht in den Augen von euch Handwerkern und Kärrnern der Kunst. Hier handelt es sich um ungeheuer viel mehr! Wie ohne Recht ein Bestand für König und Volk nicht möglich, so ohne Familie kein Glück, weder für den König, noch für das Volk; und wie, sobald Willkür herrscht, sie das eine reine Recht ertötet, so tötet die Polygamie die Familie, und mit ihr alle Bedingungen des Glückes. Und so folgt denn auf die Geschichten, in denen Schahrjar sagt: „Scheherezade, ich werde nicht mehr töten" und „Scheherezade, es ist eine Freundin, nach der ich einsam Gewordener verlange" — es folgt, sage ich, das Bild solch einer ergebenen Freundin: die Geschichte der Königin Giauhare (oder Gülnare) und ihres Gatten, eines Kaisers von Persien.[1]

[1] N. 501 u. ff.

XXXII. Die Bringerinnen des Glücks.

Giauhare. (Seite 197.) — Ali Baba und seine Heldin. (Seite 198.) — Der Humor in Ali Baba (Fußnote). (ibid.) — Die gemarterte Braut. (Seite 199.) — Die diamantene Statue. (Seite 200.) Ring und Frau (Die Maaruf-geschichte). (Seite 201.) — Nie sollst du mich befragen (Fußnote). (Seite 202.) — Die Frau einer besseren Zeit. (Seite 203.) — Die Erzählungen von verstoßenen Frauen. (Seite 204.) — Die Welt, in der Scharkan unter-geht. (Seite 205.)

Aber ich habe gesagt, daß ich nur noch die Konturen zeichnen werde. Giauhare, als Prinzessin geboren, ist in Sklaverei geraten, und man lese, wie sich ihre Würde kundgibt, da man sie an den Kaiser von Persien verkauft. Sie schweigt, lächelt nie, verbleibt ein Jahr lang statuenhaft stumm an der Seite des Königs, der sie trotzdem unsäglich liebt und nur den einen Schmerz hat, daß sie nicht einmal durch einen Blick zu erkennen gibt, daß es ihr Freude macht, wie er sie liebt. Und so sehr ist sie ihm alles, daß er unent-mutigt durch ihre starre, stumme Melancholie, allen anderen Frauen entsagt. Und da — es ist entzückend, wie die Erzählerin dies malt — lächelt sie endlich, und es ist hinreißend, wie das ihr lieblich-strenges Gesicht verschönt. Und dann flüstert sie etwas, und schließ-lich betrachtet sie den Gatten mit feuchten Augen und spricht: Du gabst mir meine Würde, kanntest nur mich und machtest mich zu deinem Weibe, und jetzt bin ich dir Freundin und liebendes Weib . . . Später zeigt sich, wie diese starke und stolze Freundin in Tagen der Not auch die kluge Vormünderin des Sohnes und Schützerin seines Thrones sein kann.

Es folgen dann Bilder aller Formen weiblichen Charakters und Wertes, bis hinauf zum Programmatischesten und Sublimsten, so daß man sich zuweilen mehr in den Kreisen der modernen Tendenz-dichtung, als inmitten so alter und entlegener Hervorbringungen

glaubt. Morgiane in Ali Baba und die 40 Räuber[1] scheint zunächst schneidige Soubrette der nachmolierischen Zeiten, bis man durch den Flitter all der Lustspielschablone das Wesen herausfindet, das sich niemals nach den Künsten ihres Scharfsinns umsieht, sondern immer tätig, immer selbstlos, immer strenge, noch zu einer andern als zur lächelnden Beurteilung herausfordert, indem sie wacht und sorgt und alles in acht hat, und ohne viel zu fragen und nichts für sich verlangend, immer für andere denkt.

[1] **Der Humor in Ali Baba.** „Ali Baba und die 40 Räuber" ist nebenbei bemerkt das Meisterwerk einer eigenen Technik. Der Dichter nimmt einen Stoff, der roh und barbarisch ist von Anlage, und macht aus ihm, ohne an dem Ernst zu ändern, durch die Art, wie er das Nebensächliche behandelt, ein Prachtstück blendenden Humors. Denn da vollzieht sich dieses Nebensächliche immer in unwahrscheinlichen Formen und Linien; immer spazieren die Dinge sozusagen auf dem Kopfe herum; und dabei wird alles in einem so mystifizierend ernsten Tone vorgetragen, daß der Leser aufsitzt und den Spaß, den der Dichter sich mit ihm macht, nicht merkt. Z. B. in der Nähe der Stadt draußen gewahrt Ali Baba inmitten einer Staubwolke goldene Helme. Auf wen wird man raten? Auf den König, auf Generäle? Ali Baba rät auf — Räuber, und richtig sind es die. Er ist bekanntlich bettelarm, es ist schrecklich, wie er in seinen Fetzen aussieht; hat er Grund die Räuber zu fürchten? Er tut es und läuft davon. Seine Frau leiht sich bei der reichen Schwägerin ein kleines altes Blechgefäß aus; kann das jemandem auffallen? Der Schwägerin fällt es auf. Sie grübelt, wozu man drüben das wertlose Gefäß brauche. Nun, zum Suppenkochen, zum Wassertrinken oder zu weiß Gott sonst was. Die Schwägerin denkt anders, ihr fällt ein, man könnte es zum — Geldzählen benötigen, und richtig ist es so. Und so geht es fort. Da bringt Ali Baba die beiden Hälften des entzweigeschnittenen Bruders aus der Räuberhöhle, wo er sie gefunden, heim, und die Schwägerin empfängt ihn in Aufregung: „Was ists mit Kassim?" Er antwortet: „Mit dir kann man ja nicht vernünftig reden — gleich machst du ein Geschrei." Nun bereitet er sie vor — wieder ein Stück seltenster Marc Twainscher Drastik — und dann kommt die Schwierigkeit, den Entzweigeschnittenen zu begraben, ohne daß Gerede entsteht. Was tut man da? Ali Baba ruft: „Halt, ich habe eine Idee." Was für eine? „Wir rufen Morgiane, denn die — hat immer eine Idee." Und nun folgt der Höhepunkt dieser Darstellungsweise, denn Morgiane hat wirklich eine Idee, und geht zum alten Schuster, dem sie die Augen verbindet und den sie dann straßauf, straßab bis zum Hause führt. Nach der Zusammennähung des Toten wird er dann wieder mit verbundenen Augen zurückgeleitet, und wie belustigt sich nun der Dichter selbst über diesen alten Schnickschnack von Erfindung, auf dem ihm nun wieder einmal das geehrte Lesepublikum hereingefallen ist! Denn später, als auf der Nachforschung nach Ali Baba der erste Räuber in die Stadt kommt, stößt er gleich auf den Schuster, der ihm auch gleich von dem gestrigen Abenteuer erzählt. Und nun der Räuber sagt: „führe mich zum Hause", erwidert der Alte:

Es gibt eben Selbstlosigkeit im Frauengeschlecht. Daulet-Chatun in der Geschichte des Juweliers Hassan von Balsora[2] ist der lautersten Freundschaft und Treue fähig gleich einer Schwester, und zerstört den Glauben, daß zwischen den Geschlechtern kein anderes Gefühl als das geschlechtliche Platz haben kann. Die Geschichte, die so nichtssagend die „Geschichte der beiden Liebenden" betitelt ist,[3] handelt von dem Elenden, der ein ihm verlobtes Mädchen zu Tode martert. Er sieht nicht, wie er ihr mit seinen roh zur Schau gestellten Schmerzen um eine andere stückweise das Herz zerfleischt, und wie sie sich für ihn opfert und buchstäblich aus Gram über seine Seelenblindheit zugrunde geht. Sterbend noch segnet sie ihn, findet nicht die Kraft, ihn anzuklagen. Alles dessen ist also die Frau fähig.

„So mit meinen Augen würde ich den Weg nicht mehr finden; aber wenn du mich in den Zustand versetztest wie gestern, und mir ebenfalls die Augen verbinden, ist es denkbar, daß ich mich auskenne" . . Und richtig! 581. Nacht, mit verbundenen Augen findet er den Weg wieder, den er mit den sehenden nicht zu finden vermag! . . . Und das schönste: wie sehr der Dichter uns so narrt und gängelt, führt er uns doch auch mit festen Griffen in den tieferen Fond der Charaktere und in den Lebensernst hinein, an dem es der Geschichte trotz ihrer Abenteuerlichkeit nicht fehlt. Morgianens Tanz vor dem Räuberhauptmann ist ganz so schön, wie der Tanz einer Salome oder Judith. Und als ihr der Herr nach der letzten Tat die Freiheit und die Hand seines Sohnes gibt, auf die sie nie spekuliert hat, da zeigt ihr Aufschluchzen und demütiges Indieknieesinken, daß sie mehr ist als die Heldin vom Lustspiel und Ballett.

[2] 394. N.

[3] 679. N. u. ff. Es ist daneben auch eines der zartesten und seltensten Stücke orientalischer Poesie. Die unglücklich und die glücklich Liebende korrespondieren, ohne einander zu kennen, durch das Mittel des ahnungslosen Bräutigams miteinander in Versen. Er schwört der Unglücklichen, daß er die andere folgende Verse hören lassen wird: „O Ihr Liebenden, was soll man tun, wenn die Liebe das Herz überwältigt?" Die andere versteht und antwortet: „Die Flammen verschweigen und alles tragen, in Demut und Geduld." Sie frägt darauf wiederum durch den Geliebten: „Wie eine Liebe bemeistern, die täglich das Herz zerreißt und tötet?" Die andere antwortet: „Wer nicht Kraft genug hat, seine Liebe zu verbergen, für den gibt es kein anderes Mittel, als den Tod." Die Unglückliche fällt, als sie dies hört, in Ohnmacht; dann antwortet sie: „Wir haben vernommen, wir werden gehorchen und sterben. Bringet meinen Gruß dem, der meine Liebe nicht ahnt." Und dann heißt es: „Ich kam auf ein zertretenes Grab mitten in einem Garten, in dem die Anemonen blühten. Und als ich fragte: wem gehört dieses Grab? antwortete mir die betrübte Erde: ich bin das Grab einer Liebenden, die Demütigungen litt unter den Menschen, und die nun hier endlich ruht."

Und nun gar noch drei Haupt- und Prachtstücke, in denen sich Scheherezade einerseits zur Musik zartester Symbolisierung, anderseits zur höchsten Höhe der Anschauung erhebt.

1. Die neunte Statue, d. i. das Mädchen von Kairo, das der Prinz Zeyn-Al-Asnan dem Geisterkönig bringen mußte — notabene auch ein Stück, gegen dessen Aufnahme in seine Sammlung Galland mit der größten Erbitterung protestiert hat. Dieses Mädchen sollte seelisch rein und frei von jedem Anhauch eines allzu frühen Gefühles sein; und nun zeigte der Zauberspiegel, der dem Prinzen zur Kontrolle mitgegeben war, zu dessen Bestürzung plötzlich einen Hauch. Denn auf der weiten Wanderung zum Geisterkönig sahen und sprachen sie einander, und wie die Augen sich auch auswichen, zog doch die Liebe in die Herzen ein. Vernichtet kehrt also der Prinz in seine Heimat zurück, nachdem er dem Geisterkönig das Mädchen abgeliefert; denn schweigend und mit unwilligen Blicken nahm dieser die offenbar Entwertete in Empfang. Und nun steigt der Prinz, zu Hause angekommen, bebend in das unterirdische Gemach hinunter, wo seiner die Entscheidung über sein Geschick harrt. In diesem Gelasse stehen acht Statuen aus Diamanten; sein verstorbener Vater hat sie ihm mit dem Befehle zurückgelassen, vom Geisterkönig die dazu gehörige kostbarste neunte zu holen, und zwar so, daß ihm dann erst das Erbe, und mit demselben ein Glück für alle Lebensdauer zufallen soll. Und das eben war das Geschäft, das der Geisterkönig mit dem Prinzen gemacht hat: „Die Statue soll dein sein, wenn du mir solch ein Mädchen bringst." — Und nun welch ein Elend, wenn das Mädchen diesem neuen „Wenn-Geschäft" nicht entsprach! . . . So mag man es denn glauben, daß dem Prinzen beim Betreten des Gemaches die Knie wanken. Da sieh, steht denn nicht schon neben den acht Statuen richtig die neunte da? Sie ist verhüllt vom Kopf bis zu den Füßen, aber wie er die Schleier wegzieht, ist es das geliebte Mädchen, kostbarer als alle Diamanten. Tor, der du sie schon hattest und nicht einsehen wolltest, daß innige reine Liebe nicht befleckt, sondern daß ihre Holdseligkeit alles überstrahlt, was dir der Reichtum an Schätzen und Diamanten zu bieten vermag.[4]

2. Die Prinzessin in der Geschichte des Kairenser Schusters Maruf,[5] neben der von Kaschgar vielleicht die packendste und ori-

[4] N. 520 u. ff.

[5] N. 826 u. ff.

ginellste in „Tausend und Einer Nacht“ überhaupt. Sie ist voll aller Phantasie der Aladdin-Geschichte und durchleuchtet von den sonnigsten Humoren; nur aber kommt mitten in liebenswürdiger Karikatur und Scherzen ein Drang zur Vertiefung, ein Naturssinn und eine schneidende Skepsis zum Vorschein, daß man am Ende ein Stück bitterste Voltaires zu lesen vermeint. In ein fernes Land versetzt, trifft Maruf einen Landsmann, der ihm rät, seine Armut zu verschweigen und sich für einen reichen Kaufmann auszugeben, dessen Karawane bald eintreffen wird. Mit überraschendem Talent findet er sich in der Rolle zurecht und steht bald als der richtige Hochstapler vor dem König, dem die Augen davor übergehen, was ihm Maruf von den Schätzen erzählt, die die Karawane bald mitbringen soll. Darauf erhält er die Tochter des Königs zur Frau, plündert die Schatzkammer desselben, ist aber dabei — denn das ist die notwendige Voraussetzung der ganzen Geschichte -- immer heiter, immer glänzend in seinem Wesen, immer von einem Schwung der Laune, daß man es empfindet: seid nicht stolz, Aristokraten, dieser Spitzbube aus dem Volke kann auch Edelmann sein. Denn Edelmann ist er im Geben, im Verschwenden, und hat, ein Timon, nur Freude, wenn er anderen Freude macht. Aber da die Karawane noch immer nicht eintrifft und die Kassen leer werden, wendet sich der König auf den Rat seines Großveziers an seine Tochter; die soll von Maruf ausspionieren, was es in Wirklichkeit mit ihm ist. Und nun beginnt die Zeichnung eines wahrhaft meisterlichen Frauenporträts. Die Prinzessin verspricht, den Gatten auszuholen, um dem Vater zu berichten; und nun Schrecken — zerknirscht und erkennend, was er an diesem Wesen gesündigt, gesteht Maruf weinend: Betrug ist alles, was ich dir gesagt. Da aber antwortet sie: „Man hat mich dir zur Gattin gegeben, ohne mich zu fragen. Nun ich es aber bin, kann ich um der Liebe willen, mit der du an mir hängst, die Treue nicht brechen, die ich dir von nun ab schuldig bin.“[*] Und in bedingungsloser Treue hilft sie ihm entfliehen, bindet ihm auf die Seele, sich in der Ferne draußen redlich zu nähren, und verspricht, für ihn aus der Entfernung zu sorgen, bis ihnen die Wiedervereinigung möglich sein wird. Dem Vater aber meldet sie: „Siehst du, daß er wahr gesprochen. Man hat bei einem Überfall auf seine Karawane

[*] Im Texte freilich 831. N. eine weit minder zart gefaßte Motivierung; es ist aber, wenn man der Logik des Charakters nachgeht, keine Frage, daß nur die hier gegebene zu der Art der Prinzessin paßt.

die Begleitmannschaft getötet; dies meldete man ihm heute, und sofort hat er sich zur Verfolgung der Räuber aufgemacht." Seine Ehre ist also gewahrt; wenn er nicht wiederkehrt, wird man mutmaßen, er sei das Opfer seines Mutes geworden; und nun neue überraschende Fortsetzung: Maruf findet nämlich auf der Flucht einen Ring, durch den ihm ganze Armeen von Geistern dienstbar werden, und reicher als Aladdin kehrt er also mit ihrer Hilfe an der Spitze einer wirklich unerhörten Karawane zurück — wobei es so hübsch ist, daß die Gattin nun nicht weiß: wann hat er gelogen, früher oder jetzt?[7] Aber sie ist unendlich glücklich, und auch wir anderen sind zufrieden, daß der Spitzbube mit dem wahrhaft fürstlichen Herzen an der Seite dieser einzigen Frau glücklich sein kann. Aber – denn nicht um eine Operettenprinzessin und ihren fröhlichen Vagabunden ist es hier zu tun — im Zustande der Trunkenheit plaudert Maruf vor dem Großvezier und dem König das Geheimnis seines Ringes und seiner Karawane aus und gestattet dem Großvezier, den Ring zu nehmen, um ihn von der Kraft desselben zu überzeugen. Und als nun der Tor auf Befehl des Veziers von dem rasch erschienenen Geiste ergriffen und in ein fernes Land davongetragen wird, wo es ihm bestimmt sein wird zu sterben, da ist es

[7] **Nie sollst du mich befragen.** Vgl. dazu die Geschichte vom Armbrustschützen (El Bundukani), Henning XXII, S. 36. Harun al Raschid nimmt ein Mädchen, man könnte fast sagen, ein Mädchen von der Straße, zur Frau, ohne nach dem Scheine zu fragen. Und sie, die seinen Namen und Stand nicht kennt und ihn für einen armen Armbrustschützen hält, ist erschüttert, als am Hochzeitsabend die Polizei erscheint, um ihn zu verhaften, da sich das Gerücht verbreitet hat, daß er ein gefährlicher Räuber sei. Da erfaßt Harun die Situation und erkennt, daß jetzt der Augenblick ist, die Geliebte zu prüfen. Er verbarrikadiert sich im Hause und wartet, was das Mädchen tun wird, da die Schwiegermutter zu seiner Auslieferung oder doch zur schleunigen Trennung von ihm drängt. Willst du fliehen oder bei mir und mit mir bleiben? frägt er. Sie erwidert: ich bleibe bei dir. Trotzdem du meinen Namen nicht kennst? Du bist mein Gatte, und um mehr will ich nicht fragen. Und du vertraust mir? Sie sinkt in seine Arme, und während man schon die Türe erbrechen will, frägt er: bist du imstande dich nicht zu fürchten, wenn ich dir sage, daß du keinen Grund hast zu fürchten? Er setzt sich hin und hält sie auf seinem Schoße; er blickt ihr in die Augen und sie schlägt die Arme um ihn und spricht: deine Augen lehren mich nicht zu fürchten. Da wird die Tür erbrochen, und die Polizisten flüstern ihn erkennend: es ist der Chalif. Es ist dies die schönste und naivste Übersetzung des: „Nie sollst du mich befragen, noch Wissens Sorge tragen" ins Volkstümliche. Ich füge hinzu, daß die Handlung überdies bis auf einen leicht kenntlichen Teil, den ich beinahe für ein Einschiebsel halten möchte, mit dem denkbar feinsten Humor geführt ist.

die Prinzessin, die den Vezier überlistet, ihm den Ring wieder abnimmt und den Gatten zurückholt — nur aber gibt sie ihm nimmermehr den Ring zurück. „Was Ihr begehret, das will ich für Euch von dem Diener des Ringes fordern, und von meiner Liebe habet Ihr gewiß nichts zu befürchten, solange ich am Leben bin. Jedoch den Ring selbst sollt Ihr nicht haben, selbst will ich ihn behalten, denn vielleicht hüte ich ihn besser als Ihr." —

So steigt die Geschichte in malerischen und immer neuen Linien unerwartet wieder zu der Proklamation der der Frau zukommenden Höhe empor: Nicht du — ich verdiene den Ring, denn ich weiß besser als der Mann das uns vom Schicksal beschiedene Glück zu bewahren. Und dieses Glück, das ich in Verwahrung habe, nicht selbstisch und für mich habe ich es erobert, sondern einzig um deinetwillen baue ich daran und nehme es in acht . . . Und zum Schlusse noch etwas, so völlig ohne glänzende Erfindung, und dabei doch ergreifend und groß. Diese erhabene Frau stirbt nämlich frühzeitig und, führerlos zurückgeblieben, versinkt Maruf, die fürstliche Heiterkeit schwindet, und plump, geistlos, wieder materialisiert sozusagen, gerät er abermals in Gefahr, den Ring zu verlieren. Da rettet ihn — wer? Sein Kind — das Kind aus dem Schoße des Weibes, das nicht fragte: haftet ein Makel an dir und welchen Standes bist du, sondern das immer nur sagte: der Ring und der ihm dienstbare Geist, dem du doch nichts tatest, hat dich verlassen und verraten; ich aber, die du anfangs so schwer getrogen hast, übte Treue und hielt bei dir aus.

Sage ich also zuviel, wenn ich behaupte, daß die Kritik blind war für die Höhen, zu denen sich „Tausend und Eine Nacht" erhebt? Dabei welche Mannigfaltigkeit: keine Figur, kein Motiv wiederholt sich, und in welche phantastischen Welten sie auch hineinspielen mögen, immer sind es zuletzt doch Wirklichkeitsgestalten aus dem realen Leben, an denen Scheherezade den Wert der Frau erweist. Und nun gar

3. die Gestalt der Fee Pari Banu aus der bekannten Geschichte, die wohl eines der Lieblingsstücke der europäischen Lesewelt ist.[1] Nur liebte man sie um des Reichtums willen, mit dem da die Phantasie so viele Motive zusammenwob, ohne das wahrhaft Neue und Großartige zu beachten, das darin ungleich schöner und

[1] N. 594 u. ff.

wichtiger ist, als das Stoffliche und alle Kunst. Den Pfeil suchend, den er im Kampfe um ein Mädchen weit über das Ziel hinaus abgeschossen hat, gelangt Prinz Achmed in die Märchengegend, wo sich ihm die Bergwand öffnet; er wagt sich hinein und steht in Pari Banus Palast. Sie ist Fee, sie ist Göttin, sie ist andern reineren Gesetzen als wir vom groben Menschengeschlechte ergeben, und in dieser Welt edlerer Herzen schämt sich der Mund nicht zu sprechen, was das Innere bewegt. Sie liebt den Prinzen, sie gesteht ihm ihre Liebe, und da er dadurch beglückt ist, spricht sie: Wir sind Mann und Weib. Er sinkt ihr in die Arme und frägt beseligt nach der Stunde, da der Vertrag geschlossen und das Eheband sie vereinigen soll. Da antwortet sie: Vertrag? Bei uns gibt es keine Verträge, denn hier gibt es keine rasch geborenen und rasch verflackernden Gefühle, die man erst durch Verträge zu verklammern suchen muß. Bei uns prüft man sich, prüft seine Gefühle, und wenn das Herz sagt: ja, das was ich fühle, ist Liebe, dann hält man, was der Mund gesprochen hat, auch ohne Zeremonie und Vertrag. Da sinkt er auf die Knie, um sich ihr wenigstens mit einem Eide zuzuschwören; doch sie unterbricht ihn wieder: Schwüre? Ist es damit anders, und wofür hältst du mich? Bevor ich mich an dich verschenkte, habe ich dein Wesen erkundet, und wenn ich sage, ich liebe dich, so heißt das: ich kenne dich, und weil ich in den Falten deines Wesens gelesen, darum vertraue ich dir. Denn dieses dein mir vertrautes Wesen, das dir die Natur gegeben und das dich nie verlassen kann, ist das allerstärkste Band. Was sollen also Schwüre und wer hat sie nötig? Nötig hat sie, der nicht klar sieht, und wer in diesem Falle ist, muß sich sagen, daß derjenige, der geschworen hat, ja doch auch einmal den Schwur brechen kann.

So illustriert Scheherezade, und folgert aus den Illustrationen mit stiller Dialektik: Betrachte diese Gestalten; und wenn man das Glück hat, eine von ihnen sein eigen zu nennen, ist es möglich, daß man ihr nur zum Teile angehören und sich gleichzeitig an andere verschenken will? . . . So weit gekommen, holt sie dann aber zur Betrachtung der Hauptfrage von einer anderen neuen Seite aus, und zwar tut sie dies in Erzählungen von verstoßenen Frauen. Die sollen den Unsegen der Vielweiberei beleuchten, und es ist nicht zu zweifeln, daß diese Stücke namentlich dem Orientalen vertraut erscheinen müssen, und daß er in ihnen durchaus die Wahrheit des Lebens abgespiegelt finden wird. Ihre Lehre ist: du wendest deine

Liebe an viele Frauen, und aus ihrem Schoße werden dir alle Schmerzen deines Lebens geboren; eine andere wird von dir verstoßen, und aus ihrem Schoße kommt die die Rettung in der Not, dein Stolz und dein Glück. Dies ist der Inhalt der Geschichte Chodadads und seiner Mutter Piruza,[9] dies, wenn auch in der Motivierung der Verstoßung anders gewendet, die Geschichte der Prinzessin Parisade,[10] deren Erscheinung übrigens, wie man noch sehen wird,[11] in der Sammlung noch aus einem ganz anderen gewaltigeren Grunde zu einer der bedeutsamsten und programmatischesten wird.

In dem obigen Sinne gehört aber wohl auch die Geschichte des Schach Omar al Numan und seiner Söhne Scharkan und Dul-Makan[12] hieher. Scharkan ist eine Lichtgestalt, die reinste vielleicht in der ganzen Sammlung. Tapfer ohnegleichen, und edelmütig wie vielleicht nur noch Hektor, trägt er förmlich vom Anbeginn den Leidenszug in seinem Gesicht. Klug, sanft, tatkräftig, ritterlich und selbstlos gleich einem Baldur, steht er doch in der Liebe seines Vaters zurück, und nicht er, der Erstgeborene, sondern die unbedeutende kränkliche und willensschwache Puppe Dul Makan wird — wenn auch nicht direkt nach ausgesprochenem Willen des Vaters — Erbe des Thrones, bloß weil Dul Makans Mutter die letzte war, in deren Armen der Vater Freuden genoß. Und welche Strenge in der Ziehung der Konsequenzen: das Glück des Landes, das Scharkan hätte festhalten können, zersplittert in Dul Makans Hand!

Wild, wüst und verworren wie sie ist, und mit ihrem unerträglichen Abenteuergestrüpp die Ausblicke auf alles wirklich Bedeutsame verstellend, hinterläßt diese Geschichte, insoferne es nur überhaupt jemandem gelingt, ihr Durcheinander im Gedächtnis zu behalten, bitterer noch als alle anderen die Grundempfindung, daß es eine grausame und verabscheuenswerte Welt ist, zu der der Orient durch die wilde Geilheit seiner Könige geworden. Es ist eine Welt, in der alles untergehen muß, was den Namen Familie, Stetigkeit, Liebe und Güte führt, und in der, im einzelnen ebenfalls sterblich, aber im ganzen und als solche unüberwindlich, nur die Brunst, die boshafte Laune des Augenblicks, der Blutdurst, der

[9] N. 527. u. ff.

[10] Geschichte der neidischen Schwestern, N. 617 u. ff.

[11] Siehe Seite 249 u. ff. dieses Buches.

[12] N. 663. u. ff.

in der stillen Kammer genährt und gepeitscht wird, der Mangel an Liebe zum Hause, zur Frau und zum Kinde herrscht und triumphiert. Da ist ein Vater, der die Braut des Sohnes vergewaltigt, da sind Kinder desselben Erzeugers, die einander nicht kennen und voneinander nicht einmal hören, Bruder und Schwester, die durch das Geheimnis des Harems voneinander getrennt, unwissentlich miteinander Incest üben; dann armselige Beamte, die über den Kopf der verlassenen und von niemand gekannten Erben sich zu Despoten aufschwingen; Vormünder, die ihre Mündelkinder berauben; Mütter, die des Frauenswillens und der Frauenwürde entwöhnt, vor dem inferioren Gatten ebenso zittern, wie die Sklavin vor dem Mann mit der Peitsche, und die infolgedessen in Würde und Charakter gesunken, die Beraubung ihrer Kinder dulden und sogar mit entschuldigenden Worten gutheißen. Und statt des Verstandes und der gewissenhaften Überlegung, alte Weiber, die im Namen der Brunst oder im Namen irgend eines idolatrischen Gefühls die Könige regieren und gegen einander hetzen und die Reiche vernichten. Und was heldisch, das stirbt, was schwächlich ist, gelangt auf den Thron; was das Recht für sich hat, muß im Hinterhause schmachten, was auf dem Throne sitzen sollte, auf der Landstraße als Straßenräuber sich fristen — kurz eine schauerliche, schauerliche Welt. Und wenn du, König Schahrjar, sagst, es sei eine Wohltat, sie von den Bestien, die sie verheeren, zu befreien, so hast du nur darin unrecht, daß du die größere Todeswürdigkeit dem Frauengeschlechte zuerkennst. Nein, zu allermeist sind es die greisen Riesenfaune mit den bestialischen Sinnen und Begierden,[13] sind es die Gestalten dieser Omar-Al-Numane, die so die Welt Gottes verwandeln und nach Austilgung allen Familiensinnes sie zu einer Hölle gestalten, die mit lauter Fratzen statt der Menschen angefüllt ist.

[13] Ich bin nicht gelehrt genug, um sagen zu können, ob und welche freisinnigere Richtung im Mohammedanismus sich je an die Kritik der vom Koran zugelassenen Polygamie heranwagte; und wenn es geschah, wie sie sich speziell gegenüber der Person des Propheten, der in diesem Punkte gewiß am anfechtbarsten war, verhielt.

XXXIII. Das Buch von den Dynastien.

Geschichte Kalads und seines Sohnes Wardchan. Der Orientale und die Revolution. (Seite 207.) — Die Vorspiele. (Seite 208.) — Die Angst der aussterbenden Dynastien. (Seite 209.) — Kronprinzengeburt und Gratulationscour. (ibid.) — Die neuen Herren: 1. die Usurpatoren (Seite 210.); 2. der russische (Seite 211.); 3. der napoleonische (Seite 212.); 4. der Jesuitenfall. (Seite 213.)

Und was ist die Folge? Revolution. Um eine Geschichte opferst du Rechte, um ein Gesicht und eine Umarmung den Bestand von Völkern und Reichen. Da ist es für das Volk verdienter Untergang, wenn es das erträgt, und Notwendigkeit, von der Natur gewollt und geheiligt, wenn es sich dawider endlich auflehnt — Revolution. Im Anfang hat es spaßhaft geflackert, als der Mund es in verkleidenden Formen aussprach; aber nun Maske ab: der vom fingierten Wein berauscht Tuende lebt wirklich, und übt und behauptet das Recht der Gegenwehr gegen den plumpen und geilen Despotismus. Und noch mehr, er behandelt dieses Recht ohne viel Kopfzerbrechens als etwas, was die Natur selbst mit sich bringt, während der Okzident bekanntlich auch hier erst philosophisch zu entschuldigen und staatsrechtlich abzuleiten sucht. Wäre die Gelegenheit nicht schlecht gewählt, so ließe sich hier abermals von der seichten Ästhetik sprechen, die wie überall, so auch in Bezug auf „Tausend und Eine Nacht" nur für das Dekorative Augen hatte und über den farbigen Wundern die Wunder so ernster Einsicht in die Unausweichlichkeiten des Lebens übersah. Denn es geht in diesen Erzählungen um weit Ernsteres, als um Aladdin und seine Lampe, und vielleicht das Bedeutsamste darin ist gerade dieses Kapitel von dem Schicksal der Despotie. In der Geschichte Dudans und des Sultans von Kaschgar ward es behandelt, der Vezier Isfahend hat zur Revolution aufgerufen, Sindbad hat so dem kleinen alten Mann den Kopf zerschmettert,

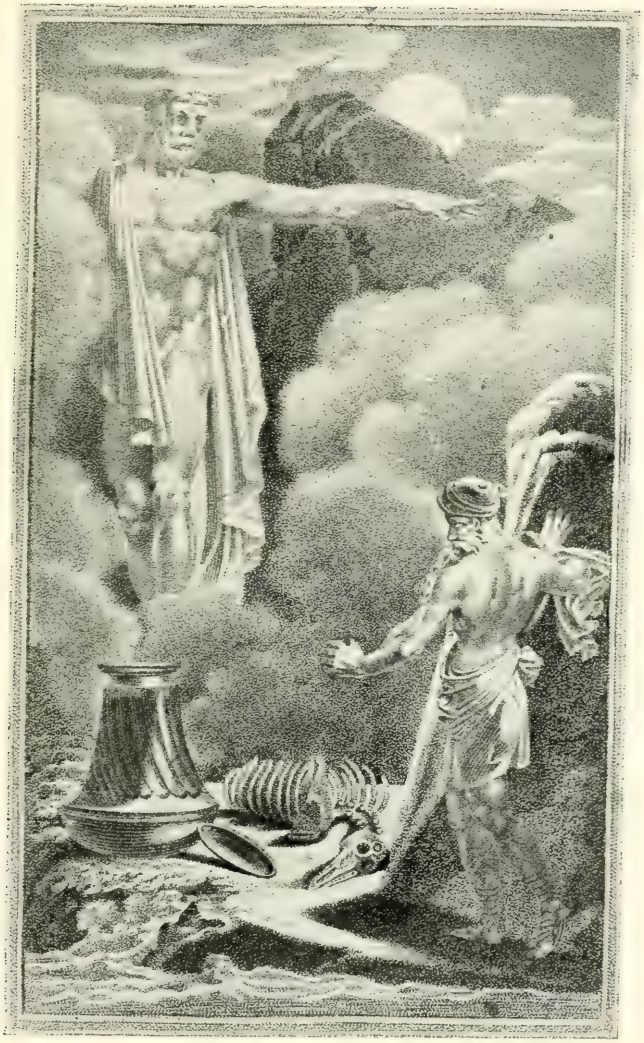
die Königin Arva ihrem Gemahl. Dann gab es nach der 500. Nacht einen Augenblick, da Scheherezade wieder an den Wolf erinnerte, der in den Untergang getrieben wurde[1] und ruhig versteht und billigt es der Orientale, daß, da die Menschen mutlos sind, die Natur selbst eines ihrer geheimnisvollen Wesen sendet, das die Erde von dem Vater des Prinzen Achmed befreit, indem der Zwerg Scherban dem König, der ihn verlacht, mit der eisernen Stange, die er trägt, den Todesstreich versetzt.[2] All das sammelt sich aber in der Geschichte vom König Kalad, seinem Sohne Wardchan und dem Vezier Schimas[3] zu einer förmlichen Naturgeschichte aller Arten der Despotie. Hier gibt es keinen Schmuck, der Vortrag ist altertümlich und breit, und das Mittelstück schwerfällig didaktisch, der Schlußteil kindisch und süßlich angeklebt obendrein. Doch aber ist es einer der Kulminationspunkte, zu denen Scheherezade hinstrebt, und die höchste und vollendetste Ausspitzung in diesem für Fürsten geschriebenen Buch. „Wardchan, wer ist das?" so fragten mich, so oft ich davon sprach, Leute, die behaupten, von dem Geist zu wissen, der in „Tausend und Eine Nacht" weht. Ich antworte: Es ist eine Geschichte, die trotz Stils und Gewandes des Orients mit seltenster Klarheit der Zeichnung alle Formen des Königunrechtes in einer noch heute und für uns vollkommen zutreffenden Weise beschreibt.

Die Sache beginnt vor Wadchans Geburt. Da sieht sein Vater König Kalad einmal im Traume eine Flamme, die aus der Wurzel seines Stammes hervorbricht und um sich greifend alles verzehrt; und während der bisher kinderlos Gebliebene trotz des drohenden Vorzeichens mit Sehnsucht den Sohn erwartet, um nicht als der letzte seines Hauses zu Grabe zu gehen, mahnen ihn die melancholischen Reden seines ersten Ministers Schimas, der den Blick hat für die schauerlichen Wahrheiten dieses Lebens und der keiner der Elenden ist, aus deren Munde immer die Süßigkeiten tropfen, daß man nichts loben soll, bevor es noch da ist, und wie es oft mit Kindern geht. Wir lieben sie und jeder sieht in den seinen die Bürg-

[1] Wir haben es bereits gesagt: Dieses fulminanteste politische Stück der Fabellitteratur ist bei Weil als unwesentlich weggelassen! Man lese es wiederum und abermals bei Henning V, S. 22 u. ff.

[2] „Er hob seine Eisenstange auf und schlug sie ihm mit den Worten: So sprich doch! auf den Kopf. 616. N.

[3] N. 714. u. ff.



Aus „Tausend und Eine Nacht", übersetzt aus dem Französischen von Galland von Joh. Heinr. Voß. Wien 1811.

schaft fleckenlos wiederkehrenden Glückes auf Erden; und wie wenige dieser Hoffnungen werden doch wahr! Und nun der Kronprinz endlich da ist, rührt Schimas — sittlich und auch politisch die größte Erscheinung in der orientalischen Dichtung — wieder an die Sorge, die immer mit den Purpurgeborenen zugleich in das Leben tritt. Die andern Veziere triefen vor Wonne, doch er weiß, daß es noch ein anderes Unglück gibt, als das Aussterben eines Herrschergeschlechtes, und sieht bereits — auch ohne Traum und professionelle Voraussagung — die Schicksalsfrage lebendig, was geschehen soll, wenn dieses Kind eines alternden Vaters frühzeitig allein und führerlos auf dem Thron zurückbleiben und der Wahnwitz des Roi qui s'amuse sich hier wiederholen wird. Man muß nicht fürchten, daß dieser Minister etwa die unwahrscheinliche Eigenschaft hat, mit seinen Eulenrufen die Stimmung des Königs immer im unpassendsten Augenblicke zu zerreißen; aber sein Herr ist ihm gleich, und trägt die Sorge vor dem Kommenden selbst jetzt, mitten in der Freude in sich. Er nickt mit dem Haupte, da Schimas jetzt in einem uns freilich altväterisch anmutenden Bilde sein Volk mit den Bewohnern der Flut vergleicht, denen in Sommerszeit ihr See völlig austrocknet, und denen im Augenblicke hellster Angst doch noch dank dem Himmel Regen herabgeströmt kommt. Das Bild gemahnt, wie gesagt, an verstaubte Pastorenhaftigkeit, und sicherlich würde ein Larochefoucauld bei einer Gratulationscour ein anderes, viveres wählen. Da, eine leise Biegung der Stimme, eine unscheinbare Wendung im Texte, und matt, aber doch kenntlich, zeichnet sich hinter dem behutsam vorgehaltenen Schleier des Bildes das ganze Problem mit allen seinen möglichen Mannigfaltigkeiten ab: der Fall, daß das Glück keine Dauer hat, der Fall, daß, was jetzt den ersten Schrei tat, doch wieder von uns gehen sollte, und der noch schmerzlichere Fall endlich, daß der so allgemein und heiß Ersehnte sich am Ende nicht als der rechte Segen, das rechte Glück erweist. Könige sind Menschen gleich uns, und mich würde es nicht wundern, wenn in dem letzten eines Hauses, der sich alt weiß, gerade in dergleichen Momenten solch ein banges Gefühl sich regt. Denn ihm sagt es die Erfahrung: was hier durch so viele Generationen als Volk in Glück und Freude beisammen lebte, kann sich einmal auch notgedrungen abwenden und von einem zum andern Herrn, von einem zum andern See hinfliehen.

So der alte Minister. Aber wie gesagt, alles ist unaufdring-

lich und gleich dem Flügelschlage einer Mücke, vernehmbar nur dem empfindlichsten Gefühle. Und tatsächlich verstehen ihn die andern zur Cour Erschienenen nur, wo er gleich ihnen submissest beglückt scheint, und merken nicht den letzten, schrecklichen Fall, von dem er spricht. Die Dynastie ist gerettet, dank dem Himmel werden wir keine neue brauchen — das ist alles, was ihr Gemüt bewegt. Demgemäß ergibt sich dann von selbst in der Geschichte eine Zweiteilung in der Art des Explizierens: welch ein Herzeleid es mit den neuen Herren oft ist, das setzen eben die anderen Minister auseinander, und zwar mit jener Beflissenheit, die sich in Gegenwart der herrschenden Majestät für Leute, die ihre Stellung lieb haben, von selbst empfiehlt. Die Tragik des jung verwaisten Fürsten aber, der die furchtbaren Träume und Ahnungen seines Vaters wahr macht, sie expliziert später die unerbittlichste Instanz, nämlich das Leben, das kein Schmeicheln und keine Abhängigkeit von Fürstengunst kennt. Doch wie sich das alles aneinanderreiht, ist es eine wahre und geschlossene Rundschau über die Grundtypen des von neuen Dynastien her drohenden Unglücks, sowie dann nicht minder über das Elend, mit dem auch der Träger eines alten Herrschergeschlechtes sich selbst und sein Volk schlagen kann.

Ich hoffe aber, man wird es mir verzeihen, wenn ich mich hier nicht steif an die Reihenfolge des Originals halte. Wenn die Erzähler in ihren Werken so gerne die logischen Ordnungen durcheinanderschütteln, damit nicht die Dinge pedantisch wie die Paragraphe oder Telegraphenstangen hintereinander hermarschieren, so ist ja darum die Absicht ihrer Pläne doch vorhanden und offenbar. So ergreift denn der erste nach Schimas das Wort, und man hört förmlich trotz Einkleidung bereits die nachlassende Gespreiztheit der Rede: Was das mit neuen Herren ist, sieht man ja schon, wenn man bloß an den Fall des einfachen Parasitentums denkt. Du hast gearbeitet, Bruder, und dir mit Mühe dein bißchen Haus zusammengerichtet; da kommt einer, sag' auch nur, um es dir für eine Zeit wegzunehmen, nicht im Namen eines Rechtes, sondern plump und stupid, unwiderstehlich in seiner stummen Brutalität. Und der liegt nun träg in deinem Bett, frißt träg den Ertrag deiner Mühe und Arbeit, indes du draußen stehst und hungerst — wie es einst einem armen schwachen Raben mit einer unsinnig starken und dummen Schlange geschah.[4] Und da knüpft sofort ein Dritter an,

[4] N. 717.

indem er sehr richtig meint: Das ist noch nicht das Schlimmste, denn so eine Schlange schweigt wenigstens und beleidigt dich nicht durch Berufungen auf ein Recht. Wenn aber ein neuer Herr kommt, der dich nicht kennt und nichts für dich fühlt, der läßt dir oft das letzte Kleid vom Leibe reißen; und klagst du, so heißt es: den Leib ließen wir dir unangetastet, und du murrst wegen des bißchen Gewandes?[5] Vorwärts, Kosaken, macht von der Knute Gebrauch! . . .

Ist das also noch immer naive Kinderfabel? Ich meine doch, daß sich da schon etwas wie der russische Fall herausschält; und die Ergänzung zum gesamtrussischen Typus liefert der vierte Erzähler, der förmlich zu fragen scheint: Wißt ihr denn nicht, wie der Wolf einmal Tschinownik ward? In den Denkwürdigkeiten der Idealisten steht es. Die fanden einmal, einerlei was es war, das für eine längere Approvisionierung gut taugte; und mit der ersten Regung, die in älteren Gemeinschaften ja immer auf Billigkeit abzielt, waren sie auf eine durchaus gerechte Verteilung des guten Bissens bedacht. Bis Streitigkeiten entstanden, die zu beendigen sie einen Beamten wählten, der aber nur die tägliche Verteilung der Portionen vornehmen sollte — und zwar immer streng nach den Prinzipien der Gerechtigkeit! Wonach er denn auch handelte, bis er sich — natürlich war es ein Wolf — eines Tages sagte: die sind ja Schwächlinge und dumm, wie wäre sonst jeder mit seinem Teile zufrieden und hätte an dem Phantom der Gerechtigkeit genug? Und als er demzufolge mit seinem Raubtierwillen und seinen Raubtierzähnen alles für den Tag Zugemessene allein auffraß, war es auch eine schöne Gelegenheit zur Bekundung ihrer ethischen Kultur. Denn zusehend, wie er alles verschlang, indes sie hungerten, flüsterten sie zunächst mit Tränen in den Augen: Der arme Wolf! Welch ein Unglück! Gewiß hat er schon lange nicht gespeist!" . . . Nun, das weitere kann man sich denken, wie sie ihn nämlich am dritten, vierten Tage doch bestürzt zur Rede stellten und wie er nun seine große welthistorische Entdeckung machte, indem er sie heiser brüllend anfuhr: Weg, Gesindel! Ich durch euch zum Beamten geworden? Nein, der Himmel hat mich dazu erhoben.[7] Er, der

[5] N. 718.

[6] N. 732. „Nur der Hunger hat ihn heute irregeleitet. Laßt ihn heute essen und sich sättigen; wir wollen dann morgen wieder vor ihm erscheinen."

[7] Dies antwortet der Wolf nicht direkt; aber aus seiner Situation und Gesinnung heraus spricht dann ibid. die Favoritin zum jungen König:

euch zu so geduldigen Lämmern schuf und mich im rechten Augenblick hieherführte, womit er kundgab, daß ich nicht weiter hungern soll — er hat mich zu eurer Obrigkeit gemacht! . . . Und so war die bewußte Gewalt in der Welt, mit ihrer treuen Begleiterin, der Rabulistik, die ihr noch immer „aus Fetzen, aus der Heiligen Schrift gestohlen" das obrigkeitliche Gewand zusammenschneidert.

Und damit zur Vollendung des Systems nichts fehle, kommt ein Falke ins Rabenland[8] und bringt ihm — nach dem Tode des früheren Oberhauptes, eines alten, freundlichen Raben ohne Genie und mit viel Güte im Herzen — das Raffinement, die Tücke und List.

Nämlich, gleich nach dem Hinscheiden des Alten zeigte sich, daß er mit seinen patriarchalischen Anschauungen in der Tat nicht mehr in die neue Zeit paßte. Denn jetzt vergiftete schon der Ehrgeiz die Gemeinschaft, Neid und Haß zerfraßen die Herzen, und zehn krächzende Parteien nebst kreischenden Kandidaten rangen um den Thron. Da erfanden, um das Schlimmste zu verhindern, die Meneniusse im letzten Augenblick doch noch etwas, was der alte König in seinem geraden Sinne wirklich nie fähig gewesen wäre zu erfinden; sie ersannen nämlich das Schlagwort und das Kompromiß. Das Schlagwort lautete: „Es bedarf des[9] — Genies, um unser Gemeinwesen zu führen", und das Kompromiß besagte: „Nun jeder von uns die Gewißheit hat, daß die andern Kandidaten mitbegraben werden; nun ferner jeder mit rührender Bescheidenheit sagen kann: ich bin kein Genie, Mitbürger, eure gute Gesinnung überschätzt mich; mit einem Worte, nun keiner Ursache haben wird, sich seines Durchfalles zu schämen, sondern im Gegenteil, jeder noch in die Lage versetzt werden wird, mit seinem Bürgersinn großzutun — willigen wir Kandidaten namens unserer Parteien in die Aufstellung einer Bedingung, die gewiß auf keinen von uns zutrifft. Wir willigen in die Genieprobe: wer am höchsten fliegen kann, sei König!" Und so steigt beim Wettfluge — nach dem russischen der napoleonische Fall — der Falke zur Königswürde empor, und ist auch intelligenter und in Geschmack und Methoden komplizierter, als der früher erwähnte Wolf. Der fraß den Seinen nur dürres

„Haben sie Dich etwa nackt gefunden und auf einmal auf den Thron erhoben? Du erschrickst vor denen, die Gott unter deine Fußsohlen gelegt hat?"

[8] R. 719.

[9] „Wer am höchsten flöge, der sollte König sein."

Kamelfleisch weg und kannte zur Verteidigung seiner Position nichts, als die offene Gewalt, seine Klauen und Zähne. Pfui, wie primitiv! Der Falke verfiel nicht mehr in den Fehler, sich selbst als den räuberischen Despoten zu deklarieren; vielmehr beseitigte er die früheren Kandidaten und die anderen gefährlichen Großen in aller Stille, nachdem er sie zuvor noch mit allen Huldbeweisen umgeben; und dort, in der Stille fraß er ihnen Gehirn und Augen, die ihm besser schmeckten als Kamelfleisch, aus. Als man aber ihr Verschwinden bemerkte und bestürzt nach den Ursachen forschte, folgten Massenverhaftungen, wurden die Verhafteten beschuldigt, die Morde begangen zu haben, um den Verdacht der Tat auf die Autorität zu wälzen, wurde also implicite erklärt, was der Wolf zu erklären nicht klug genug gewesen war: schon der bloße Gedanke, daß die eingesetzte Obrigkeit sich in frevelhafter Weise vergehen könnte, ist schwer zu ahnende Antastung, ist verbrecherische Majestätsbeleidigung . . . Und so ist nach der trägen Usurpation, die wortlos wegnimmt, und nach dem räuberischen Beamtentum, das mit Gewalt wegnimmt, auch die schlaue Tücke, die sich maskiert und aus den Gesetzen einen Wall für sich macht, in der Welt.

Ein Typus aber fehlt noch, und den gerade behandelt die Geschichte am ausführlichsten. Er berührt sich in vielem natürlich mit dem Gesagten und liest sich wie ein Rezept zur Vermeidung der bereits genannten Krankheiten, stellt sich aber in der Hauptsache als eine besondere Spezies, für die wir übrigens nicht erst nach einem Namen zu suchen brauchen, dar. Nämlich, wodurch ist Richard Richard und Borgia Borgia geworden? Etwa dadurch, daß sie viele Leute köpften? Nein; das kann jeder, der ein Schwert hat, und sich gegenüber Leute, die naiv, oder die an Händen und Füßen gebunden sind. Die Richarde macht das Genie, das sie über andere erhebt, die auch nicht die Fähigkeiten entbehren. Aller Welt kenntlich, gibt ihnen ihr überlegener Geist doch die Kunst, uns unsere Einsicht zu benehmen und uns zu dem Glauben an die Maske zu verleiten, die jeweilig ihr Angesicht verhüllt. War eine alte, erfahrene Maus[10] ebenso klug als gottesfürchtig; die witterte einmal die Nähe einer Katze und verstopfte eiligst ihren Bau. Worauf die Katze zu wimmern begann: Es ist so kalt und mich friert, laß' mich ein, erbarme dich meiner; ich habe mich geändert, wirst sehen, wie ich freundlich sein kann. Antwort: Schon gut. — Wie, du glaubst es nicht? Ach, wie bist du

[10] N. 715.

so pessimistisch! Bist du denn gar nicht romantisch mehr, weißt nicht, daß Haß sich in Liebe verkehren kann? Und da antwortet nicht meine Wenigkeit, der ich dies schreibe, sondern der Erzähler selbst mit dem aus den blutigen Tragödien des Daseins geholten Grunde von der unausrottbaren Feindschaft, die tief in die Naturen eingepflanzt ist: Immer wirst du auf Mord meines Geschlechtes ausgehen, und immer wird das meinige bei deinem Anblick erschaudern, weil aus deinem Antlitz, deinem grüngeaugtem Blick, deinen lauernden Bewegungen der Todfeind, der sprungbereit auf uns wartet, spricht. Da jammert die Katze: Ich bin sterbenskrank, wem kann ich noch schaden? Und mit der nie versagenden Spekulation auf die Gottesfurcht wie auf das Mitleid des Opfers ruft sie: Allerbarmer, sieh, wie ein Wesen, das zu dir sich zu bekennen behauptet, mich gleichwohl hier erbarmungslos zugrunde gehen läßt! Und das ist die Geschichte von dem Volk mit dem weichen Herzen, das nicht widerstehen kann, und den Feind, der Ohnmacht heuchelt, noch selbst in seinen Bau schleppt. Doch nein, die Geschichte enthält noch eine Pointe, so unerhört erfunden, wie dies nur einem möglich ist, der in zehn Worten zwanzig Wahrheiten der Natur und der Geschichte zu vereinen vermag. Denn einmal im Bau, versperrt die Katze natürlich mit einem Sprunge der Betrogenen den Ausgang, und packt sie, und zerrt sie, und lacht und lacht! Oder ist das nicht ein Götterspaß, wie da auf einen sentimentalen Appell hin ein Wesen die eigene Erfahrung und die eigene schaudernde Angst hintansetzt und immer wieder auf den Leim zu gehen vermag? Aber das ist nur selbstverständlich, und nicht das ist die Pointe, sondern die liegt in den Worten, die man plötzlich in dem Raume vernimmt. Denn es ruft, und es ist gewiß Gottes Stimme,[11] die es ruft, mag es auch die sterbende Maus gewesen sein, die es sagte: „Stirb! und klage niemand an als dich selber; denn wer dem Feinde vertraut, den

[11] Einen geradezu dämonischen Ausdruck findet diese Wahrheit in der eben erwähnten Geschichte vom Fuchs und dem Wolf (Henning V, Seite 33 und 39), die — wie gesagt — Weil weggelassen und kurz damit abgetan hat, daß er sie unter jene rechnet, mit denen Scheherezade den König dein Freund sein soll? Ich bin dein schadenfroher Feind! ... Und kennst du Mühe unterzieht, ist wohl wahr, sag' mir aber doch, du elender Tor, wie ich dein Freund sein soll? Ich bin dein schadenfroher Freund ... Und kennst du die Geschichte von dem Mann, der die Schlange, um sie zu retten, an seine Brust nahm? Sie versprach ihm Dank. Als er dann nach dem Lohn fragte, sagte sie: „Sag' mir, in welches Glied ich dich stechen soll". Und als er

er kennt, ist seines Lebens nicht sicher; und kommt es, wie es kommen muß, so hat er es nicht anders verdient!“

aufschrie und fragte: soll das der Dank sein, erwiderte sie: „du weißt doch, daß wir diese Art Lohn niemals überschreiten!“ Dann die furchtbaren Verse ibid.

Seite 35:

Leb' durch Verrat, denn du lebst in einer Zeit,
Deren Söhne dem Tier gleich sind, das im Wald existiert.
Laß laufen im Bette das Wasser deiner List,
Auf daß die Mühle des Lebens sich ungehindert dreht.

Seite 36:

Laß deine Gedanken nicht anders als schlecht sein,
Denn schlecht vom Nächsten zu denken allein ist klug.
Nichts, Menschenkind, bringt dich leichter ins Verderben,
Als wenn du Gutes tust, und Gutes vom Nächsten auch denkst.

Seite 37:

Wem du am meisten traust, der ist dein bitterster Feind,
Drum sei auf der Hut vor allem, was Mensch ist, und beargwöhne deinen Freund!

Seite 40:

Trau keinem Mann, in dessen Herzen du den Zorn hast wohnen lassen,
Und glaube nimmer, daß sein Zorn wieder gewichen ist.
Sieh, die Vipern fühlen sich so weich an und sind geschmeidig,
Und doch bergen sie in sich tödtliches Gift.

XXXIV. Die Naturgeschichte des Königsleichtsinns.

Die Entwicklung des Mutes zur Abwehr. (Seite 216.) — Die verkannte Majestät. (Seite 217.) — Wardchans Prinzenprüfung. (Seite 218.) — Ministerverantwortlichkeit. (ibid.) — Kampf mit dem Harem. (Seite 219.) — Lexikon der Maitressenpolitik. (Seite 220.) — Die Krankheit, die alle andern in sich faßt. (Seite 221.) — Die grandiose Schlußfabel. (Seite 222.)

Also Appell, ganz unzweideutiger: versperre dein Haus, vertraue nicht Wölfen und Falken dein Regiment an; und namentlich sei kein Don Quixotte, der sich weich machen und von dem Todfeinde, der sich schwach stellt, einfangen läßt. Das sind die Geschichten von den neuen Dynastien, die die Veziere bei der Geburt des Prinzen Wardchan erzählen; und wird man noch immer behaupten, sie gehörten in die Kinderstube und wären plump-ungenießbare Lehrhaftigkeit? Dabei ist zu bemerken, daß das hier Gesagte nur einen Teil der Geschichte bildet. Der nicht minder tiefsinnige folgt erst; es ist der so häufige und harmlos scheinende Roman von der unerfahrenen Jugend auf dem Throne, der Roman des Königsleichtsinnes, der so unscheinbar und spielerisch anfängt, und dann doch alle bisher genannten Fälle von Königsverbrechen kraft Notwendigkeit aus sich gebärt.

Und nun wiederhole ich, daß dieser Appell an die Völker und diese Erinnerung an die Natur, die uns die Katze zum Feinde gemacht hat, in „Tausend und Einer Nacht" nichts plötzlich und zufällig Hereingeschneites ist. Früher schon, im Falle des Buckligen, war die Geschichte des armen Blinden zu lesen, den der vermeintliche Wohltäter mit seinen Hoffnungen auf die Höhe lockt und dann grausam hinunterstürzt — sowie die Geschichte jenes anderen, dem der angebliche Wohltäter Luft und immer nur Luft zum Genusse vorsetzt; und den Fortschritt des letzteren gegenüber dem ersteren haben

wir auch erklärt. Der erstere bleibt mit gebrochenen Gliedern unten liegen, der zweite lernt aus seinem Fall, wie Dubans Erben aus dessen Schicksal gelernt haben, und denkt sich: hast du nur Lust für mich, dann will ich mich mit deinem luftigen Wein betrinken, und im fingierten Rausch vergelte ich dir mit den Fäusten den Hohn. Und das hier nun ist in der Geschichte Wardchans die ebenso einfache als überraschende Fortführung des Gedankens, daß Scheherezade sagt: glücklicherweise sind die Menschen nicht immer so, wie diese demütig-gläubigen Füchse, Mäuse und Raben und Blinden! „Sprüht doch aus den Steinen sogar Feuer,[1] auch wenn sie lange im Wasser gelegen, sobald man sie herausholt und aneinander schlägt." Und unmerklich und ohne die Höhe, zu der sie gelangen will, zu verraten, stimmt sie das neue Kapitel von der unerfahrenen Jugend an.

Schimas ist es, der es anschlägt, indem er sagt: dem Toren gleicht die Jugend, der vom Ufer aus in den Fluten unten ein glänzendes und geschmeidiges Wesen sich tummeln sieht.[2] So nahe kommt es heran, daß er es schon mit den Händen fast ergreifen könnte, und kommt noch näher, lockt, daß er ihm mit der Hand über die stählernen Schuppen streife, und schnellt wieder davon. Aber jetzt hält er es, und hat es schon, und dünkt sich Sieger — da, ein Schwung nur, und es reißt ihn mit sich hinab in die Fluten, bis ihn die Kraft verläßt: Narr, glaubst du, daß sich unsereins so ohneweiteres mit den Händen fangen läßt? Und dann der Parallelfall von dem Löwen, der geduldig stille hält, wenn du ihn fütterst und mit der Hand ihm schmeichelnd liebkosen willst. Aber da fällt es dem Jäger ein, sich auf ihn zu setzen und auf ihm zu reiten, worauf die verkannte Majestät empört auffährt und dich mit einem Hieb der Pranke vernichtet. Denn Zuckerbrot darfst du uns reichen, und darfst uns umschmeicheln; aber auf uns reiten?[3] Für Zuckerbrot verkaufen wir uns, wenn wir einmal erwacht sind, nicht mehr. Und die bildliche Einkleidung verlassend, spricht Schimas: „Ihrer sind viele, und wie kannst du dich erretten, wenn sie bei dir eindringen, oder wieder lebendig werden, wenn du erschlagen bist?[4]

[1] N. 731 unmittelbar vor der Geschichte der Füchse und des Wolfs.

[2] Nr 727.

[3] N. 724.

[4] Henning XVI, Seite 10. Man sehe zur Vergleichung, wie bei Weil, N. 731, die gerade hier ungewöhnlich ernste und rauhe Beredsamkeit des alten Veziers zu einem ausdruckslosen Sätzchen zusammenschrumpft.

Aber das hier Erwähnte spielt nicht mehr unter dem alten Herrscher, sondern unter seinem Sohne, der inzwischen auf den Thron erhoben wurde, nachdem er zuvor seine — Prinzenprüfung bestanden hat. Ja, eine Prinzenprüfung, ganz wie bei uns in europäischen Landen, und zwar eine ernste und strenge, und aus gar mancherlei Gegenständen dazu. Zuerst[5] ist's ein Examen aus der Religion und der ihr angrenzenden Philosophie, wobei wir nicht die Nase zu rümpfen brauchen, weil es eine mohammedanische ist; wir haben nicht bemerkt, daß die Philosophie des Thomas von Aquino auf den Okzident befreiender und erleuchtender gewirkt hat. Dann kommt Jurisprüfung an die Reihe, sowie anderes, was einem Lehre und Buch beibringen; und weiterhin etwas ganz Eigenes: der Scharfsinn, die Geistesgegenwart, der Blick für Menschen und Verhältnisse wird geprüft. Zuletzt aber erhebt sich das Ganze zu der Frage: wie, Prinz, steht es um deine Regierungskunde? Und das Exotische schwindet, alles Märchen, alle zeitliche Entfernung, die zwischen uns und diesem Buche liegt, ist zu Ende, und klar und ernst und stahlscharf, wie von einem redlichen Minister aus unseren heutigen Tagen, wird hier nach Rechten, nach Pflichten, und namentlich nach den Königspflichten gefragt. Und mitten dazwischen sogar noch etwas Besonderes: weißt du, welche Rolle der Minister hat? weißt du, was das heißt, daß er die Pflicht hat, dir nach seinem Gewissen zu dienen? weißt du, wem und wofür er verantwortlich ist, und was seine Schuldigkeit ist, sobald er mit den Handlungen seines Herrn nicht übereinstimmt und sie mißbilligen muß?" Und zwar beantwortet dieses angeblich nur für Kinder ge-

[5] 721. N. u. ff.

[6] Henning XV, Seite 152: „Sag' mir, wie der Wesir sich zu helfen hat, wenn der König an Ungerechtigkeit, Tyrannei und Gewaltthat sein Gefallen findet? Wie soll sich der Wesir helfen, wenn er mit solch einem grausamen König zu schaffen hat? Will er ihn von seiner Meinung abbringen, so ist er dazu nicht imstande, und wenn er ihm folgt und seinen Rat gut heißt, so ladet er sich die Verantwortlichkeit hierfür auf." — Antwort: „Was du von der Verantwortlichkeit und Schuld sprichst, so trägt er dieselbe nur, wenn er dem König folgt; es geziemt sich dem Wesir jedoch, wenn ihn der König um Rat frägt, ihm den Weg der Gerechtigkeit und Billigkeit zu zeigen, ihn vor Härte und Gewaltthätigkeit zu warnen und ihn im rechten Wandel seinen Unterthanen gegenüber zu unterweisen. Wenn der König sich seinen Worten zuneigt, so hat er seinen Wunsch erreicht, wenn nicht, so bleibt ihm kein anderer Weg, als daß er sich gütlich von ihm trennt." „Nun sag' mir, welches die Pflichten

schriebene Buch diese Schicksalsfragen genau so wie Bismarck: es ist die alte feile Ausrede, wenn du unter solchen Umständen nur darum zu bleiben erklärst, damit du noch Schlimmeres verhütest. Nein, es gibt hier für einen redlichen Minister nur eine Pflicht: Demission.

Nun, der alte König hört noch zu, und hat den Trost, daß seinem jungen Kinde auf keine dieser Fragen die Antworten fehlen; dann den weiteren Trost, daß der Knabe es gehört hat: die Dienste deiner treuen Ratgeber gehören nicht dir, sondern der Allgemeinheit, und wenn sie dich einmal zu verlassen drohen, dann muß es dir Warnung sein, daß du auf schlimmen Wegen bist — und dann kehr um. Und jetzt stirbt Kalad, und es beginnt nach anfänglichem Gutun des jungen Nachfolgers jenes Trauerspiel, dessen erste Szenen so typisch und einfach sind: ein silberner Ton, ein Lächeln, ein Blick aus schönen Augen — wie leicht entschwindet alles Eingelernte und Eingedrillte vor der Magie des Weibes! Und so im Einklang mit der Wahrheit, und aller Dialektik des jungen Herzens kundig malt Scheherezadens Gedicht! Ist es nicht begreiflich, daß Jugend, die sich abgöttisch geliebt sieht, ihrer Macht und ihres Daseins froh, nun auch ihrerseits die Liebe und die Schönheit sucht? Und darf man da gleich nachsichtslos Wehe rufen, wenn sie ihrer Lebensfreude nicht mit der pedantischen Genauigkeit der reifen Jahre die Stunden und Minuten zumißt? So spricht die Jugend und was ihr, sei es weichherzig oder dienstbeflissen nach den Augen sieht, und nennt es Methodistenart, sobald gleich über Weltuntergang geklagt wird, wenn der König bei seiner Dubarry einmal länger als nötig und bis in den Tag hinein weilt. Aber im Orient haben sie den leisen Gang der Gewöhnung ebenso oft schaudernd mitgemacht, wie wir im Westen, und wissen darum, welche Tragödien dieses Haremsdasein gebiert. Hunderfältig wird

des Königs gegen seine Unterthanen und die der Unterthanen gegen den König sind." . . . Antwort: „Die Verpflichtungen des Königs den Unterthanen gegenüber sind *strenger, als der Unterthanen dem König gegenüber*, da die Vernachlässigung seiner Pflichten den Unterthanen gegenüber schädlicher wirkt als umgekehrt." . . . „Nun sag' mir, welche Verpflichtungen der König dem Wesir gegenüber hat?" usw. Man vergleiche dem gegenüber Weil N. 724, und zwar nicht nur in der von ihm verleugneten Pforzheimer, sondern auch in der Stuttgarter Ausgabe, um sich zu überzeugen, was sich da schon auf dem Titelblatte als „vollständige und treue" Übersetzung ausgegeben hat!

es in „Tausend und Einer Nacht“ behandelt, aber nirgends so katexochen und bis zur schärfsten politischen Konsequenz emporgeleitet wie hier. Denn es ist, wie wenn die Erzählung uns die einzelnen Kapitel aus dem Leben eines Louis XV. aufrollen wollte, angefangen von der würdelosen Affichierung alles dessen, was Scham und Rücksicht sonst geheim hält. Nicht einmal die Amtsstunden werden mehr eingehalten, Leute, die zu Gericht kommen, warten vergebens,[7] die Räte bekommen den Souverän nicht zu Gesichte, und wenn der Minister ihn sprechen will, muß er mit Kammerdienern, Eunuchen und Türhütern paktieren,[8] ganz wie wir es vor zwölf, vierzehn Jahren in Belgrad, Lissabon und Marokko mit den Tahirs, Nadirs, Izzets und Luftis gesehen haben. Und dann folgt, ganz, wie wenn wir einen Zeitungsbericht aus den Tagen des Sturzes dieser Könige lesen würden, Murren im Volke, Aufläufe vor der Aja Sofia, Ansammlungen auf dem Kalimegdan, und Rufe: Was ist das? Ihr Kiamils, Petrovics, Tewfiks, Francos, und wie ihr alle heißet, heraus! . . . Und nun meisterlich behandelter Kampf zwischen dem Großvezier Schimas und dem Harem, da Schimas einmal, zweimal, dreimal denn doch vor des Königs Angesicht dringt. Der König hat noch nicht ganz das Ehrgefühl eingebüßt, er schämt sich, und verspricht wieder gutzutun; und Schimas spricht mit der Kurzsichtigkeit aller alten treuen Royalisten, die so gerne glauben möchten, daß die Natur für Könige minder konsequent ist, als für andere Menschen: seht ihr's, nur eine kleine Verirrung . . . wartet, der Most tobt aus[9] . . . Aber er täuscht sich; sowie der König in seinen Harem zurückkehrt, erwarten ihn seine Damen, und nun folgt geradezu ein Lexikon der typischen Raisonnements, mit denen die Schmeichelei von Anbeginn der Zeiten die jungen Richarde, Commode, Caracallas, sowie die serbischen Obrenovich und portugisischen Karlosse geködert, und in ihrer Voluntas regis befestigt hat. Dazu ist aber der Komplex dieser Scheingründe auch noch mit wunderbarer Kunst dramatisch aufgeteilt und gesteigert:[10] Wegen

[7] Siehe Klage der wartenden Untertanen, Henning XV, Seite 171.

[8] ibid., S. 172, Gespräch mit dem Pagen und dem Diener an der Küchentüre.

[9] Henning XVI, Seite 17. Schimas wirft sich dankend vor Gott nieder, küßt dem König die Hände und entschuldigt ihn vor dem Volke draußen.

[10] Siehe die Stimmen der Maitressen, Henning XV, S. 176, XVI, S. 7, 13 und 14.

des bißchen Vergnügens solche Szenen! Sie mißgönnen dir den Augenblick zum Atmen. Prediger und Pietisten sind's, die in Sack und Asche verliebt sind; die freudige Jugend verstehen sie nicht und hassen sie bis auf's Blut . . . Aber es kommt noch besser; und die plumpste Anklage findet willige Ohren. Sie klagen über deinen Müßiggang? Nicht schlecht! Sie wollen faulenzen, während du dich abmüden und unter der Arbeitslast zusammenbrechen sollst. Wie, sie, diese ewigen Nörgler, wagen zu remonstrieren? Bist du durch sie König geworden? Du warst es schon vor ihnen, und schon die bloße Vorstellung, die zu machen sie sich erkühnen, ist Rebellion . . . So wird ihm listig Logik und Verstand ausgeredet, dann aber auch das letzte, was einen am Guttun festhält, die Scham. Denn wer sind sie, daß du dich vor ihnen solltest schämen müssen? Bloßer Staub, durch deine Gnade zu etwas geworden, während du der König bist, hoch über allen Philistrositäten, hoch über Sitte, Recht, Gesetz . . . Und du fürchtest dich, der du der Inhaber aller Gewalt bist? Hauche, und sie werden verschwinden; oder weißt du nichts von den Komödien der eingebildeten Macht? Und man erzählt ihm die Geschichte von dem ausgestopften Löwen,[11] mit dem die Hirten die Räuber schreckten, bis diese die Entdeckung machten, daß es ein lächerliches ausgestopftes Nichts war, das ihnen so große Angst eingeflößt hatte . . .

Und so besiegt man nacheinander das Gewissen, die Scham und zuletzt auch die Angst des Königs; und nun wird sichtbar, wie diese scheinbar einfachste und entschuldbarste Art der Königsvergehungen, die da Ausartung der Jugend und Weiberregiment genannt wird, in Wahrheit die furchtbarste, weil alle anderen Arten in sich vereinigende werden kann. Denn dieses Königsdasein legt sich in die Schicksale des Untertans gleich der plumpen, fressenden Schlange, es arrogiert für sich alle Früchte der Arbeit, gleich dem des Eides vergessenden Wolfe, es ist auf seiner vermeintlichen Höhe verhärtet und tückisch gleich dem Falken; und scheint eine Weile die Art der Katze und der heimliche Mord noch zu fehlen — in der notwendigen Entwicklung bleibt am Ende auch das nicht aus. Denn wirklich kommt es zum Aufruhr, und da wird versprochen, beschwichtigt, von Besserung gewinselt und Unterwerfung geheuchelt; und die Verschlagenheit lädt überdies die Großen einzeln zur Beratung, und schlachtet sie heimlich nacheinander als die Rädels-

[11] ibid. XVI Seite 14.

führer ab.[12] Sind das nur Dinge aus dem Orient? Es gibt Landschaften uns näher zu, von denen die Geschichte das gleiche berichtet. Es war nicht das härteste Wort, als Kent rief: „Wahnsinniger Lear, was tust du?" manch' einer auch in Europa hatte Ursache, im Verenden zu rufen: verbrecherischer König, über dein Haupt mein Blut. Und jetzt haben wir die Orientierung. Alles frühere waren die Fälle des Mißbrauchs der königlichen Gewalt durch fremde gewählte Herrscher, während man hier in einer Gestalt vereinigt die möglichen Folgen der Erblichkeit vor sich sieht. Und der ersehnte und vergötterte, durch Erbgang zum Throne gelangte Liebling des Volkes, mit dem es sich als eine Familie fühlte, was für ein Verbrecher ist er, wenn er so fällt!

Und nun der Schluß. Jetzt ist die Revolution unausbleiblich und der Schuldige hat niemand mehr, auf den er sich verlassen kann. Nur die Frauen sind ihm geblieben; aber wie er sich an sie um Rat wendet, antworten sie, die ihn soweit gebracht haben — welche Ironie! -- plötzlich: o Gott. wie können wir armen Frauen in den Dingen des Staates mitreden? o Himmel, wie kann man das von uns verlangen, was verstehen wir davon![13] . . . Und da verflucht er sie. Es ist eine Geschichte, die er ihnen erzählt, von einem Vogel mit herrlichem Gefieder. Der kam in einen Winkel, wo man ihn bewunderte, und geschmeichelt sagte er: wie gerne bliebe ich da immer bei euch. Da rieten sie ihm, seine Federn, die ihn immer davontragen wollten, auszureißen, und er tat es, und machte jedem, der den Bewunderer spielte, mit einer der herrlichen Federn ein Geschenk. Da brachen Feinde herein, und als er, kahl geworden, nicht mehr zu fliehen vermochte, sagten die Bewunderer bedauernd: ja, hier wissen wir keinen Rat. Und ich, ruft Wardchan, habe mit der Ermordung jedes der treuen Männer, die meine Flugkraft ausmachten, mich selbst meiner Kräfte begeben[14] . . . Die Geschichte geht in „Tausend und Einer Nacht" furchtbar kindisch verflacht noch weiter; aber was aus ihr Grandioses zu lernen ist, hat Schahrjar bis auf den letzten Tropfen gehört.

[12] ibid. Seite 16 und dann die Vollbringung des Massenmordes, Seite 19.

[13] ibid. Seite 121.

[14] ibid. Seite 124.

XXXV. Vom Glück des Reichtums.

Bedürfnis wie nach Recht, so nach Liebe. (Seite 224.) — Mangelnde Glorifizierung des nackten Eroberertums (Fußnote). — Sorge des Fürsten um jedermann. (ibid.) — Zwei Audienzen. (Seite 227.) — Die Geschichte eines Geschäftshauses (ibid.) — Cogia Hassan wird Unternehmer und konzentriert Produktion und Absatz. (Seite 228.) — Was ein großer König dazu sagt. (Seite 230.)

Nun müssen wir noch etwas nachholen. In der Galerie, die den zweiten Teil einleitet, sind die Frauenbilder aus demselben Grunde, der früher die Aufteilung des Harun-Stoffes veranlaßte, nicht in geschlossener Kette gehängt. Vielmehr findet man sie mit Bildern aus einem anderen Kreise durchflochten, der aber auch aus einer Sphäre geholt ist, in der es um die Frage des Glückes geht. Und zwar um das Glück des Reichtums, das in die Betrachtung vielleicht nicht aufgenommen worden wäre, hätte ein Fürst, und bloß für Fürsten die Sammlung verfaßt; denn wenn sie Bücher schreiben, tun die Vornehmen oft so, als dächten sie nie an das Geld. Allein nicht eine Schicht mit den Gefühlsmasken, die sie liebt, sondern Jahrhunderte eines Volkes und einer Rasse haben hier mit der ungekünstelten Wahrheit, die man an den Völkern kennt, gedichtet, und daher bringen die Erzählungen auch all das mit, was das Volk sich als Glück träumt und vorstellt. Da ist es denn Tatsache, daß es bei dem Worte Glück zunächst immer an Habe und Reichtum denkt, und selbst die Kaiser sich nicht anders vorstellt, als in Marmorsälen wohnend und mit Kronen aus Golde, und die Mäntel behangen mit Perlen und Edelgestein. Und wenn es findet, daß die Kaiser sich einfach geben, wie ist es gerührt — eben aus dem Grunde, weil seine Vorstellungen ihm sagen, daß so ein Mächtiger die Schätze Indiens an sich tragen könnte und daß er doch daran seine Freude haben muß. Mithin ist es nur natürlich, daß die Sammlung hier in den

Zyklus vom Glück die Frage des Reichtums einbezieht, und natürlich, daß Scheherezade mit ihrem Blick für die dauernden inneren Werte daran mahnt, daß der bloße Besitz von Reichtümern noch nicht das Glück ist — es gehört noch etwas dazu.

Anderseits aber wendet sie sich mit dem wachen Sinn, der niemals aufhört, auf das Leben mit seinen Wirklichkeiten zu achten, wiederum an die Kronenträger, denen sie an den Beispielen sovieler stumpfer, dumpfer und entarteter Herrscher gezeigt hat, wohin die Sorge um das eine Königs-Ich führt. Und dem König also sagt sie: Sowie dein privates Glück in der Freundesseele besteht, die an dir hängt, und der du dich auch schuldest, so kann auch dein Königsglück nur in einem Wechselverhältnis zwischen dir und deinem Volke bestehen, wo jedes gegenüber dem anderen eine Pflicht hat, und jedes an dem anderen dafür mit dem Gefühl des wahren Freundes hängt. Und dieses Verhältnis fordert noch weit mehr von dir, als bloß die Sicherung des Rechtes. Das Recht nicht versagen, wenn jemand dessen bedarf, ist nur ein Teil deiner Aufgabe, und wer weiß, ob der größte Teil. Denn das Recht ist nur das Mindestmaß der Ansprüche, die das Leben eines Volkes an den König stellt; es ist die letzte Hilfe des Gefährdeten, die letzte Zuflucht, der letzte Schutz, wenn er selbst sich nicht mehr gegen Unrecht und Angriff helfen kann. In dem König aber sucht und ersehnt jeder mehr als den Richter; den Freund erwartet er, der mit ihm sorgt, den sein Wohlergehen freut, der seinen Mühen und seiner Arbeit mit der Empfindung nicht ferne bleibt, und der seine Aufgabe in der Herstellung der Bedingungen für das Gedeihen und die friedliche Blüte seiner Städte und Länder erblickt.[1]

[1] **Mangelnde Glorifizierung des nackten Eroberertums.** Ich kenne, beiläufig gesagt, kein nationales Werk in irgend einer Literatur, das den Eroberungsehrgeiz so wenig glorifiziert wie „Tausend und Eine Nacht". Immer ist es fremder Angriff, oder irgend ein begreifliches sittliches oder gemütliches Motiv (Raub des Sohnes, der Tochter usw.), das den guten König zum Kriegführen veranlaßt, und immer sind es die Bösen, die um Ländererwerbs willen, oder aus Gründen der Prestige-Politik, aus Stolz, überhebung, oder „ritterlichem Drang" angreifen. (Siehe den König von Samandal in der Geschichte Giauharens; und Chodadad entfaltet seine ritterliche Tugenden auch nur zur Rettung Unglücklicher und zur Verteidigung Angegriffener.) Im Geisterreich ist es ebenso; die Guten strafen nur; die Bösen fordern durch ihre Untaten die Abwehr, resp. die Repressalien heraus. (Siehe die Geschichte des Juweliers Hassan von Balsora und den Zwerg Scherban, der des Prinzen Achmed Vater, erbittert über eine un-

Es sieht so aus, als ob wir hier einen Leitartikel schrieben, ist aber nicht so. Die politische Sprache in „Tausend und Einer Nacht" ist unbeholfen; die damalige Zeit war wohl zur programmatischen Zusammenfassung dessen, was wir heute die Verwaltungstätigkeit

gebührliche Beleidigung, straft.) Wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, wird man in der Sammlung überhaupt nur zwei Erzählungen finden, die ex professo dem Krieg und seinem Leben gelten, aber auch von diesen bedeutet nur eine die Glorifizierung des Heldentums. Es ist dies das „Buch von Adjib, Gharib und Sahim-al-Leil (Henning, XI.; in den Weil'schen Ausgaben ist die Geschichte überhaupt nicht vorhanden). Allein dieses Buch schildert auch nur den Glaubenshelden, dem es um nichts zu tun ist, als um die Verbreitung des Islam. Nur wer diesem widersteht, wird von Gharib bekriegt; wer den Glauben annimmt, ist sofort Herzensfreund und wird gleich dem Augapfel gehütet; ihm nimmt man nicht, sondern gibt ihm verschwenderisch Ehren, Länder und Rechte — und Politik, grausamer Länderhunger, die Vergötterung und Idealisierung des kriegerischen Handwerks um seiner selbst willen, umnebelt noch keinen Sinn. Der zweiten Erzählung von Omar-al-Numan, Scharkan und Dul Makan, die zum größten Teil die byzantinisch-islamitischen Kämpfe behandelt, fehlt es auch nicht an den national-religiösen Gefühlen, doch aber herrscht die unverkennbare Empfindung des bestialischen Ursprungs und der häßlichen Zwecklosigkeit dieser Kriege vor. Omar verbindet sich mit Byzanz gegen Hardub, dann verbindet sich Hardub mit Byzanz gegen Omar; und der letztere wird von fremden Agenten vergiftet, seine Nachfolger werden zum erneuten Kriegszuge verleitet. Sie werden in einen Hinterhalt gelockt und an die Feinde verraten, und ihre Generäle werden vergiftet und erdolcht. Das ist also wohl ziemlich entfernt von der Bewunderung „des ritterlichen" und „allein des Mannes würdigen Krieges" um seiner selbst willen. Mit Liebe zeichnet die Erzählung, wie gesagt, die Heldengestalt Scharkans, aber um — wie Shakespeare an Hektor — gerade an ihm zu erweisen, wie zwecklos der reine und erhabene Mannessinn sich in diesen, nur trüben Instinkten dienenden Heroismen, ohne damit etwas bessern zu können, vertut. In Popper-Lynkeus' Buche „Das Individuum" wird Seite 148 eine Stelle, ich glaube, aus dem Koran, zitiert: „Wer auch nur eine Seele erhält, dem wird es angerechnet, als ob er eine ganze Welt erhalten hätte; und wenn einer eine Seele vernichtet, wird es ihm angerechnet, als ob er eine ganze Welt vernichtet hätte." In der Parabel vom Fuchs und dem Wolf (Inselausgabe, B. III, S. 256) heißt es fast wörtlich übereinstimmend: „Wer eine Seele vom Verderben rettet, der ist, als hätte er sie ins Leben gerufen und in den Leib sie gebettet; und wer eine Seele am Leben erhält, der ist, als hätte er die ganze Menschheit erhalten." Und solcher Äußerungen und Mahnungen zur Schonung des Menschenlebens gibt es in „Tausend und Einer Nacht" noch viele andere. Nureddin spricht, wie wir bereits erwähnt haben, als Harun ihm das Schwert reicht, um den Vezier Nuin zu töten: „Meine Art erlaubt mir nicht zu tun, wie du befohlen, enthebe mich des traurigen Amtes

nennen, nicht reif; aber hundertfach zerstreut finden sich in der Sammlung die Beweise, daß der gute klare Verstand der Menschen, wenn auch stammelnd davon zu sprechen wußte, daß der Sinn des Fürsten dem Wohlergehen des einzelnen gelten muß. Der Gatte Giauharens ist es, der nach einem Mittel sucht, um dem Untertan, der rechtsuchend vor den Fürsten tritt, die Beklommenheit zu nehmen, da so mancher gerade in dem Augenblicke, wo er vor der Majestät steht und am klarsten und einfachsten seine Sache auseinandersetzen müßte, aus Scheu vor dem König verwirrt und wortlos wird.[2] Harun-al-Raschid läßt an bestimmten Tagen seinem Wagen Offiziere vorausreiten, aber nicht um die Volksmenge fernzuhalten, sondern im Gegenteil, um anzukündigen, daß der König kommt, und daß jeder ihm sein Gesuch oder sein Rechtsanliegen überreichen kann.[3] Ein dritter, der im Zauberpferd,[4] sieht alljährlich einmal jeden seiner Untertanen bei sich und forscht, frägt, nimmt Anteil, ist jedermanns Stütze und Vater im Lande; und Prinz Achmed und seine Brüder, die nach Bisnagar, Schiras und Samarkand kommen, halten nicht Maulaffen feil, sondern sehen und merken, wie man lernt und das Lernen begünstigt, wie man arbeitet und „die Betriebsamkeit, Geschicklichkeit und den Erfindungsgeist" (alles Zitat) fördert,[5] und wie unter dem Walten dieses Geistes die ein-

der Wiedervergeltung." Und schließlich noch etwas Merkwürdiges: Fast immer ist in „Tausend und Einer Nacht" der Soldat mitleidig, fast niemals ist er wüst und verwildert. Der Rebell Ibrahim wird von einem Soldaten erkannt, den er darauf schlägt, zu Boden wirft, und verwundet; trotzdem verrät ihn der Soldat nicht — und es ist doch ein enormer Preis auf seinen Kopf gesetzt. In der Geschichte von Kaschgar stiehlt der verarmte junge Mann einem Soldaten die Börse, und der Soldat bemitleidet ihn und bittet für ihn, als es zur Strafe kommt.

[2] Anfang der Geschichte, 501. Nacht. „Der Mann wurde hereingeführt und an einen Ort gestellt, von wo er mit Muße sehen und hören konnte, wie sich der König mit verschiedenen Personen vertraulich unterhielt. Denn so pflegte es der König mit allen zu halten, die mit ihm zu sprechen hatten; er tat es absichtlich, damit sie sich an sein Angesicht gewöhnen, und indem sie ihn mit anderen so freundlich sprechen sahen, Mut und Vertrauen fassen sollten, die gleiche Sprache zu führen, ohne sich von dem Prunk, der ihn umgab, einschüchtern zu lassen. Denn dadurch gewannen sie ihre Beherztheit in seiner Nähe wieder, und erst wenn er das an ihnen merkte, erteilte er ihnen die Audienz."

[3] Ende der 591. Nacht.

[4] 250. Nacht.

[5] 595., 597. und 599. Nacht.

zelnen und die Städte gedeihen. Und dann kommen zu den vielen da und dort auftretenden, noch besonders zwei Zeugen, welche aussagen, wie man in der Fremde die nützliche Tätigkeit achtet und belohnt. Sindbad[6] kommt in eine Stadt, wo er die Sattelung der Pferde einführt, und der König weiß es ihm Dank. In der Geschichte des Abu-Kir und des Abu-Sir,[7] die aussieht, als wäre sie von Johann Peter Hebel oder von Zschokke als Adnex zum „Goldmacherdorf" geschrieben worden, bringt Abu-Kir die Kunst der Tuchfärberei in ein Land, und man empfindet es als eine Wohltat, erweist ihm Ehren, und macht ihn reich. Und da ist es wieder Harun-al-Raschid, der am meisten und bewußtesten aus der Reihe der anderen hervortritt und bekundet, daß, gleichwie die Sicherung des Rechtes, so auch die Wahrnehmung des Wohlergehens und des Wohlstandes des einzelnen ihm Freude macht. Heute gibt es stereotype Formeln für solche Bekundungen; Harun hatte noch keine Klischees für dergleichen, und alles, was er sagte, war von so einfacher Menschlichkeit. Als ein bebender Mann vor ihm stand[8] und vor Zittern noch immer nicht sprechen konnte, so daß ein anderer schon ungeduldig geworden wäre, sagte Harun-al-Raschid: „Sidi Numan, fasse dich und stelle dir vor, du habest nicht mir, sondern irgend einem Freunde, der dich darum bittet, etwas zu erzählen; und wenn in deiner Erzählung Sachen vorkommen, von denen du glaubst, daß ich mich dadurch beleidigt fühlen könnte, so verzeihe ich es dir im voraus. Banne also deine Besorgnis und sprich offen mit mir, gleich als ob du deinen besten Freund vor dir hättest." Und dieselbe Menschlichkeit, die so zu einem graviert Scheinenden spricht, wendet sich dann Cogia Hassan dem Seiler, zu und spricht:[9] „Als ich gestern an deinem Hause vorüberkam, fand ich es so prächtig, daß ich neugierig wurde, wem es gehört. Ich erfuhr, du habest es bauen lassen, nachdem du zuvor ein Gewerbe getrieben, das dich kaum notdürftig ernährte; auch sagte man mir, du überhebest dich der Reichtümer nicht, die Gott dir geschenkt, sondern machtest einen guten Gebrauch davon. Und deine Nachbarn wissen sehr viel Gutes von dir zu erzählen. Dieses alles," fährt der Khalif fort, „hat

[6] 266. Nacht.

[7] 513. Nacht.

[8] Sidi Numann in den Abenteuern Harun-al-Raschid, Pf.. B. III, Seite 272.

[9] N. 567 u. ff.

mir ein wahres Vergnügen gemacht und ich bin überzeugt, daß die Mittel und Wege, auf denen es der Vorsehung gefallen hat, dir ihre Gaben zufließen zu lassen, ganz außerordentlicher Art sein müssen. Ich wünschte, sie aus deinem eigenen Munde zu erfahren, und habe dich kommen lassen, damit du mir dieses Vergnügen bereiten möchtest; und so erzähle mir denn alles, ich bitte dich, damit ich in genauer Kenntnis der Sache mich deines Glückes um so mehr freuen kann, an dem ich herzlich Anteil nehme." Und lächelnd sagt er weiter — woraus vielleicht hervorgeht, daß es schon damals an Steuereinschätzungskommissären nicht gefehlt haben wird: „Aber auf daß dir meine Neugierde nicht verdächtig vorkomme, und damit du nicht glaubest, es könnten eigennützige Triebfedern mit im Spiele sein, so erkläre ich dir hiemit, daß ich durchaus keinen Anspruch auf deinen Reichtum erhebe, sondern dir vielmehr meinen Schutz bewillige, damit du ihn in ungestörter Sicherheit genießen kannst."[10]

Und so erzählt Cogia Hassan die bekannte Geschichte, wie Saad ihm zweimal je 200 Goldstücke schenkte, die ihm beide Male verloren gingen;[11] wie ihm dann Sadi ein schlechtes, altes vorbogenes und halbzerbrochenes Hufeisen, das er eben auf der Straße aufgelesen hatte, schenkte, und wie er es in derselben Nacht noch einem Nachbarn gab, der es zum Beschweren der Netze beim Fischfang gebrauchte; wie ihm der Nachbar zum Lohn dafür den stattlichen Fisch brachte; wie er beim Aufschneiden des Fisches in dem Magen einen herrlichen Diamanten fand, den er bald darauf um eine gewaltige Summe verkaufte, und wie er dann im Besitze des Geldes — das ist das Interessante — Unternehmer, Großunternehmer ward. Seine Frau will gleich auf großem Fuße leben, er aber sagt: „Mit solchen Sachen müssen wir nicht anfangen, überlasse die Sache mir, und sei gewiß, es bleibt nicht aus, was du verlangst. Denn obgleich das Geld nur da ist, ausgegeben zu werden, müssen wir es doch so einrichten, daß wir ein Kapital anlegen, wovon wir bloß die Zinsen verbrauchen, ohne den Grundstock anzugreifen. Dieses ist mein

[10] Ende der 566. N. — Darnach scheint Harun Lessings Nathan den Weisen gelesen und daraus zur Kenntnis genommen zu haben, was in Nathans Seele vorging, als er die Berufung zu Saladdin erhielt.

[11] Das eine Mal wird der Topf Kleie, in dem sie versteckt sind, verkauft, das andere Mal raubt ihm ein Vogel den Turban, in dessen Falten er sie verborgen hatte.

Plan, und gleich morgen will ich mein Kapital anlegen." Und den ganzen folgenden Tag wendete er dazu an, zu einer Menge Handwerksgenossen zu gehen, denen es als kleinen Seilern schlecht ging, und schoß ihnen Geld vor, verpflichtete jeden nach seiner Arbeitsmöglichkeit allerlei Sorten von Artikeln für ihn zu besorgen, und versprach sie nicht lange warten zu lassen, sondern pünktlich und gut zu zahlen, sowie sie die Arbeit ablieferten. Am nächsten Tage verpflichtete er noch die übrigen Mitglieder der Zunft für ihn zu arbeiten. „Seitdem stehen alle Leute von diesem Handwerk in ganz Bagdad für mich in Arbeit, sind aber auch zufrieden von der Pünktlichkeit, mit der ich meine Verpflichtungen gegen sie erfülle." Und noch mehr, alles was man in diesen Sätzen liest, ist nicht von mir subintelligiert, sondern findet sich wirklich in dem Text, in dem heißt es: „Da diese Masse von Handwerkern eine verhältnismäßige Menge von Arbeit fertig machen mußte, so mietete ich an verschiedenen Orten Lagerhäuser und stellte in jedem einen Geschäftsführer auf, der die angefertigten Arbeiten in Empfang nahm, und den Verkauf en gros wie en detail, im großen wie im einzelnen besorgen mußte — eine Einrichtung, die mir bald bedeutenden Gewinn und eine ansehnliche Einnahme verschaffte."[12] . . . Also er konzentriert die Produktion, organisiert sie, richtet sich auf den Massenabsatz ein, regelt ihn und kontrolliert ihn, und zu dem Schlusse „kaufte ich, um meine vielen Warenlager auf einem einzigen Punkt zu vereinigen, ein einziges Haus, das zwar viele Räume hatte, aber baufällig war. Da ließ ich es niederreißen und an seiner Stelle dasjenige erbauen, das du, Herr und König, gestern gesehen hast." Und nun bescheidener Stolz des wirklichen ernsten Kaufmannes — es ist kein Palast, in dem der Großkapitalist faulenzt, es sieht nur von außen so aus wie ein Palast, im Innern aber ist es eine Stätte der Arbeit, denn nicht genießen, sondern Schaffen ist sein Stolz: „So stattlich es auch scheint, so besteht es doch nur aus den notwendigen Warenmagazinen und aus den Wohnzimmern, die ich für mich und meine Familie brauche."[13] Kurz der erste Großindustrielle und das erste große Warenhaus in „Tausend und Einer Nacht".

Das ist Cogia Hassans Geschichte. Ich spreche nicht von der wunderbaren Einfachheit und Schönheit, mit der das ganze erzählt ist, und von dem lieblichen Schluß, wie Hassan eines Tages den

[12] 372. Nacht.

[13] ibid.

Besuch Saads und Sadis empfängt; wie sie ihm die Erzählung seines Glücks nicht glauben, wie er sie in sein Landhaus bittet, dort bewirtet, und in seinem Garten herumführt; und wie da plötzlich vor ihren Augen der ganze unverkennbare Beweis der Wahrheit dessen, was er erzählt hat, gefunden wird. Nur um den Eindruck, den das alles auf Harun-al-Raschid machte, handelt es sich uns, denn was ein großer König zu dem Glück seiner Untertanen sagt, das ist es, weswegen Scheherezade davon ihrem König berichtet. Und was sagt Harun-al-Raschid? Er hört die Geschichte mit der denkbar stärksten Aufmerksamkeit an, und erst als der Erzähler schwieg, merkte er, daß sie zu Ende war. Und es kamen doch keine Geister und keine Feen darinnen vor, von denen man immer glaubt, daß sie allein es gewesen seien, für die sich die Verfasser von „Tausend und Einer Nacht" interessierten! Und „Cogia Hassan," spricht er, „ich habe seit langem nichts gehört, was mir so viel Vergnügen gemacht hätte, als die wunderbaren Wege, auf denen es Gott gefallen hat, dich auf dieser Welt glücklich zu machen."[14] Und zum Schluß läßt er die beiden Freunde Hassans holen, um ihnen zu sagen, daß er den von Hassan gefundenen Diamanten in seiner Schatzkammer habe, so daß sie in gar nichts mehr an Hassans Erzählung und an der Wahrheit zu zweifeln haben, „daß das Geld nicht immer ein sicheres Mittel ist, wodurch sich ein armer Mann in kurzer Zeit und ohne Mühe Reichtum erwirbt." Der Himmel schickt seine Gaben — das wichtigste aber ist der Mensch selbst.

[14] 575. Nacht.

XXXVI. Der Mensch und das Gold.

Dem das Glück nachläuft. (Seite 232.) — Das Danaergeschenk des Glücks (Djaudar). (Seite 233.) — Aladdin und die Wunderlampe. (Seite 235.)

Und weil diese Geschichten alle solche sind, die das Volk nicht nur den Königen erzählt, sondern auch sich selber, darum bringt Scheherezade dem einfachen Verstande zu Nutz und Frommen noch allerlei zu diesem Punkte herbei. Und zwar scheint es wie absichtslos zu sein, nur so geringfügige Variationen des einen und immer gleichen Themas, und neu in jedem nur die Maschinerie des Abenteuers: das bißchen Zauberwerk und Feerie. Allein bei näherem Zusehen sind es doch wieder die Menschen, um die es sich handelt, und ganz außerordentlich unterscheiden sich die Fälle, je nach dem Typus der darin behandelten Figur. Alle träumen sie vom Golde, kämpfen, jagen sie, mühen sie sich um seinen Erwerb und seine Behauptung. Und wie sie dazu gelangen, und ob sie es festhalten, und die weitere Einsicht und die Fähigkeit haben, seinen Besitz auch zu ihrem Glücke zu wenden, das ist sodann die Charakterfrage, die das Schicksal stellt, und auf die der Mensch dann selbst mit seinem Leben antwortet.

Wie wird man reich? Der Dichter hat eben gezeigt, daß es nicht so ist, daß aus Geld immer wieder Geld werden muß. Und das sichere Kalkulieren macht es auch nicht allein. Abu Sabr,[1] die verkleinerte Ausgabe des John Gabriel Borkmann, rechnet ja so haarscharf, und lächerlich zerschellt doch alles, der Mann und der Plan. Nein, man muß auch Glück haben! Nur freilich sprechen wir von dem Glück so, als ob es wissen könnte, was es tut, und sprechen, je nachdem es das Verdienst oder das Unverdienst trifft, von Bestimmung und höherem Ratschluß, oder von Zufall und von For-

[1] N. 483.

tunens blinder Wahnsinnslaune. Der eine setzt in die Lotterie und es kommt eine Nummer heraus, der andere kommt einer reichen Frau unter die Augen und macht eine reiche Heirat. Es scheint, daß die Fälle gleich sind, und doch gibt es den Unterschied, daß der eine Zufall doch noch dümmer und absurder ist, als der andere. Denn der der Frau begegnete, zwang sie doch durch etwas in seiner Persönlichkeit zu sich; der andere aber, was hat der zum Erfolge getan? Nun, und da ist in der Geschichte vom trägen Muhamed[2] solch einer, dem das Glück nachläuft, ohne daß er den Finger rührt, ein Monte Christo, nur ein dumpfer und ungeschlachter, dem nie auch nur von der faszinierenden Wagetat träumen wird, ein plumper Haupttreffermensch. Doch nein, auch das ist er nicht einmal. Denn der tut etwas zu seinem Glück, spielt mit ihm in seinen Träumen, geht ihm sozusagen entgegen, wenn nicht auf der großen schönen Straße zum Glück, so doch auf dem von kotigen Schuhen ausgetretenen Winkelwege, der zur Lotterie führt. Dieser Muhamed ist aber selbst zum Spiel zu träge, und setzt den Fuß vor das Haus nicht einmal, wenn es des Lebens Notdurft gilt. Und als er nun mit anderen eine Reise nach China antreten soll, wo sie viel verdienen können, verspätet er sich, verschläft den Abgang des Schiffes, und verfault zu Hause, während die anderen drüben reich werden. Und um ihn zu verhöhnen, kauft dort in China endlich einer aus der Gesellschaft, weil er es der Mutter Muhameds versprochen hat, für ihn um die Minimalmünze, die sie in Bagdad haben, doch etwas ein, worüber sie dann aus dem tollen Gelächter nicht herauskommen: nämlich einen — räudigen Affen, und den bringen sie ihm bei der Rückkunft heim ins Haus. Und nun sieh, dieser Affe, das ist der Affe des Glücks, durch den Muhamed unermeßlich reich wird, so daß ihn selbst der Kalif beneidet; und das alles warum? wofür? Scheherezade zuckt die Achseln, aber nur über den Frager, dem das alles noch neu ist. Oder weiß man es nicht: dem einen verwandelt sich ohne sein Zutun alles in Gold, während du dich um dein elendes Dasein mühen mußt und sterben. Und, Bruder, wie ist es erst, wenn nicht die Laune des Geschickes, die uns das Glück in den Schoß warf, toll und absurd war, sondern wenn derjenige, den es heimsuchte, es toll und absurd verwirtschaftet? Da ist so ein Bret Harteſcher Goldgräber, der Djaudar aus

[2] N. 480 u. ff.

Kairo," von dem richtigen kalifornischen Wuchse, und auch mit dem tragikomischen Lebenslauf: Riese an Gestalt, ohne Sentimentalität, ohne Nerven; dabei trotz aller psychischen Robustheit von wirklich kindlichem Gemüte, treu, brav, arglos, geduldig. Kurz ein Prachtkerl, nur ohne — ja, wie nennt man's? Er lacht, daß es eine Freude ist, wenn er im Glück ist; und wenn er wieder arm wird, nun, was kann man tun? Dann schuftet man ohne zu zürnen und ohne sich aufzuregen, mit derselben Gutmütigkeit im Sklavenjoch weiter. Nur, weißt du, Bruder, dieses gar nicht hassen und gar keine Galle haben, tut manchmal doch auch nicht gut . . .

Notabene gibt ihm die Erzählung wohl die außerordentlichste Ouvertüre, die je eine Märchenphantasie erfand; dabei wird man gleich im Beginne inne, welch ein Johnny oder Tommy aus irgend einem Brüller Lager er ist. Sohn eines reichen Vaters, hat er nach dessen Tode seinen undankbaren Brüdern unendliche Güte erwiesen, und wurde von ihnen ruiniert. Doch ist er in dieser seiner Güte nicht einmal fähig, es ihnen nachzutragen, und bleibt für sie, der er war. Die Mutter trägt er auf Händen, und aller falschen Scham abhold, streicht er, der einmal in Samt und Seide gekleidet ging, als armer Fischer durch die Straßen, um die Mutter zu ernähren, und bietet seinen Fang zum Kaufe aus. Alles das wird in der Geschichte kaum mit einem ausdrücklichen Worte erwähnt; aber es lebt in ihr, und lebt kraft wunderbaren Sinnes für das, was im Charakter als notwendige Voraussetzung für das weitere gegeben sein muß — denn nur wer so beschaffen ist, kann alles das, was nun folgt, ertragen. Eines Tages, als er am Kerinsee nächst Kairo steht, erblickt er einen Mann, einen Berber, der herrlich gekleidet ist und auf einem herrlich geschirrten Reittiere sitzt. Der frägt: „Bist du Djaudar?" und spricht: „Höre einen Antrag. Ich steige von meinem Pferde, du bindest mich an Händen und Füßen und wirfst mich ins Wasser hinein. Strecke ich dann beide Hände aus dem Wasser, dann rettest du mich; wenn aber nur eine, dann stößt du mich zurück in die Tiefe, nimmst mein Gewand, reitest in die Stadt, meldest dort und dort meinen Tod, und empfängst 100 Dukaten zum Lohn." Das ist seltsam, was? Aber der Mann will es und Djaudar bindet ihn, wirft ihn ins Wasser, stößt ihn zurück, als nur eine Hand auftaucht, und erhält in der Stadt 100 Dukaten zum Lohn. Zwei oder drei Tage später, als er wieder am Seeufer steht, kommt ein zweiter

[1] N. 490 u. ff.

Berber mit der gleichen Offerte, und es folgt wiederum Fesselung, Wurf ins Wasser hinein, und letzter Stoß, als nur eine Hand auftaucht, und abermals 100 Dukaten als Lohn. Da denkt sich der gutmütige Henker — denn warum soll man nur in Staatsdiensten für das Henken Lohn beziehen, warum nicht für das gleiche, das man in Privatdiensten den Selbstmördern leistet? — da denkt sich also Djaudar mit wildem Humor: „Möchte wieder was verdienen; gibt es nicht noch einen Berber? Wollen sie denn alle ewig leben?“ Und richtig kommt schon der dritte mit dem Antrag wie die beiden vorigen. Aber diesem dritten ist ein besseres Los bestimmt; beide Hände streckt er nach einem Augenblick aus der Tiefe, und bringt, da Djaudar ihn rettet, zwei Fische in der Hand mit, die er unten gefangen, und die in Wahrheit mächtige Geister sind. Und mehr als fürstlich belohnt, wird nun Djaudar durch die Munifizenz des Geretteten, dem er zu unerhörten Zaubermitteln verholfen, selbst der Herr von dienstbaren Geistern, die ihm Fabelschätze schenken — und bleibt der gute Sohn, der er gewesen, und der unsäglich gute Junge, der vergißt, was ihm die Brüder angetan. Und da kommt nun die erste große Warnung: nimm dich in Acht, Herr Djaudar, die Brüder, die elenden, neiden es dir und verkaufen dich, wie sie es mit Josef getan. Und nicht wahr, dann ist es anders, dann muß man sich wieder elend abmühen und unter Peitschenhieben ächzen, und du wirst es dir merken für den Fall, daß du wieder frei werden solltest. Denn wer die Galle nicht kennt, und den Zorn und Groll selbst gegen so offenbar befundenen Verrat fern hält, was soll aus dem werden? Die Gaben, die ihm geschenkt wurden, werden ja dann zum Danaergeschenk und selbst zum Mittel zu seinem Tod . . . Aber predige dem, dem nun einmal das Organ zum Hasse fehlt! Die Maus war so, und ging durch die Katze zugrunde; und gerade da Djaudar zuhöchst steigt, indem er die Tochter des Königs zum Gemahl nehmen soll, wendet sich die Kindlichkeit, die in ihm ist, gegen ihn selber und ermordet ihn. Denn die Natur selbst ist es, die ruft: da unter den Menschen ebenso Bestien vorhanden sind, wie Engelsherzen, mußt du dich wohl schon vor der blinden und wahllosen Vertrauensseligkeit in acht nehmen. Denn da wird einer glücklich, dessen Geist stumpf und dessen Herz leer ist, und dort wird ein anderer von den eigenen Nächsten, Brüdern, Schwestern und Freunden ermordet — aus keinem anderen Grunde, als weil sein Herz ein Schrein aller Gnade ist.

Und nun Alladin.[4] Auch hier ist es bezeichnend, daß jeder für die Arbeit der Phantasie in dieser Erzählung Worte hatte, keiner aber je für die straffe Charakteristik, mit der der Typus dargestellt erscheint. Es ist nicht wahr, daß der Besitz der Schätze erst aus Alladin den festen und seines Willens wie seiner Kräfte sicheren Menschen gemacht hat; er ist es vom Anbeginn und geht sozusagen mit fest geschlossenen Lippen seinen Weg. Die Mutter klagt: er ist nicht wie ein artiges Kind sein soll, allein es wird indirekt rasch kenntlich, was die Klage veranlaßt haben mag. Er war offenbar nicht weich und dressabel genug, gegenüber dem Lehrer nicht so gefügig wie andere Schüler; und wenn so ein Knabenauge in der Abstunde, träumerisch erglühend auf fernen Visionen haftet, dann sind die in der Schule unzufrieden und die Mütter sagen: ach, wie fehlt es meinem Jungen an der nötigen Aufmerksamkeit. Und das läßt sie auch gleich auf den Zauberer hören, als er kommt.

Der wirkt eine Weile berauschend auf den Kleinen, weil er so wunderbare Dinge von dem glänzenden Leben draußen berichtet, und weil er auch dem Neffen so kostbare Kleider verspricht. Nun folgt aber der Spaziergang vor die Stadt hinaus, und der Augenblick, wo der angebliche Oheim, der bisher so liebreich getan hat, ihm plötzlich die Maulschelle verabreicht; und bei dem Schrei und dem Auffahren, mit dem der Knabe antwortet, wird sich der Betrüger sofort der begangenen Unvorsichtigkeit bewußt.[5] Denn einem Jungen, der die Fähigkeit dieses tigerartigen Sprunges und dieser flammenden Blitze in den Augen hat, soll man keine unmotivierten Maulschellen verabreichen; denn wer weiß, wie das das gefährliche Witterungsvermögen weckt, das in so einer jungen Psyche wohnt.

[4] Sindbad, der Seefahrer, gehört kaum in diese Reihe. Er nimmt die Schätze, wo er sie findet, und zwar schonungslos, führe der Weg auch über Leichen. Das Hervorstechendste an ihm ist aber sein Abenteurerdrang. Ihn treibt es immer nach dem Unbekannten, nach der Ferne, nach Erleben, Erschauen, Erkämpfen; erst in Gefahren, da ein anderer verzweifelt, atmet er, der Schwache gegen ewige Gewalten, der einzelne gegen entsetzliche Feinde, der Begrabene in Abgründen voller Schrecken, der Vernichtete auf weitem Meere — erst da atmet er mit weit geöffneten Nüstern die Luft der Unendlichkeit. Alle Amerikanismen des Geistes, hineingedacht in die Psyche Dumasscher Musketiere: das ist Sindbad. Gleich einem Athos ist er dann erst glücklich, wenn Gefahr dabei ist; gleich einem Jules Verneschen Michel Arden beginnt für ihn der Reiz einer Reise erst, wenn es in der Kugel zum Monde geht.

[5] 533. u. Ende der 534. Nacht.

„Wie, das will ein Oheim sein und ein liebender dazu, der plötzlich zuschlägt . . . Und wofür? Weil ich nach einem solchen Spaziergang müde bin und nicht weiter gehen kann. Was, Spaziergang? Drei Meilen schon schleppt er mich herum, und bereits gleich anfangs, wie ich nicht weiter konnte, ist er so zornig geworden. Und wie er ausgeschaut hat bei der Ohrfeige! Das war ja Haß, wie er mich ansah; erdolcht hätte er mich am liebsten mit den Augen, und so sieht verwandtschaftliche Liebe nicht aus."

Nun folgt er ja freilich weiter, bis sie an den bestimmten Platz gelangen, aber immerfort von dem Augenblicke der Insulte an will es Alladin nicht mehr aus dem Kopfe: „Jetzt glaube ich ihm überhaupt gar nichts mehr. Denn wie, hat nicht die Mutter ebenfalls gleich anfangs gesagt, daß der Vater keinen Bruder gehabt hat? Und wirst sehen, Mutter, er lügt und etwas anderes ist im Spiele: er will etwas . . . was will er nur? . . . Er soll mich kennen lernen! Freilich gehe ich jetzt mit, und koste es mein Leben. Ich muß wissen, was er will." Und wie nun der Zauber vor sich geht, vor den aufsteigenden Weihrauchdämpfen die Felsen donnernd sich öffnen, da ist es schon sehr wahrscheinlich, daß Erwachsene selbst vor Erregung schwach geworden wären, wie es ja auch dem Djaudar geschehen ist, der da schwach wurde und das Allernotwendigste vergaß. Der Vierzehnjährige hier aber sammelt, trotzdem er ebenfalls kreidebleich und bebend dasteht, doch erst recht seinen Willen, und hält sich mit zusammengebissenen Zähnen aufrecht, in Ahnung, daß es sich um Außerordentliches handelt, wo aber ein Durchkommen möglich sein muß, wenn man nur den Mut und das kalte Blut nicht verliert. Denn wozu schickt ihn der angebliche Oheim in die Höhle? Er soll etwas holen, und so wird er ihn nicht drin lassen wollen, und braucht ihn lebend wieder. Drum drauf und dran! Er steigt in die Höhle hinab.

Und nun merke man, ob es ein einfacher und leicht im Kopf zu behaltender Auftrag ist, den ihm der Mann gegeben: er soll hineingehen, sich dann da und dort hinwenden, und acht geben, daß er sich nicht verirrt. Dann wird er an ungeheuren Säcken Goldes vorbeikommen, an die soll er nicht rühren, und an Gärten vorbei, wo an den Bäumen ungeheure Rubine und Diamanten hängen, mit denen er aber auch nicht die Zeit vertrödeln soll. Sondern von nichts, und von keinem Blitzen und von keinem Glanze darf er sich verwirren lassen, sondern ausschließlich an etwas Unscheinbares,

an eine schlechte, alte, verbogene Lampe denken, die soll er nehmen, und einen unscheinbaren Ring, der dabei liegt, auch . . . Und nun geht der Sohn eines Bettlers zwischen Säcken Goldes hin und hat die moralische Kraft, sich nicht aufzuhalten; er behält im Gedächtnis, welchen Weg er nehmen soll und keine Masche geht verloren; er kommt zu den Smaragdbeeten, zu den Amethystbäumen, zu den Früchten mit opalenem Glanze, und reißt sich auch da rasch los. Einen Augenblick freilich hat es ihn übermannt, das war vor den Diamantensträuchern und Saphirbäumen, wo überall so Unterhörtes in nie gesehener Größe und Strahlenpracht herniederhing. Da wurde er, wie gesagt, schwach und begann zu fiebern, sich die Taschen vollzustopfen . . . Da halt! sagte nicht der Oheim, das alles sei wertlos, und nur an Ring und Lampe sei etwas gelegen, so unscheinbar sie auch sind? Und so läßt er denn alles stehen, und ist die großartige Energie, die sich loszureißen vermag vom blendendsten Scheine, und die Fähigkeit hat, dem nachzugehen, wovon der Verstand sagt: das ist das Wichtigste. Und dieser Junge ist erst 14 Jahre alt!

Und nun das weitere: wie er mit dem Ring und der Lampe in der Hand heraufsteigt und der Oheim ruft: „Gib die Lampe," und er im Nu sich sagt: „diese Gier, diese wilden Augen!" und darum antwortet: „Reich mir die Hand erst, daß ich heraussteigen kann!" Und wie der Oheim wutvoll krächzt: „Elender, erst die Lampe," da duckt er sich vor der Hand, die nach ihm greift, und bleibt, auf den Stufen tiefer zurückfallend, erst recht dabei: „hilf mir erst heraussteigen" — bis der Fluch ertönt und die Bergwand sich donnernd schließt. Da nun sinkt Alladin halb ohnmächtig zurück. Aber im Falle noch umschließen seine Finger nur noch fester die Lampe . . . Nun, und aus unserer so matten und die Charaktere biegsam gestaltenden Welt wissen wir nicht von vielen Vierzehnjährigen zu erzählen, die eine Analogie bieten würden zu diesem am verletzten Stolze sich entzündenden Willen aus Stahl. Und doch muß es wahr sein[*] daß schon in der puerilen Seele sich eine Männlichkeit von dieser Struktur verraten kann. Handelte es sich nicht um ein Märchen, so könnte man an jene andern Fünfzehnzährigen denken, denen die Welt zu klein schien und die mit ihrem Löwenwillen frühe schon ähnliche Situationen beherrschten oder einem Sulla die Worte abrangen: der wird euch eines Tages zerreißen,

[*] Der gegenwärtige Weltkrieg hat es vielfach bestätigt.

nehmt euch vor ihm in Acht. Doch lassen wir die Vergleiche und werden wir uns wenigstens dessen bewußt, daß das Märchen im Orient offenbar doch etwas ganz anderes ist, als bei uns. Bei uns zaubert es eine Welt dunkler und geheimer Mächte vor, und leiht ihnen Stimmen, die uns von Dingen über die gemeine Handgreiflichkeit des Tages hinaus erzählen. Und diese Dinge sind die Hauptsache, vor der das Interesse an dem Menschen verschwindet, so daß ihm das Märchen auch nicht mehr als die Schablone eines Charakters zu geben braucht. Da ist er gut oder böse, dumm oder weise, mutig oder feige, und eines weiteren bedarf es nicht, da er doch nur Demonstrationsobjekt sein soll, an welchem man die Wahrheit erproben will. Im Orient ist es anders. Da ist das Märchen nicht Märchen, wie bei uns, sondern es ist die nationale Dichtungsform des Romanes. In diesem Roman sind die Schauplätze über das hinaus, was wir die wirkliche Welt nennen, geweitet; allein in allen diesen Geisterreichen sowie in den dem Zauberspruche und Zauberschlüssel sich öffnenden Regionen ist und bleibt der Mensch die Hauptsache, mit seinen Fähigkeiten und Kräften, mit den Innervationen, die seine Seele empfängt, sowie mit dem, was er aus den Stößen macht, die das Leben ihm zuteilt — kurz mit seinem Charakter, aus dem er sich sein Schicksal schafft.

Und nun kehrt Alladin zur Oberwelt zurück, verschließt Ring, Steine und Lampe, schweigt über alles, lebt weiter in Dürftigkeit, und ist auf der Straße bei den früheren Gespielen nicht mehr zu sehen. Denn irgendwo anders, in den Basaren weilt er jetzt, bei den großen Teppichhändlern, die die Welt durchwandern, in den Läden, wo die Gebildeten und Reichen zusammenkommen, bei den Juwelieren mit ihrer vornehmen und erlesenen Kundschaft. Und zwar ziehen ihn nicht die Modenarrheiten dorthin, sondern er will lernen, horchen, die Augen offen halten, da der lebendige Verkehr, der Umgang, das praktische Leben dort im Orient die Universität ist, in die die meisten absichtslos hineingeraten. Alladin aber sucht bewußt und absichtlich diese Schule, und zwar durch eine Reihe von Jahren, während ihm zu Hause in der alten, feuchten, elenden Schneiderstube Millionen im verborgenen Winkel ruhen. Nun, und dann erst, nachdem er die Schule der Vornehmheit in sich aufgenommen, und zwar mit dem vornehmen Benehmen und der Art, sich vornehm zu kleiden, auch die weit ernstere Kunst, vornehm zu denken und vornehm zu fühlen, erst dann, nach einer eisernen Selbst-

zucht, öffnet er eines Tages die schmalen Lippen und spricht zu der Mutter, ohne sich aufzuregen — nur daß er zuvor die Tür geschlossen hat: „Mutter, ich will dir etwas mitteilen. Ich will die Prinzessin heiraten."

Diese Szene mit der Mutter ist wichtig, denn sie ist die erste von vielen, in welchen die Erzählung auf das sublimste auch Alladins eiserne Ruhe beweist. Die Mutter hält ihn für wahnsinnig und beginnt weinend zu beschwören — er debattiert nicht lang, gibt nur kurz eine Motivierung und Aufklärung. Dann, nachdem der erste Windstoß vorüber, wiederholt er: „Also, liebe Mutter, morgen gehst du zu Hofe," und geht dann ruhig zu Bett. Tagsdarauf instruiert er sie genau: sie braucht sich nicht zu fürchten, sie soll es nur glauben, daß die Edelsteine, die sie in dem färbigen Serviettentuch dem König mitbringen wird, einen unerhörten Wert haben. Aber das Mütterchen traut sich, wie man weiß, nicht, den König anzusprechen und nun folgt Szene Nummer zwei: „Warum hast du ihn nicht angesprochen?"

„Erstens!" . . .

„Also was erstens?"

„Erstens die Angst."

„Nun gut, obzwar ich dir gesagt habe, daß du keine Ursache zur Angst hast; und was ist zweitens?"

„Zweitens?"

Und sie platzt mit einem Gelächter heraus, wie sie nie gelacht hat, und sagt: „Ja, glaubst du denn wirklich, daß diese Steine irgend einen Wert haben? Das ist ja lächerlich, des armen Schneiders Abdallah Sohn wird solche Steine haben?" Und ein anderer, der den ganzen Tag der Antwort des Königs und der Umarmung der Prinzessin entgegengefiebert hat, würde, trotzdem es von der Mutter kommt, doch vor Aufregung sterben über dieses plumpe, dumme, und von dem richtigen plebejischen Sinne zeigende Gelächter. Denn so machen sie es ja immer, und wollen es nie glauben, daß wir, weil wir im Dunkel geboren sind, vielleicht auch etwas haben, was eines Königs würdig sein könnte. Und so wie diese Mutter, so glaubte ja auch Scheherezadens Vater nicht, daß an den paar Steinen, die sie mitbrachte, an den paar Erzählungen etwas wäre, das es verdienen würde, anders geschätzt zu werden, als er es tat. Und so sehr reizt und verwundet das, daß so mancher in dieser Situation zu dem Mittel greifen würde, das Alladin ja hat, um

die Mutter sofort und mit einem Schlage zu überzeugen: „Geh' hinaus, und nach einer Sekunde, wenn du wieder hereinkommst, werde ich dir tausend unbeschreibliche Kostbarkeiten zeigen; warum willst du also nicht glauben, daß diese Edelsteine echt und von königlichem Werte sind?" Aber wie gesagt, er debattiert prinzipiell nicht und sucht nicht zu überreden und zu beweisen,[7] und ist auch innerlich gegen alles, was fremdes Urteil ist, so gepanzert, daß es nicht einmal Empfindlichkeiten in ihm erregt. Mein Gott, was liegt daran? Es handelt sich um etwas anderes als darum, der Mutter etwas zu beweisen. Was hat man schon davon, ihr das Wort abzuringen: ja, jetzt glaube ich? Wenn er der Mann der Prinzessin sein wird, und das ist die Hauptsache, um die es geht, wird sie schon genügend glauben. Und immer nur nach der Hauptsache muß man sich richten, immer nur danach, wohin das Schicksal mit ausgestreckter Hand hinweist: dort liegt die Entscheidung — und an das, was rechts und links von dem Wege ist, der zwischen mir und dem Willensziele hinführt, an das verschwendet die Stärke nicht Worte, nicht Überredungskünste und keine Beweise, keine Aufregungen, keine Nervosität.

Tags darauf wiederholt er also plötzlich, die schmalen Lippen öffnend, und ganz ohne neue Dispute: Mutter, du wirst zu Hofe gehen und um die Hand der Prinzessin anhalten — und so noch vier und fünfmal, ohne daß er auch nur einmal die Ruhe verlieren, der Mutter harte Worte geben und etwa Johannes Vokeratisch ausrufen würde: o diese Mütter, o diese Reduziertheit, o welch ein Unglück, wenn einer selbst im eigenen Hause unverstanden bleibt. Und man weiß ja, wie es diesem Schneidersohn, der sich selbst zum ersten Gentleman des Landes machte, dann am Ende doch geht und wie er es nicht nur verdient, Prinz zu heißen, sondern es auch wirklich vom Wirbel bis zur Sohle ist: kraftvoll und geschmeidig von Gestalt und ernst und kühn von Blick, fürstlich von Geschmack, fürstlich an Freigebigkeit, und mit einem Geiste, einer in jedem Wort und jeder Bewegung sich kundgebenden Würde, die selbst den König zwingt, die Augen niederzuschlagen; und die mit ihrem Löwenblick dem Dünkel der Hochgeborenen die Mahnung zuruft, die dem Herzen des Volkes so

[7] Ich weiß, in der Geschichte ist es anders. Was beweist das? Gegenüber Stoffen, an denen hundert Sammler nach Willkür besserten oder verdarben, hat der Spätgeborene zumindest das eine Recht, anzudeuten, wo die logischere Entwicklung eines Charakters liegt.

wohl tut, weil sie einen Trost bringt und eine tiefe, tiefe Wahrheit enthält: du hochgeborener, bilde dir nichts ein auf Abstammung und Geblüt, als wärest du mit etwas ganz Besonderem gefürstet. Der Adel liegt ganz anderswo, und wir Kinder des Volkes, geboren in Not und erzogen in elender Enge, wir haben doch auch den Geist und die Fähigkeit, an uns zu arbeiten und zu bilden, in einem Maße, daß wir dir ganz gleich kommen, und in Mannesschönheit, Mannestüchtigkeit, Mannesfestigkeit und aller Art Bekundung bedeutenden Wesens noch weit höher ragen als du. Und wer weiß, ob dieses Stück Demokratie, das in der Geschichte von der Wunderlampe liegt, nicht dasjenige war, was zu allermeist instinktiv empfunden wurde, und was darum auch am meisten dieser Geschichte die ungeheuere Popularität bei uns im Abendlande verschaffte. Die Wunderlampe, das ist Alladin selbst, das sind wir alle. Arm, unscheinbar, über die Schultern angesehen von den in Glanz und Reichtum Geborenen, kommen wir aus unserem Elternhaus, denn wir sind arme Bürgerskinder oder Kinder aus dem noch tieferen Dunkel des Arbeiterheims. Aber rühr nur an uns, reib an die Wunderlampe, und sieh dich nur um, welche Wunderkraft du in uns weckst.

XXXVII. Die Gerechtigkeit aus dem Volke und die Poesie aus dem Walde.

Aufgabe des Fürsten: Blick für die Größe. (Seite 242.) — Das verkannte Volk und die verkannte Frau. (ibid.) — Eine Sensationsaffäre in Bagdad. (Seite 243.) — Eine Szene in der Vorstadt. (Seite 244.) — Der kleine Richter wird in den Khalifenpalast geholt. (Seite 246.) — Das Proletarierkind auf dem Throne. (Seite 247.) — Der sprechende Vogel, der klingende Baum und der springende Quell. (Seite 249.) — Das Geschrei der Unzulänglichen. (ibid.) — Parisadens Wanderung. — Höchste Symbole. (Seite 250.) — Lebendig wirkender Geist der Dichtung. (Seite 251.) — Das Genie der Gerechtigkeit und das Genie der Dichtung. Hagarschicksal der Frau und der Poesie. (Seite 252.)

Wir haben gesagt, daß der Zyklus von den Frauen und die Geschichten vom Golde sich vielfach durchflechten; nun stehen wir vor den beiden letzten großen Bildern dieser Reihe. Auch hier darf man sich durch die Bescheidenheit der Titel nicht abschrecken lassen, die in nichts zu erkennen geben, was der Inhalt birgt.[1] Unsere Fassaden, sagte mir einmal ein Orientale, verraten nichts von dem Inneren des Hauses, und unsere Männer im schlichten Gewande haben für ihre Pferde goldene Schabracken bereit. Jede der beiden Geschichten hat einen ersten Teil, der gleichsam im Bogen auf ein bereits erledigt geglaubtes Motiv zurückgreift, und in jeder trägt der zweite Teil mit geradezu ungeahnter Pracht das Thema von der verborgenen Größe, die der Fürst suchen und erkennen muß, bis zum Schlusse. In dem einen Fall kommt sie aus dem Schoße der mißachteten und verstoßenen Frau; in dem anderen — und da ist auch die unmittelbare Zugehörigkeit zu Alladins Geschichte gegeben — aus dem Schoße des verkannten und mißachteten Volkes: also bis auf das letzte Parallelismus zwischen dem privaten und öffentlichen Leben des Fürsten, zwischen den Bedingungen seines häuslichen und seines Regentenglückes. Am Schlusse läßt es Scheherezade natürlich doch wieder das Haus und die Frau sein, die den Mann reif machen, auch für sein öffentliches Leben. Das Haus gibt und lehrt die Würde, den sittlichen Verstand, die rastlose Sorge und Treue, und ein Ver-

[1] „Geschichte der zwei neidischen Schwestern." N. 617 u. ff. und „Geschichte des Ali Kodjah, Kaufmanns von Bagdad", N. 589 u. ff.

trauen, das erhaben über den blinden Glauben der Unintelligenz, im Gegenteil aus der höchsten und reinsten Klarheit der Anschauungen fließt. Und nicht genug daran, ist das Haus auch die Heimstätte des reinen und kraftvollen dichterischen Geistes — und das eben ist der Inhalt der Geschichte von den beiden neidischen Schwestern, in welcher einem Herrscher eine Tochter Parisade geboren wird, in der Scheherezade ihren eigenen Beruf und ihre eigene Tat symbolisiert.

Bevor sie davon berichtet, erzählt sie aber wie erwähnt, noch die Geschichte vom Ali Kodjah, die in ihrem Anfang zu dem Zyklus vom Golde gehört. In diesem Zyklus zeigte sie, wie gesagt den Mann, dem das Glück unverdientermaßen nachläuft, dann den armen guten Kerl, dem sein Reichtum zum Danaergeschenk wird; ferner den in seiner Laune so ergötzlichen Maruf, den seine moralische Labilität weiß Gott wohin führen könnte, übertäme ihn nicht die innige und demütige Liebe zu einem erhabenen Wesen, die ihn adelt. Dann kam Ali-Baba an die Reihe, ferner der große Geschäftsmann aus Bagdad; und auch das Bild des Bab-Abdallah ist nicht zu vergessen, dessen Besitzhunger zum Wahnsinn wird, der fanatisch-unersättlich seinem Begleiter Millionen und Abermillionen betragende Schätze abbettelt, und damit nicht genug hat: auch das, was der andere ersonnen oder gefunden, hier eine Salbe, im wirklichen Leben etwas anderes, wollen wir ihm noch abpressen — und gibst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.[2] . . . Und da eben reiht sich die Ali-Kodjah-Geschichte an von dem elenden Reichen, in dem nicht etwa ein wilder Dämon ist, sondern nur niedrige, schmutzige Begierde, die insgeheim nach der Gelegenheit zum Diebstahl oder zu unbemerktem Ergattern späht. Vor Antritt einer Reise gibt diesem Lumpen ein Geschäftsfreund, eben der Ali-Kodjah, zwei mit Oliven gefüllte Krüge zur Aufbewahrung, die aber unter der Olivenschicht mit Gold gefüllt sind; und als Ali lange Jahre ausbleibt, spoliiert der Mann die Krüge und füllt sie für alle Fälle mit anderen Oliven an; die erfolgte Öffnung und den Diebstahl leugnet er dann natürlich ab. Bis daher also der erste Teil. Aber nun der zweite! Hier führt uns die Erzählung zu einem Sinn und einer Folge, durch die das Ganze zu einem überraschenden Parallelstück der Alladingeschichte, und mit dieser zusammen zu einem Pfeiler der ganzen Sammlung wird.

Nämlich, niemand erbleicht so sehr, niemandem steht das Herz

[2] R. 560 u. ff.

so still beim plötzlichen Erscheinen des Eigners, als dem zum Dieb gewordenen; und niemand begrüßt trotzdem den Heimgekehrten mit so geflissentlicher Herzlichkeit. Denn jeder andere darf es sich erlauben, mürrisch, verdrossen und unfreundlich zu scheinen — nur der Schuldige nicht, weil er später sich auf seine unbefangene Wärme wird berufen müssen, um zu deduzieren: hätte ich so unbefangen sein können, wenn ich schuldig bin? Und richtig kommt es zur Krise. Der Dieb gibt die Krüge zurück; der Bestohlene findet darin sein Gold nicht; und nun gütliches und schonungsvolles Zureden, dann Auseinandersetzung, dann erbitterte Szenen und Klage. Und der Depositär erklärt vor dem Richter: Ich bin ein angesehener Kaufmann, welch' eine Infamie, einen Mann meines Rufes einer solchen Tat zu bezichtigen! Habe ich es nötig, und hat er Beweise? Fand er die Krüge nicht in meinem Magazin genau dort, wo ich sie einst vor seinen Augen einlagerte? Ließ eine Spur erkennen, daß daran gerührt worden? . . . Darauf der Richter zum Kläger: „Hast du Beweise? . . . Nicht?" Dann steht Wort gegen Wort, und da er so ein angesehener Kaufmann ist, geht der Kaufmann frei.

Und nun Fortsetzung. Angesichts der Notorietät der beiden Prozeßteile wirkt die Sache in Bagdad als Sensationsaffäre. Auch Harun-al-Raschid hört gleich von der Angelegenheit und weiß schon, worum es sich handelt, als der Kodjah ihm auf öffentlicher Straße eine Beschwerde übergibt. Am Abend desselben Tages durchwandert er wieder die Stadt und kommt weit weg von den Sitzen der Vornehmen, in ein Arbeiterviertel. Da hört er Kinderstimmen: wir wollen den Prozeß vom Ali-Kodjah spielen; und diese Worte in der Vorstadt unter Kindern bezeugen es am besten: die Sache ist sensationell. Und nun übernimmt einer das Richteramt, ein Junge, vielleicht zwölf Jahre alt, so wie Alladin, als er noch auf der Straße spielte, und der Kleine sitzt auch ganz in der Pose eines Alladin da: die Arme über der Brust gekreuzt, den Mund fest geschlossen, das Falkenauge flammend auf jeden, der vor ihn tritt, gerichtet. Und kurz und bestimmt verteilt er die Rollen: der wird Kläger, der Angeklagter, der Gerichtsdiener sein. Und dann hört er schweigend die Erklärungen der Parteien an, läßt die Zeit der Einlagerung der Krüge zu Protokoll nehmen, ebenso die Zeit der Abwesenheit des Klägers. Und die Krüge wurden von niemandem geöffnet? Auch nicht von einem deiner Diener? Kannst du dich nicht erinnern, vielleicht hat doch einer die Krüge geöffnet? — Unmöglich, wie wären sie sonst jetzt doch voll. —

Und die Sache ist so konstruiert, daß der Geklagte auch mit Wirkung antworten könnte, wenn er gefragt würde, ob nicht der Dieb vielleicht andere Oliven hineingetan habe? Lächerlich, würde er dann antworten, hätte sie ein armer Hausgenosse gestohlen, so würde er, nachdem er die zweitausend Dukaten in die Hand bekommen, nicht länger in meinem harten Dienst geblieben sein; und stahl sie ein Fremder, dann hätte er nicht erst die Zeit damit verloren, die Krüge wieder zu füllen, denn was für ein Interesse hätte er an der Verschleierung des Raubes . . . Und dies vorausgeschickt, käme dann das stärkste und eindruckvollste Atout, das man in solchen Situationen auszuspielen pflegt, indem man nämlich sagt: es gibt also nur einen Einzigen, der den Diebstahl hätte begehen können, und der wäre ich . . . Die Logik stimmt; allein der kleine Richter stellt diese Frage nicht, sondern läßt die Parteien abtreten und beordert den Gerichtsdiener, zwei bekannte Kaufleute zu holen; und da faßt der Lauscher hinter der Planke überrascht Djafars Arm. Denn die beiden Kaufleute, die der Kleine zitieren läßt, sind stadtbekannte große Händler, und er läßt sie einzeln vorführen und frägt sie nacheinander aus: Du kennst dich in den Waren allen aus? In den Artikeln des Spezereigeschäftes? Auch in Oliven und allem was sie angeht? Und wenn ja . . . wie lange halten sich Oliven frisch? Darauf antwortet der erste und dann der zweite: zwei Jahre. Nicht länger? Nein, sie verfaulen dann und werden ungenießbar. Und nun treten die Parteien wieder vor. Und der Kleine frägt den Beklagten: Also niemand hat die Krüge geöffnet? und ihr Inhalt ist ganz so als wie sie eingelagert wurden, er ist völlig unberührt und unverdorben? Und gar nicht verfault? Nun, so tötet ihn, denn die Frucht kann nicht so lange lagern, und wenn sie frisch ist, so hast du sie hineingetan!

Bis hieher hat alles sozusagen polizistisch, oder wenn man will, juristisch-anekdotischen Charakter. Aber nun lese man, was folgt. Harun ist außer sich. Ein Kind nur, so ruft es in ihm, ein Kind, so arm und dahindarbend im verlorensten Winkel, und doch, welch ein Genie! Ganz so sagt er es nicht, aber es ist schon denkbar, daß er später einmal, in einem Augenblicke der Innigkeit sagen könnte: gesegnet mein Volk, in dessen Schoße solche Kinder gedeihen. Sofort gibt er Auftrag, den Prozeß für morgen anzuberaumen, und auch den erstinstanzlichen Richter vorzuladen; er soll lernen, wie man judiziert. Und auch den Kleinen soll man in den Palast holen; er soll

dabei sein; warte, Dieb, du sollst was erleben. Djafar, merke dir das Haus.

Tags darauf fährt in der Arbeitervorstadt der Minister in seinem Prunkwagen vor und frägt nach den Eltern des Kleinen; man führt ihn zu der Baracke, wo die Familie wohnt. Wie dürftig ist alles! Der Wind streicht durch die Ritzen in den Wänden, das verkrümmte Dach reicht fast bis zum Boden herab. Der Vater ist nicht zu Hause, er ist in der Arbeit, und die Mutter vergeht fast vor Aufregung, als man ihr sagt, wer da ist. Und erschrickt, als Djafar nach dem Jungen frägt, beginnt zu weinen: was hat er wieder angestellt, da der Minister selbst ihn zum Khalifen zu holen kommt? Djafar beruhigt sie; sie brauche nichts zu fürchten, gar nichts habe er getan, im Gegenteil, der Khalif habe sich schon in der Schule erkundigt und erfahren, daß er brav ist. Weine nicht, du wirst sehen, es wird ihm nichts geschehen. Und wo ist also der Junge? Wieder nicht da; steckt gewiß als der richtige Gavroche wieder auf irgend einem Spielplatz. Und wie man ihn heimholt, wie sieht er aus! Schmutzig, die Hosen zerrissen, ganz verstaubt . . . Das macht nichts, sagt Djafar, nur rasch, der Khalif wartet . . . Aber die Mutter fleht: Nur einen Augenblick! Was wird der Kaiser sagen, wenn er ihn so erblickt. Ein reines Hemd und den Rock ausgebürstet, das wenigstens gebührt sich . . . Und nun Toilette, damit er doch nicht gar so unzivilisiert vor den Herrscher tritt. Dann Hände gewaschen, Haare geputzt; und endlich sitzt er beim Minister in der Equipage; da läuft die Mutter doch noch weinend hinterdrein. Denn, o Gott, das Sacktuch hat er vergessen, ein Sacktuch muß er ja mitnehmen . . . Ich will nicht schwören, daß alles so in der Erzählung steht. Aber, ob so oder anders, es ist unbeschreiblich, mit welcher lieblichen Genremalerei sie uns bei dieser Schilderung der Vorbereitungen zu der Fahrt in den Khalifenpalast aufhält, und zwar immer in der Absicht, uns von der Hauptsache abzulenken und uns damit nur um so tiefer mit der Vorstellung vollzutränken, daß es ein Kind, und eben nur ein Kind ist, um welches es geht.

Und nun tritt dieses Kind in den fürstlichen Palast ein. Die Parteien sind schon da, ebenso der erste Richter, und dort in der Mitte des Palastes steht, umgeben von einigen Leuten der Khalif . . . Und er ist gar nicht so, wie der Junge sich ihn vorgestellt hat. Auf dem Spielplatz draußen erzählten die Knaben immer, er habe ein so flammendes Auge, daß niemand den Blick aushält. Und sie sagten zwar, er

sei gut und gerecht, aber furchtbar ernst und strenge; jetzt aber sieh mal, es ist gar nicht so! Denn schau, wie er da spricht und wie herzlich er lacht . . . Und auf einmal wendet der Khalif sich um, klopft ihm auf die Wange und sagt: „Ich weiß alles, ich habe von dir gehört und weiß, wie brav und anständig du bist.“ Und dann kehrt er wieder zu der Gruppe zurück, und ist wieder so zutunlich und milde, und wendet sein gütiges Auge abermals dem Kleinen zu und streichelt ihn . . . Und kurz und gut, er zögert und wartet, und spielt alle Töne der heiteren und gutmütigen Schlichtheit, nur um dem Knaben die Beklommenheit zu nehmen,“ bis sich die Blässe auf seinen Wangen verliert. Und wie der Knabe endlich bei einem Witz, den jemand macht, in sich hineinlacht, winkt Harun dem Vezier: jetzt ist es Zeit! und besteigt den Thron. Und während die Geladenen vorgeführt werden, wendet er sich an den Jungen und winkt ihn aus der Ecke heraus, wo er steht, und spricht: „Komm, Kleiner . . . komm doch her. Nein, noch näher. Nun, komm doch. Oder fürchtest du dich vor mir? Dazu ist gar kein Grund vorhanden. Ich weiß ja, du bist brav und werde dich auch belohnen; das Mütterchen wird zufrieden sein. Nun, traust du dich nicht die paar Stufen her? . . . Na, siehst du, es geht.“

Und so lockt er ihn mit sanftem Scherz bis zur Estrade, die Treppe hinan, und zu den Stufen des Thrones; und dann spricht er, während alles atemlos zusieht und nichts weiß, als nur das Eine, daß alles, was er tut, groß ist, er spricht: „Nicht wahr, du fürchtest dich nicht mehr? Vor mir muß sich niemand fürchten, der gut ist. Also weißt du, was ich möchte. Ich war gestern dabei, du hast mich nur nicht bemerkt, wie du das Richteramt in einem Prozeß draußen auf eurem Spielplatz führtest; und das sollst du jetzt wiederholen. Hier ist der wirkliche Kläger, hier der wirkliche Beklagte. Aber du mußt ja Platz nehmen. Wo? Hier neben mir[4] . . . Nur mutig, es ist Platz für uns beide auf dem Thron . . .“

Begreift man also? Zum ersten und einzigen Male in der Literatur aller Zeiten und Völker nimmt hier neben dem Khalifen das Kind aus dem Volke Platz auf dem Throne, der nur Thron ist, wenn

[3] Oder ist nicht Harun es, der so mit dem Kleinen verfährt; und hat er nur Teile des Rezepts und nicht das Ganze von dem Gatten der Gianbare gelernt, der — siehe 501. Nacht — so gut die Kunst versteht, jeden, der vor ihm erscheint, zu beruhigen und ihm das notwendige Gleichgewicht zurückzugeben?

[4] „Mein Sohn, ich werde dir jetzt den wahren Ali Kodjah und den wahren Kaufmann zeigen. Komm, setze dich zu mir.“

er der Thron der Gerechtigkeit ist; und das ist es, um dessentwillen man diese Geschichte von dem Proletarierkinde so ausführlich erzählen muß. Der Kleine verfährt so wie gestern, hört die Parteien ab, und verlangt dann nach Sachverständigen, wobei Harun zum ersten Richter hinüberruft: „Du da, hörst du, lerne hier, wie man judiziert.“ Und die Sachverständigen bestätigen, was die Kinder im Spiel gestern gesagt haben, und es ist erwiesen: der Elende hat die Krüge geöffnet und sie nach dem Raub des Goldes wieder mit frischen Oliven gefüllt, und zwar längstens vor zwei Jahren, sonst wären die Früchte verfault ... Aber währenddessen ist Haruns Angesicht schrecklich geworden; der Knabe erkennt ihn gar nicht mehr. Wohin ist die gespielte Heiterkeit und Gutmütigkeit entflohen? „Auf die Knie!“, ruft er dem Überwiesenen zu, und dann dem Knaben: „Vorwärts, was zögerst du, sprich den Spruch, wie du es gestern getan.“ — Aber da stürzt das Kind aus dem Volke auf die Knie und fleht:[5] „Oh, Khalif, was gestern geschah, war im Spiele. Allein im Ernst das Wort auszusprechen, das einen Menschen tötet, ist nicht Sache eines Kindes mehr, habe mit mir Gnade.“ Und der Khalif spricht: „Du grenzenloses Genie und grenzenlose Gewissenhaftigkeit in einem Kinde — und zwar in einem Kind aus dem Volke!“

Man lese in dem Texte selbst die Schlußzeilen, und wenn man fertig ist, dann verweile man einen Augenblick wieder bei der Geschichte des Ganzen, um sich bewußt zu werden, was für einen wahrhaft einzigen Zaubertreis Scheherezadens Zauberpferd bisher durchmessen hat. Und längst, längst ist natürlich zwischen Schahrjar und ihr nicht mehr vom Töten und Begnadigen die Rede; weit hinter ihnen liegen die Tage, da sie um ihr Leben gebangt. Vielmehr, so sehr ist sie jetzt der Inbegriff seines Lebens, daß er selbst gerne stürbe, würde sie ihm geraubt. Und die Suche nach den kleinen Spuren und Worten, die Zeugnis geben sollen von dem, was jetzt in ihm strömt, diese Suche ist ganz überflüssig geworden; denn wer fühlt nicht, wie es jetzt um ihn steht? An irgend einer Stelle, wir haben es gesehen, wird Scheherezade zum ersten Male „Gattin“ genannt; an irgend einer Stelle ist sie zum ersten Male „die Sultanin“, „die Sultanin Scheherezade“, „die Sultanin von Indien“. Und Kinder sind da; es sind ihrer drei, und in Nächten, wo ein Kind sich regt und weint, stockt die Erzählerei! Aber es bedarf ja ihrer nicht mehr; denn auch

[5] Wörtlich. Schluß der 303. Nacht.

wenn sie schweigt, ist Scheherezade jetzt dem König sein Eins und Alles, und seines Lebens Poesie.

Doch keine Exklamationen, sondern erzählen wir schlicht und ruhig noch die Geschichte von den zwei Frauen, die es ihrer Schwester neideten, daß sie Sultanin geworden war. Da kommen nun die typischen orientalischen Listen, die zu der Verstoßung der Beneideten durch den Gemahl führen: dreimal bringt sie Kinder zur Welt, dreimal entfernt man, während sie bewußtlos daliegt, im Augenblicke der Geburt die Kinder, raubt sie aus der Wiege, legt statt ihrer häßliche Dinger hinein und sagt: Sultan, deine heißgeliebte Frau gebärt nur Ekligkeiten, ihr Schoß ist verflucht ... Und verachtet und mißhandelt, lebt nun die Verstoßene im finsteren Verschluß. Die Kinder aber wachsen, da man nicht den Mut hatte, sie zu töten, unbekannt mit ihrer Herkunft, bei fremden Leuten auf und leben nach deren Tode in dem kleinen Häuschen, das sie geerbt, in tiefster Weltabgeschiedenheit mitten drinnen in einem Wald. Es sind zwei Knaben und ein Fräulein; und das Fräulein — sie heißt Parisade — erhält eines Tages den Besuch einer alten Dame. Ist es die Phantasie, die so alt ist, ist es die Erfahrung? Alles eins;" sie weiß von drei seltenen, seltenen Dingen, die so kostbar sind, wie es in der Welt sonst nichts gibt. Das ist erstens der springende Quell, zweitens der klingende Baum und drittens der sprechende Vogel; und wer die drei Dinge hat, besitzt das höchste Glück, das es auf der Erde nur gibt. Und da entzündet sich, wie sie dies hören, die Phantasie der Kinder, und sie ziehen nacheinander aus und suchen danach in der Welt. Und es folgt das bekannte Märchen, das ja seine Wanderung durch so viele Zeiten und Völker gemacht. Die Knaben sind tapfer und gelangen glücklich an den Fuß des Berges, auf dem die drei Dinge sind. Aber nun es gilt hinaufzusteigen, lassen ihre Kräfte aus; aber nicht weil der Berg so steil ist, sondern weil auf allen Seiten Stimmen erwachen, die in die Steine ringsum gebannt sind. Das sind die Stimmen derer, die vor dir von dem Werk träumten und es für so notwendig und unabweisbar hielten — aber sie scheiterten: die Stimmen der Kraft- und Mutlosen, die Stimmen der Unzulänglichen sinds. Und so oft du nun daherkommst, Genie, voller Glauben und Tatkraft, findest du sie seitdem auf deiner Bahn. Und unbeweglich wie der Stein infolge ihrer Unzulänglichkeit, stehen sie da, und bilden Spalier auf deinem Wege; und nur die neidischen Augen, die deine Schritte verfolgen, sind beweg-

[6] Schluß der 622. Nacht.

lich, und auch die Stimme ist ihnen geblieben, um dich zu erschüttern und wankend zu machen, wenn du mit dem Mute der Selbständigkeit und mit der eisernen Überzeugung, auf dem richtigen Wege zu sein, dich zur Tat aufmachst. Und da umheulen sie dich denn:[7] Wahnsinn! Was tust du! Donquixotterie, was wagst du! Fühlst du denn nicht, wie lächerlich du bist? Und: Was, hast du die Legitimation der Lehrkanzel? Wo sind deine Professuren und Baccalaureate . . . Welche Eitelkeit und Unverschämtheit . . . Und da lassen denn die Kräfte des Mannes aus. Er wird „lebensklug", spricht von „Erfahrung", nennt zwecklos, was er im Anfang als so unermeßlich heilig und wichtig empfunden, und trennt sich von dem lichteren Teile seiner Seele, sein Herz versteinert und nennt nur noch Kindertraum und Jugendphantasie, was ihm einst geleuchtet hat. Denn das sind ja die Prozesse der Abkühlung, vermöge welcher aus einst beschwingten und überzeugungsvollen Seelen die „Nüchternen", die „Kaltblütigen", die „Realisten" und Skeptischtuenden werden, die sich gar noch auf den Verlust der einstigen Flugkraft viel einbilden[8] und deren gesunkener Glaube an die Kraft der Ideen zu oft sogar zum Verrat an denselben wird. Da kommt denn die Frau daher — hier heißt sie Parisade — und begibt sich ebenfalls auf die Wanderung nach der Idee. Aber sie macht es anders, als die vor ihr, und zwar trotzdem sie auch keine andere Ausrüstung mitnimmt. Denn keine Zauberstücke, keine Mittelchen und Kniffe, und keine Apparate hat sie mit auf diesem Wege; sondern in sich nur hat sie etwas, was anders ist, und das ist das erhöhte Gefühl für die Notwendigkeit, der große Enthusiasmus, der tiefere Glaube und die erhabene Naivetät, die spricht: kümmere dich nicht um das fremde Urteil, laß dich nicht schrecken durch das, was sie dir nachsagen[9] und durch das Gerede von Frechheit, Verwegenheit, Unweiblichkeit. Sondern vergiß ganz an dein Ich, bringe auch alle Furcht vor dem Ruf der Eitelkeit zum Opfer, und vollziehe ganz, was geschehen muß. Bist du doch auch in jeder Sekunde das Leben zu opfern bestimmt und bereit.

Und so verstopft sich Parisade in dem Roman, Scheherezade in dem ihrigen, die Ohren, und hört nicht, will nicht hören, was Skepsis,

[7] „Wohin will der Tollkopf? Was will er? Haltet ihn an, greifet, tötet! . . Auf gegen den Dieb! Ein Mörder, ein Taugenichts ist er! . . Was, er wagt sich dran? Laßt ihn mir! Seinetwegen ist der Käfig mit dem Vogel aufbewahrt worden!" 626. Nacht.

[8] Siehe Popper-Lynkeus' „Das Individuum".

[9] Der alte Derwisch zu Parisaden, N. 629.

Neid und Unverstand dazu sagen! „Sie will einen Mörder bändigen! Mit Erzählungen und Geschichten! Hat es je etwas so Kindisches gegeben . . . Die muß wohl sehr eingenommen sein von sich und all den Dingerchen, wenn sie meint, mit diesen Rezepten aus der Kinderstube das Leben regieren zu können. Ja, nicht schlecht, eine Weltenänderung will sie hervorrufen, einen Einfluß auf dämonische Seelen, eine Disziplinierung anarchischen Gewimmels, eine Vermenschlichung königlicher Bestien zustande bringen, eine Belebung apathischer Völker, eine Entwicklung derselben zur Mannhaftigkeit! . . ." Aber sie hört nicht darauf. Und nach erzwungenen und abgenötigten, nach von der bebenden Delinquentenangst vorgebrachten Geschichten steigt sie mit Verachtung der Dirnenkunst zu anderen empor, die an alle Geheimnisse unseres Lebens rühren und alle Notionen des Schicksals in sich begreifen, und am Ende sagen, wo Glück und Friede ist. Selbst eine Parisade, bringt sie also aus scheinbar wirklichkeitsfernen Höhen zu den Landen, die uns Heimat sind, den lebendig wirkenden Geist der Dichtung, der aus der Welt ebensowenig mehr verschwinden kann, als der Funke verglommen ist, den Prometheus herabgebracht hat. „Schön ist dieses Haus und prächtig eingerichtet, gut eingeteilt und versehen mit allem Zierat. Aber unvergleichlich wäre es, wenn noch dabei wären der sprechende Vogel, der klingende Baum und der springende Quell. Der sprechende Vogel, das ist ein seltsames Wesen, mit der Eigenschaft, daß er alle Singvögel aus der weiten Umgebung an sich zieht, so daß sie in erstaunlicher Menge herbeikommen, und mit ihrem Gesang und Gezwitscher die Luft erfüllend, ihn in seinem Gesang begleiten. Denn wahrlich, sein Gesang übertrifft denjenigen der anderen Vögel bei weitem, und sogar den der Nachtigall, die ihn kaum von ferne erreicht. Und der klingende Baum, das ist ein Baum, dessen Blätter ebenfalls Zungen und Kehlen sind, die mit ihren mannigfaltigen Stimmen unaufhörlich einen Gesang bilden, der nicht von euren bezahlten Musikanten gemacht ist, deren Kunst so süßen Wohlklang nimmerdar erreicht. Und der springende Quell ist ein Wasser, das ist golden von Farbe; und wenn man davon nur einen einzigen Tropfen in ein Becken gießt, so schwillt der Tropfen dermaßen, daß von selbst das ganze Becken davon voll wird. Und aus der Mitte erhebt sich eine Garbe von schlanken Strahlen, die unaufhörlich auf und nieder steigen, und zwar ohne daß das Wasser je in dem Becken überläuft. Und unaufhörlich steigt die Garbe in die Luft und fällt hernieder. Und nicht durch unterirdische Röhren kommt das

Wasser geflossen, sondern einzig durch seine innewohnende besondere Eigenschaft schwillt es so an . . ."[10]

Nun, und das wären Märchen? Kindergeschichten? Es ist das Wesen und die Erscheinung der Poesie, die Scheherezade in diesen herrlichen Bildern schildert; ihre Art, aus sich selbst die Welt zu bilden, aufzubauen und sich selbst zu erneuern; es ist ihr Wohlklang und ihre Fähigkeit, ihren Geschichten die Form, die kein Übermaß sprengt, zu geben. Es ist ihr Beruf, Erzieherin zu sein und von den Gesetzen des Lebens zu berichten. Und es ist ihre machtvolle Wirkung, hundert Geister zu rufen und zu dem Mittun in dem Chore zu bewegen, nach dem von ihr gegebenen Takt. Ja selbst die Skeptischen und Neidischen, die Hämischen mit den versteinerten Herzen, die früher so spotteten, wachen wieder auf, nachdem Parisade den Sieg errungen, und drängen sich um die Siegerin, und nennen es Schule, und stimmen mit ein in die von ihr gegebene Melodie.

Nicht um Geschichten zu erzählen und nicht um die verderbte Neugierde mit immer neuen Extravaganzen der Phantasie zu reizen und zu anästhesieren, ist also Scheherezade gekommen, sondern ihr Zweck war die Aufrufung der Völker und die Erziehung der Könige durch die Macht der Poesie. Schiller hätte sie verstanden, und bei ihrem König ist ihr das Wert gelungen. Daß der übrige Orient sie nicht verstand und nicht auf sie hörte, das war sein Verhängnis, aber nicht des Dichters Schuld. Wer kann nach rückwärtshin beweisen, daß die Geschichte des Orients einen anderen Lauf genommen hätte, wenn „Tausend und Eine Nacht" zu einem Lebensbuch gemacht worden wäre, statt des Korans? Gewiß aber ist, daß seine Ausleger der Welt, die an ihn glaubte, für einen Traum vom Jenseits die besten Wurzeln des irdischen Daseins: das Haus und die Familie, und mit allen anderen Quellen der Einsicht auch den Glauben an den Wert der Dichtung genommen haben, die ihr predigte: was sind die Nationen ohne Familie und Haus? Denn bis auf den heutigen Tag blieb es ja leider in der großen Masse des Orients so: alles wurde von dem weitgeöffneten Rachen seiner Theologen verschlungen; und verachtet und im Bettlergewande schleppte sich mit den anderen Hervorbringungen des dichterischen Geistes die Erzählung von Scheherezaden durch die Straßen der orientalischen Städte, eine Hagar, eine verstoßene Frau.

[10] Es ist wohl kein Verbrechen, wenn ich in diesem Zitate das in der Erzählung an verschiedenen Stellen Gesagte zusammengefaßt habe.

XXXVIII. Das Glück.

Die Art zu erzählen in glücklichen Tagen. (Seite 253.) — Heiteres und Ernstes froh durcheinander. (ibid.) — Die Hochfahrende, die Stolze, die Dämonische, die Perverse. (Seite 255.) — Prof. Dyroff und die Nachtigall. (Das grausamste Stück der Sammlung. Seite 256.) — Carmen und das Beduinenmädchen. (Seite 257.) — Wettstreit der Edelmütigen: Janun der Schreiber; das Buch, bei dem Harun dreimal weinte und dreimal lachte (Geschichte Attafs; und das Urbild des Bischofs Myriel). Zkirma und Chuseima. (Seite 258 u. ff.) — Die Geschichte von Hassib Kerim, Bulukia und der Schlangenkönigin. (Verworrenste und dabei erhabenste Geschichte.) (Seite 261.) — Die Legenden: Die abgehackten Arme; der Hyazinth; die Könige und der Tod; der Sohn Harun-al-Raschids; der Wolkenmann; die Bitte eines sterbenden Mädchens; der Neger, der den Tod erfleht. (Seite 263.)

Unsere Aufgabe ist nicht zu Ende, da die in „Tausend und Eine Nacht" aufgespeicherte Materie noch eine weite Strecke über das hier Gesagte hinausreicht. Allein in dem Nachfolgenden waltet ein anderes Prinzip. Was Scheherezade zu lehren hatte, hat sie gelehrt, alles zu Beweisende bewiesen, und zwar mit Erfolg. Nie mehr wird ihr König morden, nie mehr auch die Frage unbeantwortet glauben, was das heißt, glücklich sein. Er hat es jetzt, das Glück, und wenn die Nächte an Scheherezadens Seite dazu bestimmt waren, den Regenten seiner Pflicht, und dem Herzen seinen Glauben an das Glück zurückzugeben, so könnte Scheherezade jetzt aufhören; denn alles ist erfüllt, was sie sich vorgenommen: sein Volk glaubt an ihn, und er glaubt an sie. Aber wie ist es nun, wenn zwei glücklich sind? Stockt unter ihnen die Rede und haben sie sich nichts mehr zu sagen? Oh, dann geht das Reden erst recht an, und zwar das kunstlose und ungesuchte, das von keinen Notwendigkeiten diktierte und nach keinen Regeln, keinem Zwange sich richtende schnurgerade Reden; es beginnt das zwecklose, goldene und von allen Einsichten und Torheiten des Lebens eingegebene und wildtrunkene Blühen. In den Gärten, die die Kunstgärtner anlegen, gibt es nach dem Lineal gezogene Straßen und mit der Scheere glatt gehaltene Rasenflächen, Baumwände und Spaliere; auf der Flur, die unter den heißen Küssen der Sonne aufblüht, bedarf es dessen nicht zur Verschönerung, und paradiesesgleich, von keinem Muß beherrscht, frei von der Notwendig-

keit zu erziehen, zu belehren, zu beweisen, Empfindlichkeiten wahrzunehmen und gereizte Nerven nicht zu irritieren — frei von allem, blüht jetzt Scheherezadens Erzählungskunst im tollen Getümmel und Gedränge, voll Tiefsinns, voll kostbaren Witzes und bunten Zaubers vor Schahrjars Augen auf. Er lernte nacheinander vor der tief erhabenen Richterin sich beugen, vor der Erzieherin sich unterwerfen, lernte die Dichterin kennen; und jetzt zuletzt hat er das Glück, und in seinem Glück das doppelt schöne und bezaubernde Weib. Es ist unsagbar, was alles in diesem neuen Teile von „Tausend und Eine Nacht" vorgeht, und zwar von nichts, als endlich wirklich von der Laune, von der Eingebung des Augenblicks regiert, wie es ja immer der Fall ist, wenn zwei glückliche Menschen tagelang ihren Weg miteinander wandern. Man spricht von ernsten Dingen, und mitten dazwischen erscheint die lachende Sekunde; man lacht, und mitten dazwischen klopft eine Frage an das Bewußtsein. Noch starren die Augen in die durch sie unbegreiflich sich öffnende Tiefe — und in eherner Strenge, frei von aller Unbestimmtheit, richtet sich dann das Gesetz und die Notwendigkeit von heute und gestern und morgen wieder auf.

Eben darum müssen wir uns aber auch in diesem ungeheuren Durcheinander gewollter Unordnung orientieren,[1] mit all den gedanklichen, ethischen, stofflichen und Stimmungsmomenten, in denen es auf Schritt und Tritt ebenfalls vom lieblichsten Genie pulst und bebt. Nur wollen wir nicht mehr lange nach Gesichtspunkten suchen, nicht pedantisch mehr uns in jedem Augenblicke nach den konstruktiven Prinzipien umsehen; hat uns der Leser geduldig bis hieher begleitet, so wird er im Weiteren schon selbst wissen, zu welcher Kette jeweilig ein Element gehört. Schahrjar erklärte alles, was Frau ist, ausnahmslos für verderbt und todeswürdig; nun, so reihen wir zunächst wieder aneinander, was Scheherezade objektiv zu diesem Kapitel sonst noch erzählt; denn in zahllosen Kombinationen wird ja das Thema von der List und der Schlechtigkeit der Frauen variiert. Siehe Henning, Bd. XIX,[2] die Geschichte des Sultans Bai-

[1] Ich habe, um es zu wiederholen, in diesen Blättern so wenig einen Katalog der in der Sammlung bisher behandelten Gegenstände zu geben beabsichtigt, daß manches kaum mit einem Worte, und vieles überhaupt nicht erwähnt worden ist. Bei der Feststellung des Weges, den der Dichter nach seinem Plane gegangen, handelte es sich eben um den hauptsächlichen Höhenzug, und da führte der Schritt oft an den Seitentälern vorbei.

[2] Ich zitiere im weiteren, ich gestehe, mehr aus Bequemlichkeit, nur noch nach des guten Hennings verläßlicher, wenn auch etwas unübersicht-

bars und der sechzehn Polizei-Inspektoren.[3] Siehe ferner Bd. X, S. 142, im alten persischen Märchen von Sindbad oder der Arglist der Frauen (also nicht Sindbad dem Seefahrer), das Seitenstück zur Sultanin Chansade, die gegenüber ihrem Stiefsohn Nurgehan die Potiphar gespielt und dann seinen Tod gefordert hat. Die Geschichte hat vor jener der Chansade den Vorzug, daß hier nicht vierzig, sondern nur sieben Veziere plädieren; doch ist das Ganze bis auf einige lokosere Stücke mehr anekdotischen und dazu vergröberten Dekamaronecharakters, also Derbkomisches ohne tieferen Sinn. Dagegen welch' erfinderischer Sinn in dem Bilde der Frau, die zu Tische beim Mann sitzend, den Reis Korn für Korn einzeln auf der Gabelspitze aufpickt, und ihn ebenso Korn für Korn einzeln und langsam zum Munde führt, mit Bewegungen wie eine Maschine, herzlos und mit dünnen Lippen, bei deren automatischen Bewegungen es einem kalt wird.[4] Welche andere Circe dann diese Königin Labe in der Geschichte des Kamaralsaman, die immer frische Jünglingsliebe braucht und nach vierzig Tagen stets den Geliebten in ein Tier verwandelt — und die, was Atem und Entwicklung der Handlung, sowie Schärfe der Motivierung betrifft, unübertreffliche, und dabei vielleicht mysogenste Geschichte der Halima! Dann andere Exemplare, und noch andere Geheimnisse der Frauenseele: Die Hochfahrende (Bd. VI, S. 83), die sich, erbittert durch seine Untreue, ihrem Manne verweigert, und um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sich mit Überwindung ihres Ekels für eine Nacht dem ersten Besten hingibt, der sie noch schrecklicher abstößt, als Ibsens Ellida sich in ihrem Innern von dem Furchtbaren mit den Fischaugen abgestoßen fühlt. Oder die von Stolz Rasende, der es nicht genug ist, daß der Jüngling, der um sie wirbt, besiegt wird, sondern die ihm auch noch am liebsten das Wort auf die Stirne einbrennen möchte, daß er der Freigelassene der Ed Datmar ist. Und Bd. XIX, S. 185, die furchtbare Geschichte von der Favoritin des El Maimun und

licher Reklameausgabe, die dazu noch den Vorzug der großen Handlichkeit hat.

[3] Siehe namentlich ibid. S. 57 u. ff. die Frau, die sich just mit Hilfe eines Polizisten ins Haus des Kadi schleicht, wo sie einen tüchtigen Diebstahl ausführt und es dann ebenso geschickt einleitet, daß dem Polizisten nichts geschieht; dann weiters S. 65 die Frau, die durch ihre witzige Geistesgegenwart ihren Liebhaber im gefährlichsten Augenblicke aus dem Saal schafft und ihn der Verhaftung entzieht.

[4] Sidi Numans Frau, Bd. XXI, S. 21.

der Art, wie sie die in einem wundervollen Walde versteckt gelegene Villa, die sie sich von einem in sie verliebten jungen Mann hat bauen lassen, bezieht. Denn nicht allein bezieht sie sie; sie kommt mit einem Begleiter, mit dem sie sich noch dazu in Gegenwart des verblüfften Liebhabers mit geradezu grenzenlos frechem Mute einer schon bis an das Äußerste reichenden Verwegenheit überläßt. Und noch kommt erst der letzte Moment: sie verschwindet mit dem Begleiter in einem neben dem Speisesaal gelegenen Gemache, und dann tritt sie plötzlich, dämonisch wie eine Judith, mit dem Kopfe in der Hand, den sie dem Fremden abgeschlagen hat, wieder heraus. „Was ist das?" frägt sie. Dann weiter: „Wirf diesen Kopf in den Tigris." Was hat der Unglückliche verbrochen? „Er hat mich entehrt."

Ferner ist Bd. VII, S. 158, die Frau mit dem Bären, die Perverse, da, die, da ihr ein Fleischer den Bären tötet, dem Manne zuruft: „Ich will ohne ihn nicht leben, töte auch mich." Und dann Bd. XIV, S. 83, die Geschichte des Kaufmanns Mesrur und seines Liebchens Sein-al-Mawasif.[5] Es ist eine Geschichte, voll eines wahren Othelloleides. Es ist überdies eine aus zwei von einander verschiedenen Gründen bemerkenswerte Geschichte. Der eine ist, daß sie eine außerordentliche dichterische Schönheit, und der andere, daß sie einen im Punkte des ethischen Empfindens in der Sammlung ganz vereinzelt dastehenden Schluß enthält. Mesrur hat eine Nachtigall, die beginnt jedesmal, wenn er in das Zimmer tritt, und ebenso jedesmal, wenn sie seinen Namen nennen hört, zu zwitschern. Und wie er nach langer Abwesenheit von einer Reise zurückkehrt, findet er, daß sie bei der Nennung eines anderen Namens, und ebenso beim Eintreten seines Trägers zu zwitschern beginnt. Und da steigt eine Ahnung in ihm auf, und die Folge lehrt es, daß ihn die Stimme der Nachtigall nicht getrogen hat. Und eine Geschichte, in der dieses Juwel an zarter und ernster Schönheit vorkommt, wird von Dyroff und Greve in der Inselausgabe mit der kurzen Fußnote „Die Geschichte ist minderwertig" abgetan! So ergreifend der Eingang, so seltsam und abschreckend ist aber der Schluß der Erzählung. Es gibt gar kein Stück in der Literatur, in welchem der Erzähler mit

[5] Es ist interessant, daß in „Tausend und Eine Nacht" listige und verworfene Frauen wiederholt diesen Namen führen, der bekanntlich der Name der leichtfertigen und anfechtbaren Frau Sejids, des Dieners Mohammeds, war.

Aus „Le Cabinet des fées, Genève". MDCCLXXXVIII.

so bestialischem Triumphe von der rohen und noch dazu durch nichts verschuldeten Abschlachtung eines unglücklichen Ehemannes durch ein verbrecherisches Weib berichten würde, als wie es hier geschieht. Dabei ist das Wort „Abschlachtung" nicht einmal die richtige Bezeichnung; mit unendlicher Freude erzählt die Geschichte vielmehr, wie der Mann dank der seltenen List seiner Gattin, und zwar, um es zu wiederholen, auf ihre falsche Anzeige hin und unschuldigerweise, von Richtern verurteilt und lebendig begraben wird. Das alles steht in schärfstem Gegensatze zu dem Geiste des Orients. Der Mann ist ein Jude, aber es gibt in „Tausend und Eine Nacht" viele andere Stücke von Juden, aus denen allen ausnahmslos die ungesuchteste Gerechtigkeit und Menschlichkeit spricht. Unter allen Umständen war also zumindest Anlaß vorhanden zu notieren, daß man es hier mit einem Stücke zu tun hat, das in der Sammlung wie eine Anomalie berührt. Und was wird uns statt dessen gesagt? Nicht ein Wort, daß hier etwas Besonderes wäre; und die einzigen, die sich dazu äußern, tun es in einer Fußnote mit den Worten: „Es ist ein minderwertiges Stück."

Aber nun etwas anderes. Bd. XII bringt auf S. 10 die unvergleichlich wilde und großartige Erscheinung der Hind, vor der alles, was wir an Zigeunerinnen und Carmen-Figuren haben, zu Liliputanerkleinheit zusammenschrumpft. Sie ist an jenen Hadschadsch, dessen finstere Rauheit wir schon von anderwärts her kennen,[6] verheiratet. Aber auch er wird zum Zwerg gegenüber ihrem flammenden Temperamente. Sie liebt ihn nicht; aber statt wie andere Frauen sich durch die Fesselung an einen ungeliebten Gatten unglücklich zu fühlen, trägt sie ihr Geschick mit einer über alles gehenden Kraft. Sie ist schwanger, und er hört, wie sie ihr herrliches Haar flechtend vor dem Spiegel ihrem Bilde zusingt:

Gebäre ich ein Araberfüllen,
Dann möge Gott es segnen;
Gebäre ich ein Maultier, dann
Ist — das Maultier daran schuld.

Folge: Scheidung, worauf andere ja weinen — sie lacht; und schenkt die Mitgift, die man ihr zurückbringt, dem Boten zum Dank für die

[6] Hadschadsch Bin Jussuff und der junge Sejid, Bd. XXIV, S. 68. Das Ganze ist mehr Porträt als Erzählung. Der junge Sejid ist in Ton, Wurf und Gebärde ein Zwillingsbruder des herrlichen Araberjünglings aus der Geschichte vom Perlenmund.

willkommene Kunde. Der Khalif hört davon und bietet ihr schriftlich seine Hand an; sie antwortet mit der Frage, ob er wisse, daß „das Töpfchen, nach dem er verlangt, von einem Hund beschnüffelt worden ist". Jetzt verlangt er erst recht nach diesem Panther, dessengleichen er bis jetzt in seiner weiblichen Menagerie nicht gehabt hat; — sie stellt die Bedingung, daß ihr früherer Mann, der ihr durch die Scheidung weiß Gott was zu tun glaubte, barfuß und in härenem Gewande, ihr Kamel auf dem Wege zum neuen königlichen Gatten an der Halfter führen soll. Und nun erst die Geschichte dieses Rittes, mit all dem Hohn, der Grausamkeit, der lachenden und hinreißenden Bestialität! Reizend steht daneben (Bd. XII, S. 23) die wilde Grazie des Beduinenmädchens, welches Harun-al-Raschid in der Nähe eines Beduinendorfes singen hört:

Heiß dein Traumbild, wenn ich schlafe, von meinem Lager entschwinden,
Daß ich Ruhe finde und die Glut in meinen Adern sich kühlt.
Mit ihren Händen wälzt die Sehnsucht mich, die Sieche, auf meinem Lager.
Da du weißt, wie es mit mir steht, warum kommst du denn nicht?

Harun ist hingerissen und frägt sie: „Woher aus dem Lager kommst du?" Sie antwortet: „Aus dem mittelsten Zelt mit dem höchsten Pfahl." „Und wer unter den Rossehirten bist du?" frägt sie ihrerseits, denn für einen solchen hält sie ihn. „Von den höchsten an Stamm und den reifsten an Frucht." Da errät sie, daß er der Khalif ist und neigt sich vor ihm. Er heiratet sie. Nach einer Zeit tritt er bei ihr ein; sie gewahrt den Ernst seines Gesichtes, enteilt in ihr Gemach und tritt in Trauer gekleidet wieder heraus. Er frägt nach dem Grunde; sie antwortet: „Dein Gesicht sagt es mir, mein Vater ist gestorben. Nie bis heute hast du mir, mein Fürst, noch ein Gesicht so voller Betrübnis gezeigt."

Nun zwei andere Fälle, ob auch motivisch nur haardünn zusammengehörig; aber dieser dünne Faden ist aus Seide — es ist die Frage: was ist Edelmut? Junus der Schreiber (Bd. XII, S. 19) verkauft in der Wüste seine reizende Sklavin an einen Unbekannten, aus Rührung über die Hingerissenheit, mit welcher der Fremde ihrem Gesange gelauscht. Der Unbekannte sprengt mit ihr davon, und jetzt erst kommt der arme Schelm zum Bewußtsein, daß er die Zahlung nicht erhalten hat und auch den Namen des Käufers nicht weiß. So wartet er ganz betreten unter dem Palmenbaum in der Wüste, ob

der Käufer ihm nicht das Geld herausschicken werde . . . Aber auch der ist einer von jenen, von denen die Kette der „kleinen Anekdoten und Geschichtchen“ ihre silberne Schönheit hat. Natürlich schickt er dem Manne da draußen, was er ihm schuldet; nur aber wird uns nicht um dieser zahlungsfähigen Moral willen die kleine Geschichte erzählt. Sondern auch er, der Prinz, ist durch das edelmütige Vertrauen gerührt, das ihm der Mann erwiesen hat; und da Junus in die Stadt eingeholt wird, erfährt er: der Käufer hat die reizende Sklavin unberührt gelassen, da er nicht weiß, ob den edelmütigen Mann am Ende der Verkauf nicht reut!

Und der zweite Fall ist die Geschichte Attafs (Bd. XXII, S. 127). Notabene muß schon ihr Eingang interessieren, denn er gehört gleich jenem in der Geschichte Djaudars, zu den überraschendsten in der Literatur. Harun-al-Raschid greift in seiner Bibliothek nach einem Manuskripte, und Djaffar sieht mit Erstaunen, daß der Khalif bei der Lektüre dreimal weint und dreimal lacht. Er frägt nach dem Grunde, und die Folge ist — ein unerhörter Zornesausbruch des Khalifen, der ihm erbittert sofort die Stadt zu verlassen befiehlt; und bestürzt über alle Maßen ergreift er die Flucht. Dies der Eingang. Und nun wendet sich Djaffar nach Damaskus, wo er mit Attaf bekannt wird und die Erfahrung macht, was großmütig sein heißt. Attaf errät, daß seine eigene Frau es ist, in die sich Djaffar verliebt hat, und um dem Glücke des Freundes nicht hinderlich zu sein, macht er sie frei. Djaffar heiratet sie, und da er aus Damaskus scheidet, sieht Attaf beim Abschied, wie die Geliebte, an der sein ganzes Herz hängt, aus ihrer Sänfte sich herausneigt und unter strömenden Tränen zu ihm emporblickt — dann wirft er stumm sein Pferd herum, und reitet mit gebrochenem Herzen zurück. Und drittens die Nacht in Djaffars Zelte! Die junge Frau verbirgt bei seinem Eintritt das Gesicht in den Händen. Er frägt nach dem Grunde ihres Schmerzes, und da er erfährt, was ihm Attaf geopfert, spricht er: „Von dieser Stunde an bist du mir teurer als Mutter und Schwester. Alles, was ich für dich fühlte, ist jetzt in die Liebe eines Bruders verwandelt, die noch stärker ist als was ich früher empfand.“ Und um zum Eingange zurückzukehren: errät man noch nicht, warum Harun-al-Raschid bei der Lektüre jenes Manuskriptes zuerst dreimal geweint hat? In dem Manuskript, das ein Zauberbuch war, war das alles vorausgesagt, was Djaffar jetzt erlebt hat: der edelmütige Verzicht des Einen, sein stummer Abschied

von dem geliebten Wesen, und ebenso Djaffars Verzicht, und da hat Harun geweint. Und nun, welch' krause Linien in dem Spiele unseres Lebens! Welche tollen Kräfte, die das Gute schwärzen und es zu vernichten streben! Attaf, er, der Menschenfreundliche, wird eines Mordes beschuldigt — Attaf, der Großmütige, steht in Gefahr hingerichtet zu werden — Attaf, der unermeßlich Reiche, schleppt sich als Bettler durch die Straßen von Bagdad, wo er Rettung bei Djaffar zu finden gehofft hat, und durch einen elenden Zufall nur noch tiefer ins Elend gestürzt worden ist. — Und als er das in dem Manuskripte vorausgesagt las, was jetzt in so schauerlicher Weise durch den Gang des Fatums bestätigt wurde, da hat Harun gelacht und sich gesagt: „Das ist unmöglich" und durch seinen gespielten Zorn seinen Vezier auf die Bahn des Schicksals hinausgeschleudert, damit sich erweise, ob es wahr sei, was da in dem Zauberbuche stand.

Ist das Großsinnigkeit? Sind das Motive? Gibbon erzählt von dem Diener,[7] der einem fremden Manne, der um Hilfe flehte, sagte, daß sein Herr schlafe, ihm aber sofort einen Beutel mit 7000 Goldstücken hinausreichte, nebst einem Befehle, der ihm ein Recht auf ein Pferd gab. Als der Herr erwachte, pries er den treuen Diener, tadelte es aber doch auch, daß er ihn nicht geweckt und ihm hiedurch die Gelegenheit benommen habe, „wirklich, wie es sich gehöre, freigebig zu sein." Dieser Geist, der Geist des großartigen Hatem, von dem wir in den Geschichten von der Gnade gehört haben,[8] geht durch den ganzen Orient, und so auch durch „Tausend und Eine Nacht". Bd. VII, S. 151, wendet sich ein in Not Geratener an seinen Freund mit der Bitte um ein Darlehen. Tags darauf überbringen ihm Fremde für eine Schuld, von der er nichts weiß und die sie einst bei seinem Vater aufgenommen zu haben behaupten, soundsoviele tausend Dinare; und Damen und wiederum Damen erscheinen auf einmal in seinem Geschäfte, und verlangen kostbare Juwelen, bei denen sich soviel verdienen läßt, und der Freund ist es, der hinter allem steckt. Bd. XII, S. 13, gerät der edelmütige Chuseima durch seine Hochherzigkeit in Not, und der Gouverneur der Stadt überbringt ihm nachts in Verkleidung 4000 Dinare; und als Chuseima frägt: „Wer bist du?" antwortet er: „Nicht um diese

[7] Geschichte des römischen Weltreiches, X. Bd., Leipzig-Wiegand 1854, S. 126.

[8] Auch Gibbon spricht an der genannten Stelle, S. 27, von ihm als dem Muster aller Tugenden des Arabers.

Frage zu beantworten kam ich hierher." Der Khalif erfährt hievon und macht Chuseima aus Mitleid und Hochachtung zum Statthalter, und der Gouverneur, der Wohltäter, wird abgesetzt und schweigt. Auf Befehl des Khalifen forscht man nach dem heimlichen Wohltäter; der Khalif will es, er soll für seinen Edelmut belohnt werden — und der Gouverneur schweigt. Dann entdeckt der neue Gouverneur bei der Amtsübernahme ein Defizit in den Kassen seines Vorgängers, und läßt ihn verhaften — und der Mann schweigt. Die Geschichte enthält übrigens noch ein merkwürdiges Moment. Man erinnert sich, wie einst, besonders zur Zeit Johannes Scherrs, über Viktor Hugo und seine „Elenden" gespottet wurde. Ein Witzbold suchte damals speziell die Figur des Bischofs Myriel zu persiflieren, indem er schilderte, wie Myriel sich sagte: „Wer hat meine silbernen Leuchter gestohlen? Jean Valjean. Wer ist Jean Valjean? Die Gesellschaft. Und wer ist die Gesellschaft? Das bist du, das ist er, das bin ich. Foglich habe ich meine silbernen Leuchter gestohlen." Und da die Richter ihn nicht strafen wollen, legt er sich freiwillig die Ketten an und geht seitdem mit ihnen beladen herum. Die Persiflage war gelungen; nur hatte der Witz hier in dieser alten Geschichte aus „Tausend und Einer Nacht" sein ernstes Vorbild. Denn als Chuseima erfährt, wer es ist, den er ins Gefängnis geworfen, eilt er, ihn von dort abzuholen, und legt sich selbst die Ketten, die bisher der Gouverneur getragen, an.

Bd. VIII, S. 53, findet sich in der Geschichte des Jahia-bin-Chalid, des Vaters Dsaffars, das großartige Wort:

> Ich fragte die Freigibigkeit: bist du frei?
> Sie antwortete: nein,
> Denn die Sklavin bin ich des Jahia, des Barmekiden.
> Da fragte ich: bist du's durch Kauf?
> Wohin denkst du, war die Antwort,
> Vom Vater zu Vater ward ich auf ihn vererbt.

Und schließlich ist auch die Geschichte des Hassib Kerim und der Schlangenkönigin (Bd. IX, S. 53 u. ff.), wenn man sie von dem mystischen Dunkel und Drange abzieht, von dem sie durchweht ist, nichts als ein immenser Lobgesang auf Seelengröße und Selbstaufopferung. Der Anfang, wie Hassib Kerim in das Reich Tamlichas, der Schlangenkönigin gelangt, ist Nebensache. Genug, er will wieder in die Oberwelt zurück, doch sie entläßt ihn nicht, aus einem Grunde, den sie ihm durch Mitteilung der Geschichte des Bu-

lukia offenbar macht. Der war — und das ist der religiös-mystische Einschlag — lange vor der Geburt Muhameds von der Sehnsucht erfüllt, zu der Stätte zu gelangen, da er der Seele des geliebten Propheten ansichtig werden könnte, von dessen dereinstigem Erscheinen in der Welt er unterrichtet war. Ein Zauberbuch weist ihn nun zunächst zur Schlangenkönigin, und zum Danke für die gütige Aufnahme, die er bei ihr gefunden, betrügt er sie, nimmt sie gefangen, und nötigt sie, ihm und einem Genossen, Assaf, den Weg zu einer Wunderblume zu zeigen, mit deren Hilfe allein er den weiteren Weg, und zwar zunächst zu dem Tempel, in welchem der Leichnam des Königs Salomo ruht, finden kann. Denn das ist die Bestimmung — und vielleicht könnten wir sagen, das ist die Bestimmung unserer aller vom Menschengeschlechte: um zu dem noch Ungeborenen zu gelangen, müssen wir erst die schon Verstorbenen suchen und finden. Und nach langer und mühseliger Wanderung dann durch die, wie allerdings zugegeben werden muß, ungemein plump und verwirrend erzählte Geschichte, gelangen wir wieder zu einem Momente wirklich großer Poesie. Das ist, wie die beiden Genossen vor dem Leichnam des großen Königs stehen, der frei dem Auge sichtbar und in Ehrfurcht gebietender Erscheinung daliegt; und wie sie sich anschicken, ihm den Zauberring vom Finger zu ziehen, ohne den die weitere Fortsetzung der Reise in das Land der noch ungeborenen Seelen, wo Muhamed weilt, nicht möglich ist. Und da differenzieren sich die Charaktere. Erschüttert von dem Anblick des Königs, wagt Bulukia nicht, an ihn heranzutreten, während Assaf, gieriger und leidenschaftlicher, nach dem Ringe greift — und in der Sekunde ist er tot.[9] Und nun ein Wald, vielleicht der größte in „Tausend und Einer Nacht," von einander überbietenden Abenteuern, über Schlangenberge, durch gefährliche Ameisentäler und von Geistern guter und böser, aber in der Erscheinung jedenfalls greulichster Art erfüllte Gebiete — bis wieder ein Augenblick wirklicher Poesie kommt. Denn am Ende der irdischen Welt, dort, wo die ungeheure Öde des Nichterschaffenen beginnt,[10] erblickt Bulukia zwei lichte schlanke Bäume,

[9] Sehr schön hat Martin Buber im „Baalschem" gelegentlich eines ähnlichen Motivs diesen Unterschied zwischen liebender Scheu und gierigem Wissenwollen behandelt. Siehe „Der Fürst des Feuers".

[10] Auch da ist bei Buber in dem zitierten Buche unter dem Titel „Die Himmelswanderung" etwas im Ton wie in Konzeption Ungewöhnliches zu lesen.

zwischen denen sich ein Grabmal erhebt. Und auf den Stufen des Grabes eine herrliche Jünglingsgestalt — Dschanschah, der hier seine geliebte Gattin, eine Tochter der Geisterwelt, begraben hat, mit dem Schwure, bis ans Ende der Zeiten hier Totenwache zu halten. Dieses ganze Erlebnis Bulukias also erzählt Tamlicha dem Hassib Kerim, mit dem Schlusse, daß sie ihn nicht fortlassen kann, weil sie sonst von ihm ebenso wie von Bulukia betrogen werden würde, und ihr nach Schicksalsspruch zu sterben bestimmt ist, wenn sie noch einmal einem Menschensohn Glauben und Vertrauen schenken sollte. Doch aber tut sie es, läßt den Knaben frei, und begnügt sich mit seinem Worte, daß er nimmermehr verraten werde, daß er bei ihr geweilt. Kaum zu den Menschen zurückgekehrt, gibt er aber, leichtem Zwange nachgebend, das Geheimnis preis, und jetzt muß sie an die Oberwelt, um durch ihren Tod einem Dritten Rettung zu bringen. Aber noch etwas ist dabei: je nachdem man mit den Stücken ihres Leichnams verfährt, wird der eine oder der andere sterben; und allen Groll verwindend, im Gefühle, daß der Knabe so jung und daß der menschliche Wille nach Schicksalsspruch wie nach Bestimmung der Natur so schwach und für seine Gebrechlichkeit nicht verantwortlich ist, teilt sie dem Knaben, der doch an ihrem Untergange die Schuld trägt, das Geheimnis mit, wie er mit ihr nach ihrem Tode verfahren soll, und bietet sich dann dem Messer dar, froh, daß e r wenigstens von dem Untergang verschont bleiben kann!

Und was soll man nun zu den Legenden sagen, und dem Geiste, der zum Unterschiede von dem Legendeninhalt anderer Striche, in ihnen atmet! Da ist alles von einer zarten und sublimierten Feinheit der Idee, wie letzte Blätterspitzen, wenn dahinter der milde Abendhimmel leuchtet. Trotz schrecklicher Strafe, die darauf steht, reicht eine Frau (Bd. VII, S. 143) zwei hungernden Bettlern zwei Brote, wofür man ihr dann beide Arme abhackt. Die Wunden heilen, und einmal nimmt sie mit ihrem Söhnchen ihren Weg am Ufer eines Flusses, wobei der Kleine ausgleitet und in den Strom stürzt. Niemand will, und sie kann nicht retten, da sie nur die beiden Stümpfe statt der Arme hat. Da kommen zwei Fremde und werfen sich in den Strom und entringen den Kleinen dem Tode. In Tränen aufgelöst dankt ihnen die Frau, und sie antworten: „Weißt du, wer wir sind? Wir sind die beiden Brote, die du den Hungernden gereicht."

Zwei Eheleute sind da, sie hungern, und nachts fleht die Frau

(Bd. IX, S. 26) zum Himmel empor, er möchte doch von seinen unsäglichen Schätzen ihrem Mann, der stets so gottesfürchtig war, etwas schenken. Da spaltet sich das Dach des Hauses und der blaue Himmelsdom darüber in seiner feierlichen Schönheit tut sich auf; von oben senkt sich ein herrlicher Hyazinth herab und fällt zu ihren Füßen nieder. Darauf heißer Dank; aber dann hat die Frau, nachdem sie wieder eingeschlafen ist, einen Traum. Sie befindet sich im Himmel, zieht von Saal zu Saale, und in einem, wo die Seligen Gottes Throne schon sehr nahe sind, erblickt sie eine Reihe elfenbeinerner Stühle, deren Lehnen mit kostbaren Juwelen geschmückt sind. Nur an einem der Stühle fehlt etwas, und der Anblick tut ihr so weh; und der Engel, der sie führt, antwortet auf ihre Frage betrübt: „Das ist der für deinen Mann bestimmte Sitz, und was daran fehlt, das ist das Juwel, das du dir heute Nacht für ihn gewünscht hast.“ Da fährt sie schluchzend aus dem Schlafe empor und fleht: „Nimm zurück, damit unvermindert bleibe, was deine Güte meinem Manne bestimmt hat.“ Und wieder teilt sich das Dach des Hauses, teilt sich der nächtliche Dom, und der Hyazinth kehrt zum Himmel zurück, und die Frau trägt geduldig ihr Teil hier.

Bd. IX, S. 10, ruft einer:

Wer wird bei mir sein,
Wenn in die Grube ich fahre?
Niemand wird bei dir sein
Als deine Werke.

Und da ruft der Mann, es ist ein König, verzweiflungsvoll: „Ich habe keine Werke.“ Und wieder einer ruft in dem Augenblicke, da der Tod vor ihm steht: „Gott verfluche das Gold, das mich betrogen,“ worauf das Gold antwortet: „Weshalb verfluchst du mich? Ich bin die tote Materie. Wer zwang dich, mit mir zu schalten, wie du es getan hast. Wenn du fluchen willst, fluch dir selber.“

Man kennt die Sage, daß ein Engel es als ein besonderes Vorrecht Muhameds erklärte, daß der Engel des Todes sich nicht eher seiner Seele bemächtigen sollte, als bis er den Propheten ehrfurchtsvoll um die Erlaubnis hiezu gebeten. In unsäglichen Tönen variiert die orientalische Phantasie seitdem das Thema von dem Menschen und dem Tode. Ein König sitzt da (Bd. IX, S. 1 u. ff.). Da erscheint ein Bettler in zerlumptem Gewande, schlägt schütternd an das Tor, klopft zum zweiten, zum dritten Male, und der König ist gewesen. Ein anderer, ein gütiger, heißt ihn willkommen, und ge-

rührt verkündet der Engel ihm dann, daß er ihn noch am Leben belassen dürfe.[11] Und wieder ist der Tod bei einem König. Der fleht: „Laß' mich noch hier, nimm einen Stellvertreter." Aber das gibt es nicht vor Gott, da gilt jeder für seine eigene Person, und ob König oder Bettler, jeder muß wie er ist sterben. Und weiter — steht es hier in „Tausend und Einer Nacht" oder habe ich es anderwärts gelesen — genug, sie paßt in diesen Gesang, die Geschichte von dem mächtigen Vezier, der den herannahenden Tod erkennend, sich auf sein bestes Pferd wirft und hunderte von Meilen dahinjagt, bis er einen Baum an einer süßen Quelle gewahrt — dort will er endlich Rast halten. Doch wie er hinkommt, erhebt sich zu seinem Entsetzen der Engel des Todes vor ihm und spricht, selbst tief bekommen und betrübt: „Ist es möglich! Mir wurde befohlen, hieher zu kommen, um dich zu erwarten, und ich wollte es nicht begreifen, wie du denn hieher kommen solltest — und siehe, jetzt bist du mir geradezu entgegengelaufen."

Darum Koheleth: „Vom Staube bist du und zum Staube kehrst du;" und das alles sammelt sich (Bd. VIII, S. 70) zum melancholischesten Ausdruck in der kleinen Geschichte von Harun-al-Raschids Sohne. Der flieht den Glanz und führt ein Leben der äußersten Entsagung und Weltverachtung, worüber es bei einem Zusammentreffen mit seinem Vater zu einem Gespräche kommt, daß man förmlich Worte aus dem Hamlet wiederzuhören meint. „Mein Sohn, du stellst mich durch dein Leben vor dem Volke bloß." „Mein Vater, ihr stellt mich durch euer Leben vor den Heiligen bloß." Und dann wendet der junge Mann den Blick nach einem Baum. Dort sitzt ein Vogel, und der Prinz spricht: „O Vogel, flieg her auf diese Hand, — o Vogel, flieg weg von dieser Hand, — o Vogel, setz

[11] Siehe die wundervolle Skizze „Die Stadt der Liebe" in Popper-Lynkeus' „Phantasien eines Realisten". In dieser Stadt haben sie es eingeführt, daß sie es verschweigen, wenn jemand stirbt; ihre Glocken bleiben da stumm. Wenn aber ein Kind geboren wird, läßt man die Glocken spielen, damit alle Welt es erfahre, und alle begrüßen den neuen Menschen und trinken auf sein Wohl, wenn sie auch den Vater des Kindes in ihrem Leben noch niemals gesehen haben. In Henning (Bd. XVI, S. 106) erzählt Abdallah der Meermann seinem vom Lande gekommenen Freunde Abdallah dem Landmann, daß so oft bei ihnen in ihrer Wasserstadt unten jemand stirbt, Gesang und Freude unter ihnen herrscht — und ist entsetzt, als er erfährt, daß man auf Erden umgekehrt sich freut, wenn jemand geboren wird, und trauert, wenn er sich zu seinem Vater zurückfindet.

dich auf meines Vaters Hand.“ Und jedesmal geschieht es, wie er es spricht . . . Der junge Prinz zieht dann in die Fremde, lebt von seiner Hände Arbeit, verdingt sich um schlechten Lohn und hat kein anderes Wünschen, als täglich zum Abendgebete freigelassen zu sein. Und als er erschöpft zusammenbricht, frägt ihn der Erzähler: „Hast du einen Wunsch?“ Er antwortet: „Ja; komm morgen, da werde ich tot sein. Dann wasch' mich, grab' mir mein Grab und sprich mit niemandem darüber. Und wenn du mich begraben hast, trenn' meinen Rock auf und schick', was du darin findest, mit Grüßen der Liebe an den Fürsten der Gläubigen und sage ihm:

Und wenn du einen Leichnam zu Grabe trägst,
So wisse: nach mir kommst auch du an die Reihe.

In dem Rocke eingenäht findet der Erzähler ein Juwel von unschätzbarem Werte, das die weinende Mutter beim Abschied dem Sohne für die Tage der Not mitgegeben — er lächelte mitleidig, als sie es tat . . . Und dann anderes, von minderer Feierlichkeit; und darunter namentlich im Gegensatze zu der eben erzählten Geschichte auch solche, die sich energisch gegen die orthodoxe Askese wenden. Z. B. Bd. IX, S. 32: dem Mann, der sich kasteit, folgt als Gnadengeschenk eine Wolke überall hin, die in der Zeit der Dürre auf sein Gebet Regen spendet. Da bleibt sie einmal aus, und ein Traumbild weist ihm den Weg zu einem anderen, der König ist und dem jetzt statt seiner die Gnade der Wolke gegeben ist. Da unternimmt er die Pilgerschaft, findet einen König, der nicht heilig tut und sich nicht kasteit, und nicht in Exzessen der Buchstabenfrömmigkeit sich auf den Boden hinstreut; sondern er tut seine Pflicht, ist mitleidig und gerecht, denkt an sein Volk, fühlt mit seinen Leiden. Und wem diese Abwägung von werktätiger und ritueller Frömmigkeit ein wenig zu lehrhaft dünkt, der lese die hart daneben (Bd. IX, S. 29) stehende Geschichte vom Schmied, der heißes Feuer mit der bloßen Hand anfassen konnte. Als Lohn für Kniebeugungen und Gebete? Ach, aus anderen Gründen ward ihm die Gabe verliehen. Es war ein Mädchen, das wollte er zu seinem Willen zwingen; und als sie am Verhungern war und sich dreimal mit der Bitte um einen Bissen Brot zu ihm schleppte, antwortete er jedesmal: „Wenn du mir zu Willen bist, sonst nicht.“ Endlich, als sie wieder bei ihm erscheint, kann sie offenbar nicht mehr weiter, und hat den Widerstand aufgegeben; da empfindet er endlich Mitleid und spricht: „ich

tue dir nichts." Da sinkt sie hin und lächelt, und fleht sterbend, daß um dieses einen Augenblickes willen das Feuer über ihn keine Gewalt haben möchte — und um dieser ihrer Bitte willen ward ihm die Gnade verliehen.

Ich habe mich oft gefragt, welche die ergreifendste unter diesen Legenden ist. Ich glaube, es ist die von dem armen Negersklaven.[12] Er ist abgearbeitet und krank, und hat kaum als Arbeitstier noch einen Wert; denn die Menschen wissen nicht um sein Geheimnis: Gott liebt ihn um seiner Frömmigkeit willen und erfüllt ihm jeden Wunsch. Er ist, wie gesagt, alt, krank, und von dem jammervollen Herrendienste zermartert; wie viele Gründe darum, um für sich einmal etwas zu wünschen; doch aber hat er es nie getan. Nur wenn Not im Lande ist, wenn Regen ausbleibt und Tiere verschmachten, flüstert er einige Worte, und der Himmel erhört sein Gebet. Das heißt, einen Wunsch hat er doch, und der geht eines Tages auch in Erfüllung; er findet nämlich Gelegenheit, zum Grabe des Propheten zu ziehen. Und da wirft er sich auf das Grab hin, und zum ersten Male in seinem Leben wohl läßt ihn das Glück der Sekunde, ihm selbst unbewußt, lauter sprechen, und die Leute in der Nähe hören erstaunt, daß dieser alte, abgearbeitete Sklave sich unter Berufung auf die Liebe Gottes der Zaubermacht berühmt. Nun Heimreise, und auf dem Wege gelangt die Karawane, der er sich angeschlossen, in bittere Not. Oder war es anders? Ich will nicht einmal in dem Buche frisch nachlesen; genug, jemand sagt: „da ist ja der Sklave, dem der Himmel solche Macht gegeben!" und die Leute fordern von ihm: „hilf, bete, rette! der Himmel hat dich ja lieb und erfüllt dir jeden Wunsch." Da fährt er wie vom Blitze getroffen zusammen und erbittet — natürlich mit Erfolg — die göttliche Hilfe; und flüstert dann: „Das Dasein hat jetzt für mich keinen Wert. Das Geheimnis, das ich gehütet und das das Glück meines Lebens war, ist offenbar worden. Was soll ich noch hier? Nimm mein entwertetes Leben." Und er stirbt.

[12] Der Verrat, den Schahrjars treulose Frau beging, war in seinen Augen noch dadurch besonders qualifiziert, daß es ein Neger war, an den sie sich wegwarf. Und jetzt nimmt die milde Gesinnung des Orients die Gelegenheit wahr, noch nachdrücklicher als in der Geschichte Sindbads des Seefahrers darzutun, daß ihr Gefühl für Gerechtigkeit auch vor dem armen verachteten Neger nicht halt macht.

XXXIX. Gesänge der Liebe.

Variationen beliebter Themen. (Seite 268.) — Der Dümmste der Ablative. (Seite 269.) — Was auf einer Schreibtafel Platz hat. (ibid.) — Künstlernovellen in 1001. Nacht. (Seite 270.) — Cardillac. (ibid.) — Der Lockvogel. (Seite 271.) — Uhlands „Brich nicht, Steg" und Heines „Waldeinsamkeit". (Seite 272.) — Die arabischen Gesänge. (Seite 272 u. ff.) — „Bürgschaft", Urbild des Asra; der Baum des Brautpaars; das gemeinsame Grab. Der Mann, der nie mehr lachte. (Seite 275.)

Derselbe tiefe, oft an Feierlichkeit reichende Ernst herrscht in den Gesängen von der Liebe. Natürlich, nicht alles ist gleich. Immer wieder folgt leere Sentimentalität oder spielerisch Phantastisches, robust Komisches und Abenteuerliches, das an hundert Weiten und törichten Schrecknissen nicht genug hat,[1] auf das Echte. Dann wieder werden ewige Variationen beliebter Themen[2] von

[1] Das Abschreckendste in diesem Betrachte ist wohl der bei Henning nicht zu findende Zyklus vom Sultan Baibars. (Weil, Bd. IV, S. 743 u. ff.).

[2] Zum Beispiel Tadjsch Muluk und die Herrin Dunja (Bd. IV, S. 30) fast die genaue Wiederholung der Hajat-Al-Nufus-Erzählung; Abul Hassan von Damaskus und sein Sohn Sidi Nureddin (Bd. XIX, S. 152), plumpe Nachahmung der Ghanem-Geschichte (interessant nur, daß Sobeide hier das einzige Mal als Retterin und Fürbitterin auftritt). Der Zauberer und der junge Koch (Bd. XXII, S. 93) — alberne Kompilation verschiedener Motive, alles ins Grobkomische gewendet; (ein Vezier wird hier von einem Zauberer — in ein Weib verwandelt.) Dann die beiden Romane Miriams der Gürtel- und Sumuruds der Vorhangsmaid. (Bd. XV, S. 10 resp. Bd. VII, S. 49.) In beiden spielt ein christlicher Geselle die Rolle des Schurken. Entschieden ist von beiden der Miriam-Roman die dümmere und unsinnigere Geschichte. Aber hier wie dort finden sich Verse, um derentwillen es der Mühe wert ist, beide zu lesen:

Sei wie du willst, denn Gott ist gütig,
Und sorg' dich nicht, wenn du auch sündigst.
Nur vor zwei Sünden hüte dich:
Verehre keine Götter neben Gott, und tue den Menschen kein Leid. (Miriam.)

Stücken abgelöst, die, ob auch überraschend durch ihre Originalität oder wichtig durch die Schärfe ihrer Beobachtung, oder menschlich und liebenswürdig in ihrem Ernste wie im Scherze, im Charakter doch tief unter der Größe stehen. Wie wäre dies auch anders möglich in einem Werke, das seine Kraft aus den Stimmen vieler Jahrhunderte hernimmt. Nur aber gelangen wir eben in diesem Urwald, den die Jahrhunderte geschaffen haben, immer wieder auch zu Tönen von Ewigkeitswert.[3] Seltsame Dinge sind es, solche, über

Menschen gleichen einer verborgenen Krankheit; drum bau' nicht
auf sie,
Denn voller Falschheit und Arglist wirst du sie finden, wenn
du sie prüfst.

Wie viele Feinde machte das Geld mir zu Freunden,
Wie viele Freunde machte sein Verlust mir zu Feinden!

Dann der Rat, sich mit Verständigen zu beraten:

Der Mann ist ein Spiegel, der nur das Antlitz zeigt,
Doch bei zwei Spiegeln schaut er den Rücken auch.
Schläft auch dein Aug', so wacht doch der Bedrückte,
Und Gott, der nimmer schläft, hört seinen Fluch.

Der dümmste der Ablative ist aber wohl die Geschichte der Sklavin Tawaddud (Bd. VIII, S. 136). Um ihren Wert zu erweisen, wird sie einer Prüfung unterzogen aus Religion, Sittenlehre, Philosophie, Arzneikunde; dann über warme und kalte Bäder, gutes und schlechtes Essen, Verstopfung, Auflösung, Obst, Blumen, Planeten, Konjunktion, eierlegende Schlangen, Schröpfen, Trick-track, Musik, Begriff der Zeit, Schachspiel usw. usw.

[3] Als Beispiel für das heitere Genie und die Originalität, die für das tief Menschliche oft den bezauberndsten Ausdruck findet, nehme man Bd. VIII, S. 38, die Geschichte, die man betiteln könnte: „Was alles auf einer Schreibtafel Platz hat". Der junge Schüler verzeichnet auf ihr das Geständnis seiner Liebe; die junge Schülerin antwortet desgleichen mit dem Ausdruck ihrer Liebe; der Lehrer, der die Tafel zu Gesichte bekommt, schreibt daneben seine Bemerkung; und der Herr des Mädchens, der die Tafel findet, schreibt seinerseits auch etwas dazu. Die Worte des Lehrers sind voller Melancholie:

Sorge nicht um die Folgen
Und fürchte nicht die ernste Miene des Lehrers,
Denn lange schon vor dir
Ward er von der Liebe geprüft.

Die Worte des Herrn aber lauten voll Güte und liebenswürdiger Satire:

Gott trenne euch nie
In der Dauer der Zeit,
Euer Lehrer aber ist
Ein wirklicher Narr —

die man lachen, aber unter Umständen auch weinen kann. So die Geschichte der zwei Verliebten (Bd. VII, S. 91), die sich verfeinden und abwechselnd von einander nichts wissen wollen: sie, weil sie —der ewige Dattelkern! — bei einer Bootfahrt auf sein Geheiß im Scherze mit Orangenschalen beworfen wurde, er, weil ein anderes Mädchen sie auf die Schulter geküßt hat. So die Geschichte der Prinzessin Dunja, die aus einem nichtigen Grunde ihren Mann verstößt, bis er, absichtlich den falschen Khalifen spielend, dem echten begegnet und ihm sein Leid klagt; sowie die Geschichte des jungen Mannes, der dem Khalifen auf dessen Bitte seine holden Sklavinnen verkauft und dann vor Schmerz und Sehnsucht nach ihnen krank wird. Oder die beiden Gegenbilder in den Geschichtchen von dem jungen Mann aus Bagdad und seiner Sklavin (Bd. XV, S. 99), und Ibrahim und Dschamile (Bd. XVI, S. 128). Nebeneinander gehalten lesen sie sich wie eine Erläuterung zu Hamlets Wort, daß nichts an sich weder gut noch böse ist. In der ersteren kommt ein reicher Mann nach Bagdad, bloß um — gute Musik zu hören, und kauft eine junge Sklavin, die mit ihrem Gesang und Lautenspiel ihn berauscht. Auf dem Schiff, auf dem er sie heimführt, befindet sich ihr früherer Herr, der inzwischen verarmt ist; er erkennt sie an ihrem Spiele, sie ihn daran, daß sie das Instrument, welches sie einen Augenblick liegen gelassen hat, in einer nur ihm eigenen Weise gestimmt wiederfindet.[4] Und ihr gütiger Herr, der also die Musik nicht nur liebt, sondern sie auch „wirklich in sich hat", gibt sie, als er davon hört, gänzlich frei. Dem gegenüber wirkt die Geschichte von Ibrahim und Dschamile förmlich wie eine Beweisführung, daß man ästhetischen Sinn haben, ja selbst Künstler sein, und dabei

ein Urteil über die Lehrer, das auch sonst wiederkommt. Siehe Bd. VIII, S. 78, die kostbare Geschichte des Don Quixotte von einem Lehrer, der die Geliebte betrauert, die er überhaupt nie mit seinen Augen gesehen hat. Hier nehme man auch die freilich einem anderen Kreise angehörende reizende Geschichte, wie der Khalif Mutawekil bei Abul Hassan das Tafelgeschirr mit dem Monogramm seines Großvaters wiederfindet (Bd. XVI, S. 154), als Beweis, mit welcher Grazie der Erfindung das Ghanem-Motiv immer neue Formen erhält.

[4] Beiläufig bemerkt auch von dem wilden, selbsteigenen, alle Regeln brechenden Genie in der Dichtung hat „Tausend und Eine Nacht" genaue und scharfe Kenntnis. Man lese Bd. XIX, S. 99, wie die Lautnerin Tohfatt in der Geisterwelt von Iblis einen Rhythmus kennen lernt, der alles bisher bekannte genial umstößt. Es ist förmlich das Wagnertum mit seinen Dissonanzen in „Tausend und Einer Nacht".

ethisch doch auch ein ausgiebiger Halunke sein kann.[5] Der Meister, der ein wundervolles Mädchenporträt vollendet hat, öffnet hier einem jungen Manne alle Wege zu dem Original des Bildes, und nachdem er sich überzeugt hat, daß das Fräulein den fremden jungen Mann liebt, verübt er an ihnen, aber nicht in dämonischer Leidenschaft wie etwa E. T. A. Hofmanns Cardillac, sondern tückisch, niedrig, listig, einen Mordversuch. Dabei ist es interessant, wie die orientalische Phantasie, wenn sie einmal ein Motiv aufgegriffen hat, es grüblerisch nach allen Richtungen hin studiert und wendet. Man sehe diesbezüglich Bd. XVIII, S. 154, die Figur der Prinzessin, in die sich ein Prinz nach dem Bilde verliebt hat, das er von ihr gesehen hat — nur aber ist sie ärger als ihr Bild. Es ist ein Fall, ähnlich wie der des Urbildes des Heineschen „Asra",[6] aber wie anders, und zu welch ganz anderem Zwecke pointiert! Sie verlacht ihn, und erst als er erschlagen wird, schluchzt sie auf, — nur aber ohne zu sterben. Um ihn jetzt ewig bei sich zu haben, läßt sie sich ein Bild von ihm malen, — doch ihn hat sie nicht mehr, und er war besser als sein Bild.

Oder wenn wir nur die ernste Fähigkeit aufbringen, auf das dicht umgebende Unkraut und Gestrüpp zu vergessen, um nach dem Wichtigen und den Wahrheiten, die davon umsponnen sind, zu horchen und zu fragen:

Wer spricht zum Armen und Elenden:
Kehr ein zur Nacht.
Wer spricht zum Trauernden und Getrennten:
Kehr ein zur Nacht.
Wer spricht zum Betrübten und Vergrämten:
Kehr ein zur Nacht.

Blinkt nicht Mondscheinsonatenlicht aus diesen Klängen? Aber sei auf der Hut! Dies sang der kleine Lockvogel, Kleinnachtigall geheißen; aber er war des sprechenden Vogels verderbter und unähnlicher Verwandter, und hörte ihm jemand zu und wurde traurig und wiederholte die Worte, dann ward er unglücklich gemacht (Bd. XXIII, S. 187.) Oder man nehme die Geschichte der Uns-el-Wudjud (Bd. VIII, S. 5). Die Liebe, so sagt der König in der Erzählung von Naam und Naama, entschuldigt alles; mit der Liebe fühlt alles

[5] Siehe Popper-Lynkeus' ergötzliche „Troubadoure im Grünen" in den „Phantasien eines Realisten".

[6] Bd. VIII, S. 35.

— so ließe sich der Sinn dieser Geschichte definieren. Wohl ist sie für unseren Geschmack viel zu sehr, und sogar manchmal bis zur Unerträglichkeit in Rosenöl getaucht; und doch ist sie bei all der Parfümiertheit ein wirkliches Gedicht. Die Mücke, der Vogel, die Taube, der Habicht und sogar das gefährliche Raubtier, der Löwe, fühlen die Liebe mit und weisen dem Prinzen den Weg zur verlorenen Geliebten. Erinnert man sich des kleinen vierzeiligen Gedichtes von Uhland:

O brich nicht Steg, du zitterst sehr,
O stürz nicht Fels, du dräuest schwer,
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein.

V. Vischer nannte es ob der Leidenschaftlichkeit, mit der das menschliche Herz darin alles, das Fernste und Festeste so umklammert und in seine Sehnsucht mit einbezieht, das gewaltigste aller Liebesgedichte. Hier in dieser orientalischen Geschichte erblickt der Prinz im Wasser sein Bild und fährt bebend zurück, gleich der Nixe in Heines „Waldeinsamkeit". Dann begegnet er einem Löwen und flüstert:

O, Löwe des Waldes, bring mich nicht um,
Bis ich die Geliebte gefunden, die man mir geraubt.

Und der Löwe winkt ihm, mit Tränen in den Augen, ihm zu folgen.

Aber was ist das alles, verglichen mit den ebenso einfachen, als großartigen arabischen — wie aber sage ich: Gedichten? Sie sind in Prosa geschrieben. Erzählungen? Sie sind zu kurz. Gesängen? Sie sind alle in einem unnachahmlich kurzen, gegenständlichen, heftig schroffen, ja man möchte in Augenblicken sagen, dumpf bellenden und heulenden Tone gehalten. Die Geschichte der Hind war von diesem Geschlechte,[7] aber diese Geschichte lachte. Hat ein arabischer Mund

[7] Sowie sicherlich auch der Perlenmund, und die Geschichte des Hadschadsch und Sejid, und die arabische „Bürgschaft" (Geschichte Omars und des jungen Beduinen, Bd. VIII, S. 60). Sie ist unvergleichlich viel größer als Schillers „Bürgschaft", die daneben blaß und blutlos erscheint. Sie gibt vom Anfang bis ans Ende eherne, und durch ihre Kraft unvergeßliche Gestalten. „Ich bin gekommen, damit es nicht heiße, die Treue ist aus der Welt geschwunden", sagt der zurückgekehrte junge Mörder. „Ich habe für ihn die Bürgschaft übernommen, damit es nicht heiße, die Tugend ist aus der Welt geschwunden", sagt der Bürge, der den Mörder gar nie im Leben zuvor gesehen hat. Und jetzt verzichten die Söhne des Ermordeten

Trauer mitzuteilen, dann reicht nichts an seine kurzen, hallenden Töne, und mit dieser Stimme erzählt er die Geschichte des Urbildes des Asra (Bd. VIII, S. 35): Sie lachte, da sie das Wort „Liebe" aus seinem Munde hörte, und erst als er tot hinsank, warf sie sich auf seinen Leichnam, um mit ihm zu sterben. Ferner Bd. XII, S. 10, die Geschichte Otbes und der Ansaris, der wir heute vielleicht den Titel „Der Baum des Brautpaares" geben würden. Otbe wirbt; dem Stammesfräulein ist er recht, und ihr Vater läßt sie beide ziehen, sendet aber tückisch Reiter nach, da er den Schwiegersohn nicht mag, und im Kampfe fällt der junge Otbe. Niemanden klagt die junge Witwe an, aber sie stirbt sofort neben dem Leichnam des Geliebten, und wird mit ihm zusammen begraben. Und nach sieben Jahren kommt der Erzähler wieder an die Stätte des Grabes - - in der Mitte der Wüste! — und findet — hier in der Wüste! — einen schlank aufgeschossenen Baum, der mit gelben, roten und anderen Bändern geschmückt ist, und den die Jünglinge und Mädchen über dem Grabe der beiden Liebenden gepflanzt haben. „Der Baum des Brautpaares" wird er genannt. Und endlich Dschamils Geschichte (Bd. XII, S. 31) von einem anderen jungen Mann aus dem Stamme der Banu Ozre. „Was ist dir lieber," fragt der Erzähler den Khalifen, „etwas was ich nur gehört und im Gedächtnis behalten, oder was ich gesehen und mit meinen eigenen Augen wahrgenommen habe?" Der Khalif verlangt, wie jedesmal, wenn er vor die Wahl gestellt wird, Selbstgesehenes, nicht ausgeklügelte Phantasterei.[8] Und da folgt nun in einem geradezu packenden Stile, kurz, rasch, eilig und alle natür-

auf die Blutrache, damit es nicht heiße, die Güte sei aus der Welt geschwunden. Das klingt anders als die höfliche Bitte des Dionisos: „Ich sei, erlaubt mir die Bitte, in eurem Bunde der dritte."

[8] Siehe Bd. XII, S. 25, wo Harun der Zuerkennung des Preises an das Mädchen zustimmt, „das am beherztesten und ohne Einschränkung und Verkleidung in Traumbilder und dergleichen" in ihren Versen die Tatsache ihrer Liebe gestanden, und ausgesprochen hat, bis zu welchem Grade ihre Leidenschaft hinanreicht. Siehe dazu auch die bereits erwähnte Geschichte des Mädchens im grünen Mantel (Bd. VIII, S. 40), die ihm die Worte zugerufen hat: „Der Tag löscht die Worte der Nacht wieder aus". Nicht ein sentimentales Wort, nicht eine mitfühlend sein wollende Schilderung, nicht eine auf die Erweckung von Mitleid abzielende Note in Abu Novas Gedichte — nichts ist darin, als was der Betreffende selbst erlebt und erzählt hat. Und Harun spricht: „Gott verdamme dich, Abu Novas, man glaubt ja, du wärest zugegen gewesen!" Er gibt ihm den Preis. Nach

lichen und mystischen Schauer der Nacht mit einer unübertrefflichen Kraft schildernd, die Geschichte: wie der Erzähler nachts, in schlechte Kleider gehüllt, sein Kamel besteigt und mitten im Geheul der Wölfe und Schakale dahinreitet, zitternd und ohne aufzuhören, den Namen Gottes zu nennen. Mitten im Walde schlägt ihm ein Zweig ins Gesicht; er blutet, und jetzt mildert er den Lauf, und erkennt aus dem Walde heraustretend: er hat sich verirrt. Fern in der Ebene erblickt er ein Feuer, reitet darauf zu und gelangt zu einem Zelte, dessen Inhaber, ein Araberjüngling, ihm gastlich entgegenkommt. Er legt sich zur Ruhe. Da hört er den Jüngling, der noch draußen vor dem Zelte harrt, seufzen, und er ahnt es: er liebt. Nach einer Weile hört er ein Flüstern im Zelte — ein junges Weib ist hier, ihre Stimme ist so sanft. Er bleibt drei Tage; sie nennen einander ihre Namen und erkennen sich als Verwandte; da gesteht er, um nicht unehrlich zu sein, dem Jüngling, daß er von dem Schmerze seiner Seele weiß. Und der junge Mann klagt ihm sein Leid: ihr Vater hat ihn zurückgewiesen und sie an einen andern, der hier in der Nähe wohnt, vermählt; da hat er seine Sippe verlassen und ist hieher gezogen, und zuweilen sehen sie sich des nachts ... Auf den Rat des Erzählers beschließt er, sie zu entführen, und heute Nacht soll es geschehen. Er wartet — sie erscheint nicht; er liegt da, das Gesicht nach dem Osten gewendet, woher sie kommen soll — sie erscheint nicht; er hört den Ostwind rauschen und flüstert die Verse:

O, Ostwind, mit dem der Zephyr geweht kommt
Aus dem Lande, wo die Geliebte mir wohnt,
O, Ostwind, ein Zeichen von ihr ist in dir —
Sag, weißt du wohl, wann sie kommt?

Ist es ein Zufall, daß sie nicht kommt? Der junge Mann macht sich auf den Weg, nach ihr zu suchen, findet, daß ein wildes Tier sie getötet hat, und kehrt mit ihrem blutigen Gewande zurück. Noch einmal macht er sich dann auf den Weg und kommt mit dem abgehauenen Kopfe des Löwen wieder; dann stirbt er und der Erzähler bestattet sie, — alle diese drei Geschichten von den Leuten aus dem

einer anderen Variante (Bd. VII, S. 121) steigt in ihm angesichts der Gegenständlichkeit des Gedichtes sogar der Verdacht auf, der Dichter hätte sich tatsächlich frevelhafterweise heimlich in den Palast geschlichen und wäre dabei gewesen, und er befiehlt ihm also, für das Gedicht zum Lohne zunächst — den Kopf abzuschlagen.

Stamme der Banu Ozre endigen in dieser Weise — in einem gemeinsamen Grabe.

Von einer Geschichte möchten wir hier noch besonders sprechen. Sie heißt: „Der Mann, der nie mehr lachte" und findet sich seltsamerweise in dem Zyklus vom „Sindbad" oder „Von der Arglist der Weiber" (Bd. X, S. 178), obzwar in keiner Weise zu ersinnen ist, was sie in dem Kreise dieser plumpen Burlesken zu tun haben soll. Goethe sagte von Sakuntala: „Solange Gold Gold, Krystall Krystall sein wird, wird Sakuntala am Himmel der Dichtung leuchten." Dasselbe Wort gebührt diesem kleinen, kaum eineinhalb Seiten langen Stücke — und Greve und Dyroff haben es nicht gesehen, auch in den anderen dicken Büchern, die über „Tausend und Eine Nacht" geschrieben wurden, wurde es nicht beachtet, und in der Lesewelt ist es gänzlich unbekannt. In hundert Vorträgen, in welchen ich die kleine Geschichte erwähnt habe, habe ich es erlebt, daß die Zuhörer geradezu in Aufregung mich umdrängten und fragten: „ist es wahr, steht das in „Tausend und Eine Nacht?" Das Seltsame dabei ist noch, daß das Ganze so gar nicht orientalisch anmutet. Es klingt wie etwas von gestern, wie bei uns in den Zeiten der zartesten Romantik geworden, wie von Schumann komponiert in einer Nacht seiner seltsamen Träume, oder wie von Böcklin gemalt. Es ist ein Stück von einem unaussprechlichen Pessimismus. Mag es jeder deuten, wie er will, mir scheint es, als hätte die menschliche Seele nie ein solches Symbol verscherzter kostbarer Tage oder zerstiebender Jugendträume und schwermütiger Einsamkeit gezeugt. Ein junger Mann, dem man es anmerkt, daß nichts Gemeines ihm nahen kann, ist verarmt, und unfähig, sich die Erhaltung des Lebens anders als durch Arbeit zu denken, stellt er sich auf den Markt und wartet auf eine Arbeitsgelegenheit. Da spricht ihn ein Greis an, dessen Auge wohl in der menschlichen Seele zu lesen vermag, und findet Gefallen an ihm. „Du willst arbeiten? Ich weiß für dich einen Posten. Wir sind zehn Freunde, lauter Greise, und leben abgeschlossen von der Welt. Tritt bei uns in Dienst. Die ganze Verwaltung unseres Vermögens und die Sorge für unseren Bedarf ist dir übergeben; du bist ehrlich, ich kann mich nicht täuschen, du wirst deiner Pflicht nicht untreu sein." Der junge Mann nimmt an. Es sind gütige Herren, denen er dient. Alles, was er tut, wird gutgeheißen, und er könnte so zufrieden sein: nur ist man im Kreise der alten Leute immer so ernst. Und da sie alt

sind, kommt der Tod, ist immer häufiger zu Gaste, und einer nach dem andern stirbt dahin, bis zuletzt nur der übrig bleibt, der ihn einst auf dem offenen Markte für den traurigen und doch so lieben Dienst angeworben hat. Und endlich naht auch diesem letzten der Tod. Da ruft er den Jüngling — der aber inzwischen wohl auch aufgehört hat, Jüngling zu sein — und spricht: „Wenn ich die Augen geschlossen habe, ist das ganze Haus, mit allem was darin ist, dein Eigentum. Verfüge darüber nach deinem Willen, du hast es verdient. Über eines nur möchte ich dich unterrichten. Du weißt, in der ganzen Zeit unseres Daseins war dir alles im Hause zugänglich, bis auf die Treppe, die zum obersten Stockwerk führt. Aber auch wenn ich tot bin, betritt diese Treppe nie. Das ist die beste Gabe, die ich dir zurücklassen kann." Und er stirbt.

Eine Zeit geht vorüber; der junge Mann hält das Gebot. Da — kennen wir nicht schon von hundert anderen Erzählungen her die Tücke und die Tragik dieser im Leben wie im Gedichte immer wieder und für einen jeden Menschen bestimmten verschlossenen Türe? — eines Tages übertritt er doch das Gebot und wagt sich die Treppe hinan. Und da gelangt er — es ist ein Nichts, die Geschichte macht auch nicht viel Federlesens davon —, er gelangt an ein Fenster, und wie er hinausblickt, gewahrt er in der schmalen Gasse gegenüber vor einem anderen Fenster Gefäße mit hoch hinauf sich rankenden Blumen und Blüten; und zwischen den Blumen blickt — ich wiederhole, es ist ein Nichts, es ist ja keine Neuigkeit für uns, die wir im gewöhnlichen Lauf unser Leben verbringen —, zwischen den Blumen blickt ein holder Mädchenkopf hervor. Aber ihm, dem Eingeschlossenen, der jahrelang sein Leben im Kreise der ernsten, gütigen alten Männer verbracht hatte — mit ihrer Art der leisen Rede, mit ihren immer der Vergänglichkeit der Dinge zugewandten Gedanken, mit ihrer Schwermut, die stets bei der Entfärbung aller Blätter und dem Hinschwinden alles dessen verweilte, was sich für ewig licht und trunken glaubte, ihm, dem Eingeschlossenen, war im Kreise dieser Gütigen, denen all sein Sinnen gehörte, der Gedanke an das Frauenwesen nie genaht. Und da er nun sich selbst gehört und Herr des Hauses ist, Herr unermeßlicher Schätze und Herr seines Lebens, dehnt sich ihm bei dem Anblick die Brust, und wird so neuer seltsamer Gefühle voll, und so weit. Und gar nicht denkend mehr, ganz versonnen wendet er sich, da die Holde dort entschwindet, von dem Fenster ab, und schreitet weiter die verbotene Treppe empor, und

gelangt an eine verschlossene Tür. Und jetzt, nicht wahr, ist es schon alleseins — er öffnet, und befindet sich in einem dunklen Gang. Der führt abwärts und immer abwärts, bis er nach vielem Tasten im Finstern, es in der Ferne licht werden sieht. Er tritt aus dem Gange und gewahrt, daß er sich am Ufer eines Flusses befindet, den er hier so nahe seinem Hause gar nie geahnt hat; und wie er an den Rand tritt, fällt sein Blick auf eine bebuschte Insel inmitten des Flusses, und er sieht, wie von der Insel eine Barke sich loslöst, ganz mit purpurnen Tüchern ausgeschlagen. Darin sitzen holde Frauen, und die Barke durchschneidet das Wasser und hält quer auf die Stelle zu, wo er steht. Und wie sie anlegen, zieht es ihn mit magischer Gewalt hin, und die Frauen lächeln, heißen ihn willkommen, er muß in die Barke, und sie steuern ihn zu der Insel hin. Und wie er sich der Insel nähert, gewahrt er dort auf der obersten Spitze ein feenhaftes Schloß. In dem Augenblicke, da er die Barke verläßt, tun sich oben die Pforten auf, Drommeten erschallen, ein herrlicher Zug setzt sich in Bewegung, und inmitten des Zuges schwebt auf einem weißen Zelter ein herrliches Wesen, eine lichte Krone auf dem Haupte, eine Prinzessin, eine Königin. Sie reitet ihm entgegen, und wie sie sich treffen, steigt sie vom Pferde und hält ihm die Hand zum Kusse hin: „Willkommen, mein König, mein Bräutigam!" Dann wird sie wieder aufs Pferd gehoben, auch er muß ein Pferd besteigen, und licht, frei, glücklich, — berauscht und beseeligt ohnegleichen, reitet er an der Seite der Braut zum Schlosse empor. Oben Hochzeit, und dann eine lange Folge traumgleicher Tage und Nächte, voll eines unaussprechlichen Glücks an der Seite seiner Königin. Und frei ist er, frei; alles gehört ihm, alles ist ihm zu eigen und von nirgend her, nur aus seinem Herzen, zieht er sein Gesetz. Bis auf eines! eine Pforte gibt es da, die darf er nicht öffnen, und nun kommt der Tag, der ihm, wie jedem von uns beschieden ist, da er die Pforte doch öffnet. Und wie dies geschieht, befindet er sich wieder in einem dunklen Gang; und der führt abwärts und immer abwärts, bis an das Ufer der Insel, zu der Stelle, wo einst sein Aufstieg zum Glücke begann. Und auch die Barke lagert hier wieder, aber nicht wie zum erstenmal, mit Teppichen und Purpur, sondern alles schwarz verhängt. Und ob er sich wehrt und sträubt, und ob auch keine sichtbare Gewalt ihn nötigt, etwas in seinem Innern zieht ihn, und er muß folgen. Er steigt in die Barke, und wieder durchquert sie den Strom, und da ist alles Wasser so trübe. Und

wie er hinter sich blickt, ist auf der Insel alles entlaubt und aschfahl geworden, und vor sich sieht er die gähnende Öffnung des dunklen Ganges, der zurück in seine frühere Wohnstätte führt. Und er muß hinein und ist wieder bei sich zuhause, kommt an dem Fenster vorbei, durch welches er das holde Gesicht gesehen, das Fenster ist zu. Dann tritt er in die Wohnung, ist allein, gänzlich allein in dem Leben, und hat — mit welchen Gefühlen horchte wohl Schahrjar diesem Sange, der alle seine Stimmungen in das Zarteste auflöste? — und hat seit jenem Tage nie wieder gelacht.

XL. Letzte Heerschau.

Polyphonie auch am Ende. — Wiederkehr der Motive des ersten Teils. (Seite 279.) — Der Kadi, der ein Kind bekam (Gegenbild Schahrjars und Scheherezadens. (Seite 280.) — Klein-Nachtigall (Motiv der zu Hunden Verwandelten). (Seite 281.) — Der Biß auf die Wange. (Seite 282.) — Der Barbier von Bagdad. Die Beamten von Kaschgar. (Seite 283.) — Leitsätze der fiskalischen Künste. (Seite 284.) — Grundprinzipien der Diebspolitik. (ibid.) — Wiederkehr des Jesuitenfalls. (Seite 285.) — Die drei Fräulein in der letzten Partie. (ibid.) — Der zweite Junanfall. (Seite 286.)

Das also sind die Geschichten dieser Periode des Romanes: Ernstes, Heiteres, Zartes, Derbes, Tiefsinniges, Mystisches, und alle Töne, die das Herz in Freude wie in Schauern erbeben lassen können, in einem rastlos schaffenden tropischen Blühen, wild und wirr und sorglos durcheinander. Und dann endlich kommt der von dem Sammler ebenfalls nach einem deutlichen Plane erwogene Schluß, der ja etwas anderes ist, als was man Schluß nennt, weil etwas auf der letzten Seite eines Buches steht. Eine Polyphonie von Motiven und Tönen hat das Gedicht eröffnet, und da muß auch, wenn es anders eine Logik im künstlerischen Denken gibt, der Abschluß die Polyphonie wiederbringen und — natürlich, in entsprechender Weise psychologisch anders determiniert, und die Färbung jeweilig gemäß den gewandelten Stimmungen geändert — alle diese ersten Stimmen wieder aufnehmen. Denn nur so wird für unser Bewußtsein im Ende wirklich gelöst, was im Anfang die Frage gewesen war.

Erinnert man sich nun, was ich Eingangs dieses Buches von meinen Erlebnissen erzählte, da ich mich zum ersten Male mit der Erklärung hervorwagte, daß „Tausend und Eine Nacht" kein bloßes Sammelsurium unzusammenhängender Geschichten sei? Damals nannte man mich einen Don Quixote, und es dauerte eine Zeit, bis man mir zuzugeben anfing, daß betreffs der ersten Wegstrecken meine Anschauung doch etwas für sich zu haben scheine. Nun denn, was ich damals von dem Planmäßigen und der Zweckbewußtheit des ersten

Teiles sagte, trifft jetzt auch auf den letzten zu. Die Sache ist die: man hatte an das Vorhandensein eines einheitlichen Gedankens nicht geglaubt und nicht gedacht, und darum wurde die Aufmerksamkeit noch weniger an die Partien hier verschwendet, die, wie ja nicht geleugnet werden soll, zu einem großen Teile entweder durch ungeschickte Wiederholungen ermüden, oder das Motivische ohne Sorgfalt und vertiefende Durcharbeitung in dem ersten plumpen Rohstoff bringen, wie ihn bei irgend einer Gelegenheit irgend ein erster sorgloser Jemand wohl eben als ersten und noch ungeformten Gedanken hingeworfen hat. Da gibt es denn massenhaft ärmere Handlung und reizlosere Erfindung, und so wenig von der flammenden Schönheit, der edlen Grazie, den kühnen Sprüngen und dem außerordentlichen Schwung und Glanze, durch welchen die Geschichte der drei Fräulein, die Affäre von Kaschgar, die Geschichte der Schems-un-Nahar, oder der Zyklus vom Golde mit seinen Djaudars, Aladins, Maarufs und dem Genie aus dem Volke, ausgezeichnet ist. Hätte man begriffen, daß hier eine alles umfassende Architektur vorliegt, so hätte man sich ohne jede Schönmacherei gesagt, daß all das unbehauene Gestein an sich zwar formlos und von meisterlicher Vollendung weit entfernt ist, daß dabei aber der künstlerische Plan, dem es zu dienen bestimmt war, in seiner Größe doch unvermindert dasteht, und daß man zu seiner sicheren Erkundung das bereits zur Verarbeitung aufgeschichtete Materiale ebenso notwendig durchstudieren muß, wie man die Skizzenbücher Michel Angelos oder Lionardos, oder die Entwürfe Schillers und Goethes studiert. Das alles ist aber nicht geschehen. Nun, so erkläre ich denn hier mit allem Nachdruck, daß es an der Zeit ist, die eingelebten Vorstellungen auch in diesen Belangen zu revidieren, da in dem Werke auch der ganze letzte Teil seine große und gedankenvolle künstlerische Bestimmung hat, indem er in deutlicher Ordnung und nach einem genau zu verfolgenden Plane ein wahres Rendezvous aller Hauptmotive des ersten Teiles bringt.

Da ist vor allem — in Verkleidung natürlich — in eine niedrigere Sphäre versetzt und in derbkomischen Strichen und Tönen, das Gegenbild Schahrjars und Scheherezadens; es trägt den Titel: „Vom Kadi, der ein Kind bekam“ und findet sich bei Henning S. 132 im XXIII. Bd. Und zwar ist die Absicht nicht zu verkennen! Nur muß man, wie gesagt, nicht mit toten Sinnen lesen, sondern empfinden, daß man jetzt mehr noch als je in einem früheren Momente selbst auf das Kleinste lauschen muß, da es eben die Me-

thode der Kunst ist, daß das Ende zum Anfang zurückkehrt, und dann im Verklingen der Töne selbst in dem Kleinsten sich das Ganze reflektiert. Wie wäre dies auch anders denkbar, wenn man sich auf die Psyche Scheherezadens und ihres Gatten besinnt? Jetzt ist sie glücklich, und wie drängte es nicht die Seele, nach diesem ungeheueren Umschwung von Todesgrauen zu restloser Freiheit und Freude, in strahlender Laune ein Lustspiel daraus zu machen, was so lange ihrer beider tödliches Bangen gewesen? Auch im Ernst blickt Scheherezade genug oft zurück; wir werden ja bald von der Geschichte der Prinzessin von Irak zu sprechen haben, wo die Erinnerung an das Durchlebte in ihrer ganzen Schärfe wiederkehrt, — wo von der Pforte eines Palastes die Worte herableuchten, die Scheherezade sich selbst zurief: „Mich treibt die Notwendigkeit, in die Tiefen hinabzutauchen;" wo ebenfalls, wie in ihrer Geschichte, ein Vater fleht, sich nicht ins Verderben zu wagen, und wo er schließlich gleichfalls wie derjenige Scheherezadens resigniert aufschluchzt: „Mag er nun seinem Schicksal entgegengehen, sei es dem Tode oder der Befreiung vom Übel." Aber hier? — Hier lacht eben Scheherezade, und der Gatte lacht mit über das Bild, in welchem sie ihn karikiert. Da ist statt seiner ein Kadi, und statt der dämonischen Wut ein kleiner schmutziger Trieb, und statt der stetigen Hinrichtungen etwas anderes, das aber auch nicht angenehm ist: denn ganz wie Schahrjar heiratet dieser Kadi täglich eine andere, und geht nach einer Nacht eine neue Ehe ein, nachdem er der Armen von gestern — die Nase abgeschnitten hat. Bis weit weg in der Ferne eine lustige Frau von Mossul von der Sache hört, sowie Scheherezade weit weg vom Hofe von den Schrecken in Schahrjars Palaste gehört hat; und genau wie Scheherezade macht sie sich expreß zu dem Zweck, „ihr Geschlecht zu rächen" auf den Weg. Ganz so wie Scheherezade auch versucht sie es mit der Frauenlist, die sie als Tochter Dubans von der Gazelle gelernt hat; und ganz wie Scheherezade und nachdem der Unerbittliche besiegt und bezwungen zusammenbricht — bleibt sie bei ihrem Mann.

Erinnert man sich der Motive der zu Hunden verwandelten Herren und Damen in der Geschichte des Mannes unter dem Palmenbaum, in der Geschichte der drei Fräulein, in der Geschichte des Abd-el-Fadil,[1] die alle um Hilfe flehten und Liebe ver-

[1] Bd. XVII, S. 64. In dieser Geschichte des Abd-el-Fadil zeigt sich, was eine vergröberte Phantasie aus der entzückenden ethischen Grazie des Schlußvorganges in der Drei-Fräulein-Geschichte gemacht hat. In der

sprachen und ewige Dankbarkeit schwuren, und mit jeder Art verruchten Grimms dann dem Retter, der Retterin lohnten, sodaß Scheherezade sich dann selbst fragte: wird es mir nicht einst von den Undankbaren meines Geschlechtes ebenso ergehen, wenn mir das Werk ihrer Rettung, zu dem ich das Wagnis auf mich genommen habe, gelingt? Nun, die Stimme der um Rettung Flehenden ist wieder da (Bd. XXIII, S. 187). Klein-Nachtigall,[2] von der wir gesprochen haben, singt sie. Und wer den süßen Tönen glaubt und sich daran macht, den Verzauberten das Leben zurückzugewinnen, geht sofort selbst unter; oder wenn es ihm gelingt, dann bringen ihn die Neidischen, die er gerettet hat, um.

Und zweifelt man noch — auch die Geschichte Aminens ist wieder da in der Geschichte des Mannes (Bd. XXIII, S. 34), dem die Eifersüchtige, um ihn auf die Probe zu stellen, ihre Dienerin schickte, der er, statt sie sofort abzuweisen, die Wange zum Kusse reicht. Darauf folgt ihrerseits, entsprechend dem erhaltenen Auftrage der Biß auf die Wange, worauf die Eifersüchtige, ähnlich wie dort der Prinz Amin, der Dienerin in ihrem Grimm ohne weitere Untersuchung den Kopf mit einem Streiche spaltet und den Mann kurzweg aus dem Hause jagt. Auch eine Erinnerung an die Geschichte Ghanems ist wieder da, mit Grazie in die kleine Novelle umgewandelt, in der erzählt wird, wie der Khalif Mutawekkil in einem Hause herrliches Tafelgeschirr mit dem Monogramm seines eigenen Großvaters wiederfindet.[3] Die Frau des Hauses hat es ihrem Mann

letzteren sprach Harun-Al-Raschid mit der Fee — hier verhandelt er mit ihr brieflich; und hier frägt die Fee gar erst ihren Vater, ob sie der Bitte des Khalifen um Begnadigung der Verbrecher gehorchen soll! — Auch das Votum, das er abgibt, ist gut. Ja, sagt er, sie soll gehorchen, aber nur aus dem opportunistischen Grunde der Überlegenheit des Menschen; und weiter aus dem Grunde, weil „der Bittsteller" (Harun nämlich!), die Gebete der zwei Beugungen übt!

[2] Siehe hiezu die Geschichte Haikars des Weisen (Bd. XXII), nach ihrem ganzen Tone die altertümlichste Geschichte dieses stofflichen Kreises. Ein eigenes Grauen geht von ihr aus, wenn der Alte dem Schändlichen, der bereits unter dem Griffe des Henkers steht, sein Sündenregister mit den jeden Satz einleitenden Worten vorhält: „O mein Söhnlein, o mein Söhnlein, o mein Söhnlein". Dieses zwanzig- und fünfundzwanzigfache „O mein Söhnlein, o mein Söhnlein" mit den nachfolgenden Sätzen voll avitischer Grimmigkeit klingt furchtbar, wenn man sich den hundertjährigen Greis mit den dichten Brauen, unter denen erbarmungslos die Augen wie Dolche hervorschauen, dazu denkt.

[3] Siehe Fußnote 3. Kapitel XXXIX „Gesänge der Liebe".

mitgebracht. Sie war einst Eigentum des verstorbenen Khalifen gewesen, und es war doch weder Diebstahl noch Untreue von ihrer Seite dabei im Spiel. Und selbst der Barbier, der sich andern als Retter aufdrängt, ist (Bd. XXIV, S. 107), und zwar sogar im Titel der Geschichte „Der Jüngling aus Kairo, der Barbier und der Kaufmann" wieder da. Und was das Wichtigste: In all dem Kleinen und scheinbar bloß zur flüchtigen Belustigung Bestimmten wirkt ersichtlich die Absicht, dem Gedächtnis nicht entschwinden zu lassen, worum es in so vielen Tagen und Nächten gegangen; und minder pathetisch, sowie auch weniger durch Kunst faszinierend, aber, umso kürzer, unumwundener und ungeputzter es zu wiederholen und im Eindrucke zu vertiefen, daß es Königsdinge sind, von denen Scheherezade spricht. Gerade die in den letzten Partien massenhaft vorkommenden Schelmenstücke machen dies offenbar. Wer naiv ist, wird sie als Anekdoten lesen; aber man braucht sie nicht einmal sehr unter die Lupe zu nehmen, um zu erkennen, daß sie mit ätzender Schärfe voll Tendenz gegen den Beamtengeist und die Justizübung sind, wie wir sie in der Geschichte des Buckligen kennen gelernt haben. Man meldet (Bd. XII, S. 74) dem Polizeihauptmann einen Streich, den ein altes Weib angestellt hat, und er antwortet ganz wie das Beamtentum von Kaschgar: „Was wollt ihr, Leute, wie viele alte Weiber gibt es nicht in Bagdad." Man legt ihm nahe, nach ihr zu forschen; er, und nach ihm ein anderer antwortet: „Wie soll ich sie verhaften? Ich kenne sie ja gar nicht. Geht und sucht nach ihr, und wenn ihr sie gefragt habt, will ich sie schon zum Geständnis bringen!" Die Geschädigten fangen die Diebin und bringen sie in das Haus des Präfekten — dieser aber kann sich nicht gleich mit ihr abgeben, denn er schläft. Die Zeit bis zu seinem Erwachen benützt sie, seine Frau zu begaunern; darauf verlangt er — von den Geschädigten Schadenersatz, weil sie der Alten den Weg zu seinem Hause gezeigt! Und als sie doch wieder eingefangen und der Hauptmann von einem Vorgesetzten für ihre Person haftbar gemacht wird, erklärt er: „Sie ist schon einmal entkommen, wie soll ich also jetzt für sie haften? Übrigens, wendet euch an den Achmed, der hat — die höhere Gage, und muß sich also in solchen Dingen besser auskennen." Und noch mehr. Nach diesem gedankenlosen Beamten, dem Beamten des Sultans von Kaschgar, ist auch der schlaue Beamte, der Beamte Wardchans, der Beamte des König gewordenen Falken da, der klug und mit List manipuliert. In der Parabel

stranguliert der Falke, und in der Geschichte Wardchans der König die ihm unbequem gewordenen Minister — und hier entwickelt ein gleichgesinnter Beamter die Methoden, wie man den Leuten schlau die Haut vom Leibe zieht. Niemals erpreßt er in eigener Person; immer läßt er durch andere das Geschäft ausführen, und zwar prinzipiell und methodisch in einem Augenblicke, wo er selbst bei dem zu Beraubenden zu Gaste ist und von Güte und Zutunlichkeit überfließt. Immer, wenn jemand mit einer Klage kommt, hat er noch schrecklichere Aufträge erhalten, als er sie seinen Organen gegeben, und wird sein hartherziger Auftraggeber von ihm verflucht. Immer bemißt er die zu erpressende Summe so hoch, daß er in der Lage ist, dem Betroffenen die Hälfte zurückzugeben, und immer läßt er dann nach einiger Zeit den Ausgesogenen wiederkommen und nimmt ihm unter Hinweis auf die ihm durch seine Herzensgüte erwachsene Gefahren, noch etwas von dem Zurückgegebenen ab. Dann sagen die Leute: er ist so gut! und segnen ihn, weil man froh ist, wenn man wenigstens etwas behalten kann. Immer läßt er unmittelbar vor dem Raub jemanden, der mit dem Opfer verfeindet ist, verhaften; und da die Ausgesogenen sich dann von dem Verhafteten denunziert glauben, schimpfen sie über ihn, während man sonst über die Regierung und die Beamten schimpft. Daher drei Leitsätze eines klugen Beamten: Erst Schimpf über die untergeordneten Beamten; dann Schimpf über die vorgesetzten Beamten; und dann endlich leite Verdacht und Schimpf gegen den vermeintlichen Denunzianten: so saugt man den Leuten das Mark aus den Beinen, und gilt dabei für sozialpolitisch fühlend und gut.[4]

Ja, alles Kardinale und Typische aus dem Lehrgange, den Schahrjar in der Schule Scheherezadens mitgemacht hat, kehrt in

[4] Hieher gehört auch die überhaupt, und nicht für den elenden Beamten allein passende Geschichte von dem Diebe und der schlauen Frau (Bd. . . .). O, du mein Söhnlein, würde Haikar der Weise sagen, das ist das Kapitel von dem immer korrekten Dieb, das du dir als obersten Leitfaden einer richtigen Diebespolitik merken mußt:

1. immer sollst du nur im Falle der äußersten Notwendigkeit stehlen;
2. immer sollst du nur in der Fremde, und nicht in der Nachbarschaft stehlen; und
3. was dir am allermeisten erlauben wird, mit freiem und offenem Blick durchs Leben zu gehen und mit Entrüstung alles, was Dieb heißt, zu verurteilen: immer und unter allen Umständen sollst du allein und ohne Mitwisser und Mithelfer stehlen.

dieser letzten Herrschau über das Durchlebte wieder; und nach dem stupiden Kaschgarer, und nach dem tückischen und raffinierten Falkenfall ist auch der Jesuitenfall aus der Geschichte der Dynastien, der Fall von Katz und Maus wieder da. Das heißt mit einer Änderung, indem hier nämlich der Schwache inzwischen ebenfalls gelernt hat, und nicht mehr so dumm ist, der Schlauheit aufzusitzen, wenn sie mit ihren schönen Redensarten von neuen Prinzipien, gewandelten Anschauungen und festbeschworenen Rechten daherkommt. Denn diesmal ist es (Bd. XII, S. 144) ein Hahn, dem sich der Fuchs nähern will, wobei er ihm erzählt, daß die Tiere Urfehde geschworen haben und in Zukunft nur Liebe auf Erden herrschen und Treue alles umfangen soll. Aber der Hahn, der, wie gesagt, keine Maus mehr ist, legt eine Distanz zwischen sich und den Schönredner, läßt sich auf Debatten nicht mehr ein, und weiß es endlich, daß man das Raubtier nicht nach seinen feinen Traktaten, sondern einzig nach der Natur des Raubtieres beurteilen muß. Und als der Fuchs dann betrübt frägt, ob denn der Hahn so gar nicht von der willkommenen Botschaft — das Wort findet sich im Texte — berührt werde, macht der Hahn darauf aufmerksam, daß ein Feind daherkommt, worauf der Fuchs die Flucht ergreift.

Und auch eine Parisade, oder vielmehr eine Scheherezade ist da; und zwar mit nichts Phantastischem, nichts Symbolisierendem mehr in der Erscheinung. Und keines sprechenden Vogels bedarf sie mehr, damit er den Königen ihr Unrecht sage; sondern sie selbst spricht mit klaren, gegenständlichen Worten, auf denen zuweilen etwas von der Kraft und dem Abglanz eines Junius ruht. Es ist die Geschichte des Königs Muhamed (Bd. XXIII, S. 80), in der dieses Mädchen auftritt, und sie selbst ist eines von drei Fräulein — gleich den drei Fräulein, in deren Hause Harun-al-Raschid erscheint. Um sie ausfindig zu machen, hat der König einen widersinnigen Befehl — nach der Abendessenszeit kein Licht mehr zu halten und nicht zu arbeiten — erlassen, von dem er weiß, daß gerade sie ihn nicht ausführen werden; und da er sie nun, als Derwisch verkleidet, nach dem Grunde der Übertretung frägt, antwortet die jüngste: „Fürwahr, des Sultans Befehle sollen nur befolgt werden, wenn sie vernünftig sind.“ Diesen Befehl jedoch anzunehmen ist eine Sünde, und auch das heilige Gesetz lehrt es: Kein Gehorsam einem Geschöpf in einer Sache, die wider den Schöpfer sündigt.“ Darauf er: „O Mädchen, Gehorsam obliegt uns, denn wir sind Unter-

tanen." Sie: „Es ist wahr, er ist unser Gebieter, wie aber kann er wissen, ob wir hungrig oder satt sind?"

Sie erkennt, daß er der König ist, und spricht die mutigen Verse:

Tu Gutes den Leuten und herrsche so über ihre Nacken!
Lange herrscht, der mit Wohltaten das Volk beherrscht.
Schau nicht drohenden Blicks und mit Strenge den Leuten ins Antlitz.
Unfreundliches Versagen verdrießt den freien Mann.

Unfreundliches Versagen verdrießt den freien Mann! Und zweifelt man, daß Scheherezade das alles wirklich an die Adresse Schahrjars richtet? Der König in dieser Geschichte empfindet und sagt es: „Zweifellos weiß sie, daß ich der Sultan bin. Der ganze Zuschnitt ihrer Rede beweist, daß sie mich kennt" — und wir dürfen hinzufügen: „daß sie mich meint."

Ich wiederhole: ist das Zufall? Dann war es auch der Zufall, der die Striche und Worte, sagen wir im „Gastmahl des Trimalchio" oder in den Schriften eines Juvenal so ordnete, daß daraus eine brennende Satyre entstand. Und siehe da, wie recht ich habe: auch der König Junan, der Undankbare, der den Mann töten wollte, der ihn groß gemacht hatte, ist, und zwar sogar in doppelter Ausgabe, wieder da, nämlich in der übrigens plumpen Geschichte vom „Derwisch, dem Barbierlehrling und dem habgierigen König" (Bd. XXIV, S. 87); und dann in der weit großartigeren des Veziers Er-Rhawan und des Schah Bacht. (Bd. XVIII, S. 27.) Aber auch in diesen beiden fehlt glücklicherweise bereits der arme, große und törichte Naive, der sich einfach hinmorden ließ. Es ist eben das Geschlecht ein anderes geworden; alle haben sie gelernt, daß es nicht notwendig so gehen muß, daß der Mörder am Leben bleibt

[5] Man erinnert sich, wie Junius den Mitgliedern des Kabinettes Grafton zugerufen hat, daß Loyalität eine verständige Zuneigung zu dem Träger der Krone bedeutet. Aus Vorurteil oder Leidenschaft, sagt er, hat man diese Ergebenheit zuweilen zu einem verbrecherischen Grade gesteigert, und sicher ist es, fährt er fort, daß man in mißverstandenem Eifer für den König ebenso fehlen kann, wie wenn man das nicht verteidigt, was in Wahrheit das Höchste und Teuerste sein muß.

[6] Siehe auch die nur scheinbar komische Geschichte des Schulmeisters (Bd. XXIII, S. 73), der die Schulkinder an blinden Gehorsam gewöhnt hat. Er niest; sie lassen das Seil los, an dem er in einem Eimer über einem Brunnen schwebt, und rufen gehorsam, wie er es ihnen eingedrillt hat: „Gott segne dich, o unser Lehrer!" — darauf stürzt er ab.

und der Unterdrückte stirbt. Der Hahn dort in der Geschichte mit dem Fuchs, und hier der Derwisch machen es schon wie Scheherezade im Augenblicke, wo man die Hände zum Attentate gegen sie ausstreckt. Denn da rufen sie dem König zu: „Wenn dein Reich keinen Platz für mich hat, so bin ich in der Lage mein eigenes zu bewohnen.“ „Und sowie er den kleinen Kreis in der Mitte betreten hatte, entschwand der Derwisch den Blicken der Anwesenden.“

Und nun der zweite Junanfall, in der Geschichte des Schah Bacht und seines Veziers Er-Rhawan (Bd. XVIII). Aber bei diesem merkwürdigen Stück müssen wir wohl etwas länger verweilen.

XLI. Methodologie der Niedertracht.

Erzählungen eines verleumdeten Ministers. (Seite 288.) — Fußnote: Mögliche Unschönheit schöner - mögliche Schönheit unschöner Menschen („Die Wage zwischen Männern und Frauen.") (Seite 289.) — Fortschritt gegenüber der Junan-Wardchan- und Zehn Vezieren-Partie. (Seite 290.) — Rezepte, einen Rivalen zu beseitigen (ibid.) — und speziell, schon heute die Widerlegung seiner morgigen Anklage vorzubereiten. (Seite 291.) — Aus dem System der innerpolitischen Künste (die Lehre von der geschickten Volksaussaugung.) (Seite 292.) — Psychologie des Spießgesellentums. (Seite 293.) — Palastrevolutionen im Gegensatz zu Volksrevolutionen. (ibid.) — Ruinen der Tugend und des Rechtes. (Seite 294.) - Die einfache Lehre des Gallenus. (ibid.)

Dieser Zyklus ist offenbar ein altes Stück, in der Form archaistisch und unbeholfen; doch ist der Auftakt von jener seelischen Feinheit geadelt, der der Orient mit solcher Anmut kurz Ausdruck zu geben versteht. Genau wie im Falle Junans wurde der verdiente Minister verleumdet und dem König vor ihm Furcht eingeflößt. Der König selbst macht ihm davon in delikater Weise — das unterscheidet den Fall schon von den vorhergegangenen ähnlichen — Mitteilung; und in der Art seiner Frage droht er zugleich und bittet herzlich um Rat, was nun tun? In der Geschichte von den feindlichen Brüdern von Kairo, die Dschaffar seinem Herrn erzählte, haben wir von der höfischen Klugheit gesprochen, die einem dem Herrscher die Analogien nur so an den Kopf zu werfen verwehrt. Hier in der trotz der rücksichtsvollen Art des Königs offenbar doch gespannteren Situation, muß der Gefährdete das, was er zu sagen hat, noch mehr entfärben — zu fast bis zum Verschwinden leisen Andeutungen muß alles abgedämpft sein. Er-Rhawan antwortet: „Der, vor dem sich der König fürchtet, darf nicht am Leben bleiben, und mein Rat ist darum, daß du meinen Tod beschleunigen mußt;" und es ist klar, wenn die Geschichte es auch nicht ausmalt, daß er dem König dabei mit einem Blick, so ernst und groß, ins Gesicht sieht, daß der König dieser Würde und diesem Auge auf die Dauer nicht standhalten wird.

Und so beginnt der verleumdete Minister — die Worte selber zeigen, daß es nicht anders sein kann — ohne Aufregung, ohne Deklamationen, mit einer Stimme, die ganz leise ist, seine Erzählungen an den König; und es liegt auf der Hand, daß darunter manches zunächst und auf das Engste auf sein eigenes Schicksal Bezug nehmen wird. Da spricht er (zweite Geschichte) von einem Sänger, der zu spät und mit Bestürzung entdeckt, daß es sein bester Freund ist, den er betrogen, und dem er also soviele Wohltaten mit schnödem Verrate gelohnt hat. Da ist ein anderer (fünfte Geschichte), der die Erfahrung macht, daß man einem, so lange er im Glücke war, das Unsinnigste geglaubt hat, während man ihm in der Zeit seines Unglücks die klarsten und selbstverständlichsten Wahrheiten nicht glaubt. Sondern ihnen, den Schurken und Verleumdern glaubt man jetzt; sie sind die Schönen, während Er-Rhawan, der Reine, bei dem allein des Königs Glück ist, auf einmal nachtschwarz und häßlich gemalt wird.[1] Und gewiß, der König wird sich davon schon überzeugen; nur wird es dann zu spät sein, und gleich der Prinzessin in der bereits erwähnten sechsten Geschichte[2] wird der König den Dahingeopferten wenigstens noch im Bilde haben wollen —, das doch nur das Dürftigste der Erscheinung festhält, während das wahrhaft Beglückende an der Persönlichkeit, ihr Inneres, für immer verloren sein wird.

[1] In dieser Geschichte, — es ist die vierte in der Reihe der von Er-Rhawan erzählten, — spricht sich vielleicht am stärksten die dem Orient so vertraute Bewertung der Dinge mehr nach ihren ethischen, als nach den ästhetischen Maßen aus. Als die häßliche Frau in ihrer Seelengröße dem geliebten Manne neidlos ihre schönste Sklavin in Besitz gibt, erkennt er, wo die größere Fähigkeit zur Güte ist; und es ist ihm, als sähe er jetzt — eines der Schlüsselworte für „Tausend und Eine Nacht", und gewiß ein großartiges — „die Wage gestellt zwischen Männern und Frauen, und beide gegen einander abgewogen". Siehe auch Lynkeus „Das Individuum", Fußnote S. 44: „Man hat noch nicht auf die natürliche Schönheit der Güte hingewiesen, genauer und realistischer gesprochen, auf die Schönheit der guten Menschen, mögen sie körperlich noch so unschön sein . . . . Formal noch so unschöne Physiognomien gewinnen immer mehr Sympathie, je mehr man in ihnen eine Güte ausgedrückt findet; und die normal schönste Physiognomie wird uns bei der Betrachtung immer gleichgiltiger, je weniger Güte aus ihr spricht." („Letzteres ist jedoch nicht so sicher wie das erstere", fügt der Verfasser mit vorsichtiger Gewissenhaftigkeit hinzu.)

[2] Siehe erster Absatz des Kapitels 39: „Gesänge der Liebe" und Bd. XVIII, S. 154.

Aber das alles ist, wie gesagt, nur der Auftakt. Bald verabschiedet Er-Rhawan das Sichverteidigen, und steht auf einmal noch weit mehr als seine Vorgänger als der genaue Kenner und Ankläger des verbrecherischen Intrigantentums da. Dabei gewinnt die Sache noch ein anderes Relief. Immer wurden diese Geschichten von den Regenten und ihren Ministern, die eine bloß für den Abklatsch der anderen gehalten; und jetzt zeigt sich, daß sie durchaus von einander verschieden, und in Wahrheit als Fortschritte in der Entwicklung einer Frage aneinander gereiht sind. In der Geschichte Junans war das Verhältnis des treuen Dieners zu seinem Herrn, wenn dieser ein Räuber auf dem Throne ist, geschildert; in der Geschichte Wardchans war es dann der vergebliche Kampf des Ministers gegen den der verderbten Haremsatmosphäre sich überlassenden Königs-Leichtsinn, der zur Debatte stand. In der Geschichte der zehn Veziere sahen wir nachher den Conseil der Verleumder an der Arbeit: wie er das beleidigte Gefühl nicht zur Ruhe kommen läßt, wie er den erregten Zorn stets neu anfacht; wie er bläst und hetzt, und zum Schlusse mit seinen Berufungen auf den Willen des Volkes, mit seinen Verweisungen auf die Staatsraison, mit seinen Appellen an die Königspflichten und an die ethischen Empfindungen daherkommt. Aber in alledem wird die Tätigkeit der Maschine doch nur hinsichtlich der einen Spezies der Verleumdung und Beseitigung eines vielgehaßten und beneideten Rivalen illustriert. Dem gegenüber wird jetzt in den Erzählungen Er-Rhawans, so dürftig und wenig gefällig sie auch in der Zeichnung sind, schonungslos und umfassender als in allen anderen, in die Technologie der Niedertracht überhaupt hinabgeleuchtet und jede daran sich knüpfende Frage in kurzen, aber sprechenden Bildern aufgedeckt, — und zwar, um es zu wiederholen, die ganze Reihe der Fragen, bis zur letzten Konsequenz hin: die Frage der Methoden, mit welchen ein solches Intrigantenregiment mit den Untertanen verfährt; die Frage der Mittel, mit denen sie heute schon zum Schutze gegen etwaige Entdeckungen arbeiten; die Frage nach den Gesinnungen, die unter den Spießgesellen gegen einander herrschen; und die Frage endlich ihres Verhältnisses zum König selbst. Denn tua res agitur, auch gegen diesen selbst geht es! Und Er-Rhawan erzählt:

Der Anfang ist meine Beseitigung, erstens aus Haß: denn du hast ihnen dein Volk, deine Kinder, zur Obsorge anvertraut, und statt sich ihnen zu widmen, sind sie wie der Hofmeister der ersten Geschichte

ihre eigenen Wege gegangen;[3] und als sie zurückkamen und mich in der Erfüllung ihrer Pflichten fanden, beschlossen sie gegen mich vorzugehen. Und nun gibt es in solchen Fällen in der Methodologie des Raffinements zwei Möglichkeiten. Entweder hat man es mit einem Gimpel zu tun, dann kann man gleich nach dem in der siebenten Geschichte gegebenen Rezepte verfahren, wo ein Narr alles glaubt, was man ihm vormacht, und sich das Absurdeste einreden, ja die Gewißheit seiner eigenen Identität wegdisputieren läßt.[4] Ist es aber ein Gescheiter, mit dem man es zu tun hat, dann hat dieses Mittel der Verdächtigung, durch das man mich beseitigen will und das ja an sich sehr simpel und keineswegs originell ist, doch auch einen Eventualzweck, den im Auge es sich als eine der verruchtesten und verschlagendsten Listen des Intrigantentums qualifiziert. Hier in der Geschichte wird der Trick von einem verruchten Paare gegenüber einem Ehemann angewendet; aber in allen Lebenslagen, unter den Menschen aller Schichten, und nun gar erst in den Regierungssphären und in der Nähe des Thrones wird er geübt. Worin er besteht? Die Schuldigen (neunte Geschichte) schreien von dem Baum herab, den sie bestiegen haben, daß sie den Unschuldigen unter ihm in einer gefährlichen Situation gewahren und — haben sich geirrt. Klimmt dann er auf den Baum[5] und sieht mit seinen eigenen guten Augen, daß sie sich, und zwar diesmal wirklich und dreist in dieselbe Situation gewagt haben, dann heißt es: „Ha, das ist ein Wahngebilde, das ist der Zauber des Ortes, der so die Sinne umfängt und zur Wahrnehmung von Nichtexistentem disponiert macht. Ha, dir ist's

[3] Nämlich, wie es in dieser schlauen Geschichte mit sichtlichem Sarkasmus, wenn auch kurz hingeworfen heißt: sie sind „fromm" — will sagen, heuchlerisch — nach Mekka gepilgert.

[4] Die Geschichte von dem Apfelbaum ist schon früher im Zyklus von Sindbad und den Frauen (Bd. X, S. 142) fast genau in derselben Textierung vorgekommen und hat dort wie eine grobe Burleske gewirkt; hier aber ist die Sache, obwohl, wie gesagt, fast gleichlautend, zu etwas ganz anderem, zu dem furchtbaren Bilde geworden der Methodik des Intrigantentums.

[5] Den Geschichtskundigen brauche ich nicht zu erinnern, wie sehr die Annalen verderbter Regierungen und intriganter Höfe die Richtigkeit des hier von dem alten Orientalen Gesagten bestätigen. Der Kriminalist mag daraus in die Methodologie des Verbrechens die Tatsache eintragen, daß der Verbrecher, sowie er meist rechtzeitig für einen „Alibibeweis" sorgt, sich oft auch frühzeitig schon bei der Vorbereitung der Handlung das hier erwähnte Mittel zum Versuche der Erschütterung der Glaubwürdigkeit der später zutreffenden Anzeige konstruiert.

ergangen, wie es uns früher mit dir erging, als wir oben gesessen hatten. Nicht wahr, wir irrten? Und so wird man es uns doch zweifellos zugeben, daß auch du dich geirrt hast!" Der Ort ist es, das Amt da oben! Das Drückende der Pflichten, die Sorge und das Gefühl der Verantwortlichkeit für so Ungeheueres, das nimmt einem die Ruhe und gießt den Pessimismus, der so leicht zum Verdachte hinneigt, ins Herz.

Und siegt nun die Intrigue, dann kommt das Regiment der klugen und politischen Volksaussaugung, wie Er-Rhawan es in den bereits mitgeteilten Geschichten vom pfiffigen Steuereinnehmer[*] geschildert hat, dieses Regiment der „innerpolitischen" Künste; wo jedem Raub eine volksfreundliche Rede vorausgeht; wo man laut immer in die öffentliche Empörung einstimmt, und im Amtsblatt immer mit Ordensverleihungen an die Organe des Dienstes nicht zurückhält. Wo man — und dazu hat man ja das Spitzelsystem — jedermanns Privatfreundschaften und Privatfeindschaften erkundet; wo man vor jedem Raubzug mit der wütendsten Drosselung gegen den Feind, respektive die Gegenpartei des zu Beraubenden vorgeht, sodaß der, den man heute trifft, sich wenigstens über das Unglück des gestern Getroffenen freut. Und das ist auch das Regiment, das dem Armen schonungslos vor der Stadt und vor gemachtem Geschäft den letzten Heller aus der Tasche zieht. Das ist das Regiment, dem der Holzfäller vor der Stadt sagt: „Wenn du mir auch noch das Letzte nimmst, so habe ich kein Obdach." Das ist das Regiment, unter dessen Walten der Arme und Elende nicht erst Philosophie und Nationalökonomie studiert zu haben braucht, um zu dem Worte zu gelangen, dessen Bedeutung wir in unserer Zeit so sehr kennen gelernt haben: „Wenn das sich nicht wendet, so bleibt mir nur noch die Auswanderung . . ." Da versteht man denn den furchtbaren Witz aus der Geschichte der vierzig Veziere (Weil, 14. Nacht), wo der Geier als Mitgift für seine Tochter 50 eingeäscherte Städte und 500 in Trümmern liegende Dörfer verlangt. Darauf antwortet die Eule: „Was, 50 vernichtete Städte und 500 verwüstete Dörfer? Das ist doch eine Kleinigkeit! So lange unser guter König regiert, den Gott noch viele Jahre erhalten möge, bin ich in der Lage, jedem meiner Kinder 500 ruinierte Städte und 2000 eingeäscherte Dörfer mitzugeben."

[*] Siehe „Der Beamte des König gewordenen Falken" in Kapitel 40: „Letzte Heerschau".

Das alles erzählt Er-Rhawan; und — man lese seine zwölfte Geschichte[7] — auch in der ewigen Psychologie des Spießgesellentums kennt er sich aus, wo sie miteinander befreundet sind, bis einer von ihnen mich tötet und die andern sich dann gegen ihn wenden, um ihn ihrerseits zu töten, um des Schatzes willen, wegen dessen er mich ermordet hat. Wie ist das möglich? fragen die Könige, wenn man ihnen diese Dinge aus der Naturgeschichte der höfischen und politischen Verderbtheit aufdeckt, wie ist das möglich, sie tun doch so ehrlich und treu. Darauf antwortet der alte Minister: Sie machen es wie die Diebe in der sechzehnten Geschichte, die das gestohlene Gold rasch wieder auf seinen Platz zurücklegen, wenn sie erfahren, daß der Bestohlene das Versteck aufsuchen und noch mehr Gold hinlegen will. Denn bei deiner Vertrauensseligkeit wissen sie, daß dann zu dem Früheren eben noch ein Plus hinzukommen wird. Und noch mehr — und hier erhebt sich das Ganze, so kurz und simpel und dürftig es gebracht ist, zu einer Größe, die innerlich hartan neben dem Ernstesten steht, was der Dichter in „Tausend und Einer Nacht" je den Königen zugerufen hat. In der heiteren Geschichte von Kaschgar und in der blutig ernsten des Wardchan warnt er die Könige vor der einen Folge schlechten Regimentes: vor der Verzweiflung des Volkes und der Revolution. Hier warnt er sie vor einer zweiten möglichen, und in der Historie ja ebenfalls zu zahllosen Malen eingezeichneten Folge, nämlich vor der Palastrevolution, zu der gerade das schuldige und verderbte Beamtentum immer zu haben ist, wenn der König schwach ist und sich blindlings seiner Führung überläßt. Ja, dich hetzen sie gegen den Guten und Treuen, der ihnen ein Hindernis ist, und während du angestrengt aufpassest, ob ich keinen Frevel an dir verübe, bereiten sie schon, sicher, daß deine Aufmerksamkeit abgelenkt ist, ganz wie im Falle des Chablas (siebzehnte Geschichte) unter deinen eigenen Augen die Freveltat gegen dich vor. Und so wie der Hofmeister in der bereits erwähnten ersten Geschichte nicht nur an dem Rache nahm, der statt seiner die Pflicht erfüllte, sondern dann auch zum Morde an dem ihm anvertrauten Jüngling fortschritt, so werden sie jetzt, wenn du mich beseitigt hast, auch an deine Beseitigung denken; denn ihr anklagendes Gewissen wird es ihnen sagen, daß du mich zwar, ihrem Wunsche entsprechend, tötetest, daß sich aber

[7] In der Jesus Christus mit seiner leidenschaftlichen Teilnahme für alle Dinge dieser Erde, und mit seinem so großen und untrüglichen Blick für alles, was in den Seelen der Menschen braut, vorkommt.

auch das Mißtrauen, das du aus meinen Worten geschöpft hast, wohl nicht mehr aus deiner Seele bannen lassen wird. Darum Schluß: wir beide sind jetzt in der Lage, wie der Vezier und der König, die von den treulosen Gesellen in der dreizehnten Geschichte nacheinander ins Wasser geworfen wurden. Jetzt können wir uns finden, wie dort in der Geschichte sich beide in der Gefahr gefunden haben, sodaß ihnen die Rückeroberung des Reiches gelang. Wozu, König, wirst du dich entschließen? Findest du dich zu mir zurück? Du gleichst dem Manne, der (achte Geschichte) in tiefer Nacht in der Fremde — der Fremde der Welt und der Dinge — sich nicht auskannte. Ich bin das Alter, das an diesem Orte inmitten der Ruinen lebt, die die Verderbtheit von dem Rechte und den Tugenden von einst, von Treue und Verantwortlichkeitsgefühl zurückließ. Vertraust du dich mir an? Mich fürchtest du, gehst deine Wege abseits, wo doch (vierzehnte Geschichte) die Erfahrung spricht, daß man das Lager nicht verlassen soll, in dem man bisher seine Sicherheit gefunden. Und vor allem die zwanzigste Geschichte, die am allerplumpesten und allergeschmacklosesten erzählte, mit einer Lehre, die Gallenus gibt: Mann, lasse nur jenen Schuster sein, der etwas von dem Leisten versteht; und zum Medizinieren lass' nur Leute zu, die von der Arzneikunde Kenntnis haben. Daß das richtig ist, weiß jedermann; und wenn es sich nun um Regierungsgeschäfte handelt, was, König, muß deine erste Pflicht sein, wenn du deiner Aufgabe gewachsen sein willst? Es ist so einfach und dabei doch so schwer, wie dies auf all ihren Blättern die Historie der Menschen und Völker bekundet. Man muß nur solche nehmen, die geeignet sind und den Blick in das Innere der Dinge haben — und die allerungeeignetsten sind die Leute von betrügerischem Geist.

XLII. Der Blick in das Innere der Dinge.

Letztes großes Motiv: der magische Blick für die Herkunft eines Menschen. (Seite 295.) — Die Prinzen von Yemen. (Seite 297.) — Worte des alten Königs: „Ich wünsche, daß du mich auch nach den Menschen befragest. (Seite 298.) — Antwort des jungen Königs: Wir bedürfen dessen nicht. (ibid.) — Stumme Folge: bist du, Schahrjar, wirklich Sohn eines Königs? (Seite 299.) — Andererseits Mahnung: sei nicht stolz, andere, aus dem Dunkel Gekommene, können es auch. (ibid.) — Die letzten Symbole; Schahrjar und Scheherezade genau wie im Anfang. (Seite 300.) — Der Prinz von Irak und der Basilisk. (ibid.)

Allein mit dem Worte „der Blick in das Innere der Dinge" reicht die Er-Rhawan-Partie in einen neuen Geschichten- und Gedanken-Komplex hinüber, von dem wir jetzt sprechen müssen, weil er das letzte große Motiv behandelt, welches Scheherezade vor dem König entrollt. Zu diesem Komplex gehören:

1.) die Geschichte von den drei Söhnen des Königs von Yemen (Bd. XII, S. 11 ff.),
2.) die Geschichte der drei Strolche, und die damit zusammenhängende des Königs Muhamed (Bd. XXIII, S. 12 ff.), und wie gesagt
3). unsere Geschichte hier vom König, der das innere Wesen der Dinge kannte (Bd. XVIII, S. 142 ff.).

In ihnen allen kommen Menschen vor, die diesen Blick haben; und in ihnen allen spricht Scheherezade am zögerndsten, und verkleidet den Ernst, trotzdem sie sich schon des Königs sicher weiß, am meisten und geflissentlichsten durch Verlegung in oft skurill und widerwärtig berührende, von der Straße genommene, und wie aus der Naturalistik unserer Tage geholte Atmosphären von Bettelmönchen, Köchen, halb oder ganz Irrsinnigen oder Opiumrauchern und Strolchen — gegenüber denen sich aber zeigt, wie die Kritik am allermeisten des Blickes in das Innere der Dinge entbehrt. So behutsam die Erzäh-

lerin ihre Farben aufträgt, ihr Zuhörer versteht sie und sagt mit dem König in der Geschichte des Opiumrauchers und des Kadi (Bd. XXIII, S. 80 u. ff.): „Ihre Rede hat einen Zuschnitt, der dafür spricht, daß sie mich meint.“ Mit der Kritik steht es anders, und hier wird vollends die Wirkung des Umstandes sichtbar, daß ihr das Vorhandensein eines Zusammenhanges in dem Ganzen so völlig entging. Nicht einmal im Anfange, wo jede Seite noch deutlich den Stempel blendender Phantasie und genialer Absicht und Absichtlichkeit trägt, wollte sie an einen tieferen Sinn der Sammlung glauben; und so konnte ihr die Ahnung von einer alle Teile zusammenhaltenden Fessel am wenigstens hier aufgehen, wo das meiste roher, rauher, künstlerisch ungefälliger und unzulänglicher ist. Dies geht soweit, daß vielen, die sich ex professo mit „Tausend und Einer Nacht“ beschäftigten, nicht einmal im Gedächtnisse haften blieb, daß darin so etwas wie eine Erzählung von einem Bendscheffer, einem König Muhamed und ihren eben genannten anderen Zugehörigkeiten vorkommt, während doch gerade diese Erzählungen, von dem Problem des Blickes für das Innere der Dinge ausgehend, zu der großen Konsequenz ausgreifen, mit der Scheherezade ihren ganzen Gedankenbau schließt. In ihnen allen kommen, wie gesagt, Leute vor, die diesen Blick haben; der eine erkennt den Fehler des ihm vorgeführten Pferdes, der andere die Krankheit der ihm vorgelegten Perle, und der dritte wieder hat den magischen Blick für die Herkunft des Menschen, der vor ihm steht. „Meine Kunst,“ sagt der eine von ihnen, „ist die Genealogie der Kinder Adams.“[1] Und gibt es einen besseren Beweis dafür, daß sich der Erzähler jetzt überhaupt klar und bewußt von den solange traktierten Geister- und Feengeschichten abwendet? Gar keine Zauberei ist dabei, fügt er hinzu, ganz natürlich und realistisch will die Sache genommen werden. In jedem Menschen sind Züge und Zeichen, die ihm keine Erziehung genommen hat und deren er sich auch selbst nicht entledigen konnte, weil er von ihnen nichts wußte; und die sagen dem Psychologen verräterisch, welcher Herkunft dieser Mensch ist! Notabene, nicht von Rassenmerkmalen ist hier die Rede,[2] sondern

[1] Es ist der dritte Strolch (Bd. XIII, S. 14) und man wird gleich sehen, zu welcher Folgerung das Genie diesen Umstand erhebt, daß eben ein Strolch in Besitze dieser Kunst ist.

[2] Schon weil die Handlungen immer denselben reinen Orient zum Schauplatz haben, wo also unter den Menschen, ob König, ob Bettler, kein Unterschied dieser Merkmale statthaben kann.

von Eigenschaften, die in dem Benehmen des Menschen ihren Ausdruck finden, und von denen also der Kenner der Kinder Adams auf ihre Herkunft schließt. Heute würden wir sagen, daß es Leute wie Sherlok-Holmes gewesen sein müssen, die so das Auge für das Unmerklichste und fast Verschwindende an einem Menschen gehabt haben; und zur Zeit Wilhelm Hauffs hätte man geraten, daß solch' ein unheimlicher Beobachter zumindest ein Abner der Jude sei. Aber nicht alle, die sie besitzen, machen von den Gaben den gleichen Gebrauch. Den drei Prinzen von Yemen z. B., denen sie, dem einen am höchsten,[3] dem andern aber auch in nicht unwesentlichem Maße zu eigen sind, muß es passieren, daß jemand ihm vorwurfsvoll zuruft: Und Leuten, die mit solch' einer seltenen Magie begnadet sind, kann es noch einfallen, an Streit und Raufere ihre Freude zu haben! Wenn man nun aber so naiv ist zu fragen, was eine solche Gabe wert ist, dann gibt der alte König in Er-Rhawans Geschichte den ersten Teil der Antwort, — während Scheherezade, wortkarg und doch deutlich, die Linien verwischend und verwirrend, und doch so über alle Maßen verständlich, den weiteren Sinn sich durch die Geschichte des Königs Muhamed und der drei Strolche von selbst aussprechen läßt. Was eine solche Gabe wert ist! In der Geschichte Er-Rhawans ergibt es die Situation, auf welche Folge er abzielt: Wenn du das Auge für das Innere der Dinge hast, wirst du zwischen mir und den Verleumdern unterscheiden; und dann wirst du dir auch sagen, daß überhaupt gar keine Gabe für den König wichtiger ist, schon weil er ohne Blick in die Tiefe der Herzen und ohne Verständnis für die Veranlagungen und Fähigkeiten der Menschen immer und notwendig in der Wahl seiner Ratgeber irregehen würde. Und dann wird er die Ausübung seiner Königspflichten nicht treuen und

[3] Er spricht unter anderm den Satz aus, der mich tief überrascht hat und den ich hiemit dem Psychologen zur Begutachtung, und eventuell zum Studium übergebe, daß nämlich jeder Mensch drei Eigenschaften hat, „die er zu Zeiten von seinem Vater, zu Zeiten von seinem Oheim mütterlicherseits, und zu Zeiten von seiner Mutter geerbt hat: von seinem Vater die Hochherzigkeit oder den Geiz, von seinem Oheim den Mut oder die Feigheit, und von seiner Mutter die Bescheidenheit oder Unbescheidenheit". „Das ist die Probe jeden Mannes", fügt er hinzu. Ist das richtig und ist es wirklich neu, dann hatte hier die Erfahrung des Orients zumindest bereits den Schlüssel zu einem, auch für die Charakteranlage geltenden Hereditätsgesetz.

berufenen Händen, sondern gemeinen Stellenjägern, liebedienerischen Höflingen, heuchlerischen Dieben, gefräßigen und nimmersatten Tugendbolden, und dem nie aussterbenden Geschlechte der süßlispelnden und politischtuenden Intriganten überlassen, deren Gilde schon so oft das Schauspiel darbot, wie man einen Herrn zugrunde richtet, und ihn im letzten Augenblicke auch noch extra verrät. Ich weiß, das sind für unsere modischen Ohren bekannte Geschichten; und doch lehren es die Begebenheiten auch unserer Zeiten, daß keine Wahrheit je sowenig beachtet wurde, als diese, und was an, bis zu Weltbränden sich entwickelnden Katastrophen sich daraus heute noch gebiert. „Was kannst du?“ fragte der König den alten Mann. Er antwortete: „Ich kenne die innere Beschaffenheit der Dinge,“ und der König behielt ihn in seinem Dienste. Man zeigte dem Alten zwei Perlen; beide schienen gleich herrlich, doch er erklärte, nur die eine für gut, und die andere, die ihr zu gleichen schien, in ihrem Innern für schlecht. „Hat denn eine Perle auch ein Inneres und ein Äußeres?“ fragte der König. Er erwiderte: „König, weißt du das nicht?“ Man fragte ihn dann ebenso nach einem Pferde und anderen Dingen, und der König verwunderte sich über seine Antworten, winkte ihm aber dann, zu gehen. Trotzdem blieb er.

„Was tust du noch hier?“ fragte der König.

Er antwortete: „Mein Geschäft ist mit dem K ö n i g.“

„Ja, was willst du denn noch?“

„Du hast mich nach so vielen Dingen gefragt, ich wünsche, daß du mich a u c h n a c h d e n M e n s c h e n b e f r a g e s t.“ (S. 146.)

Und darauf, auf dieses Ungeheuerste, antwortete der König: „W i r b e d ü r f e n d e s s e n n i c h t!“

Und das nennt man Kindergeschichten; das beurteilt man darnach, ob es etwas gefälliger und mit etwas sichtbarerem Tand und Aufputz geschrieben ist, oder in einem unscheinbareren und sich schleppender gebenden Tone! Aber das ist nicht alles. Hier sind, wie gesagt, überall Leute, die das Auge für die Herkunft der Menschen haben, aber auch überall Menschen, an denen die Scharfäugigkeit wahrnimmt, daß sie nicht königlicher Abkunft, sondern auf andere Weise als durch regelmäßigen Erbgang auf den Thron gekommen sind. Und nun zwei Schläge, — davon der eine vielleicht zu erwarten, der andere aber so überraschend, als wie wenn man nach dem Durchgang durch eine kleine Pforte einen Vor-

hang wegzieht und auf einmal in blendender Helligkeit das Einfachste und Elementarste in seinem ganzen Maße vor sich daliegen sieht:

1.) Hat einer Eigenschaften, die königliche Eigenschaften sind und ihn würdig des Thrones machen, dann wird man sagen: das ist das richtige Erbe der Väter, und der Mann stammt wirklich von Königen ab. Fehlen diese Eigenschaften, dann wird man fragen: ist er wirklich Sohn eines Königs, und hat sich nicht vielleicht[4] im Geheimnis des Harems die Frau, die die reinste sein müßte, mit einem schlechten Knecht, einem Söldling, einem Manne der niedrigen Handreichungen vergangen — und der jetzt regiert, ist also die Frucht einer schmutzigen Stunde, und es sind die Eigenschaften des dunklen Erzeugers, die in ihm wirksam sind?

2.) Nur sei gerecht. Blick' auf diese eben erwähnten Fälle: auf diesen Muhamed, der dunkler Geburt ist, auf seinen Vezier, der früher König war und aus Scham von dem Throne schied, als man ihm sein Geheimnis offenbar machte; und blick' auf den Strolch, der dank den verschlungenen Spielen des Schicksals jetzt statt jenes Veziers selbst auf dem Throne sitzt. Und nun sieh', sie machen trotz Herkunft aus dem dunklen Schachte, aus dem sie emporgestiegen sind, ihre Sache als Könige ganz ausgezeichnet, kennen die Dinge, kennen die Menschen, erraten, was in den Seelen der Untertanen, und ebenso, was in den Köpfen ihrer Diener vorgeht. Und da sie zu diesem Blick auch noch das haben, was die damit verschwisterte Haupteigenschaft des Regenten ist: Liebe zu den Menschen, und den Drang, für sie zu sorgen und mit ihnen zu fühlen, sind sie gute Könige! Und was folgt daraus?

Es folgt eine Frage und eine Feststellung, und zwar die letztere von unermeßlichem Werte. Die Frage richtet sich an Schahrjar und lautet: Deine frühere Bestialität hat wider dich gesprochen und deine Untertanen zu dem Zweifel getrieben, ob du wirklich der berufene Erbe von Königen bist, und nicht das Erzeugnis der schändlichen Paarung einer Königin mit irgend einem wilden und bestialischen Sklaven, wie sie im Anfange deiner eigenen Geschichte vorgekommen ist! Die Feststellung aber berührt jeden, der auf

[4] Eben wie in der Geschichte des Prinzen von Yemen, oder in derjenigen des Königs Muhamed, oder in derjenigen seines Veziers, oder — in der des Königs Schahrjar!

einem Throne sitzt, und zwingt die sich auserlesen und gottähnlich Dünkenden, tief, tief demütig zu sein. Und zwar hat sie einen ungeheuer demokratischen Zug, denn sie sagt: Du mußt gar nicht königlichen Geblütes sein, um die Regierungskunst zu verstehen; andere, und auch solche, die ganz aus der Tiefe aufgestiegen sind, wie dein Aladin, der dich so ergötzte, und der kleine Junge aus dem Volke, der in der Geschichte der beiden Olivenkrüge dich so entzückte, können es auch.[5] Darum sei nicht stolz, Purpurgeborener, andere verstehen auch, wenn es sein muß, und vielleicht noch besser als die von der Wiege auf zum Größenwahn und zum Eigendünkel Erzogenen, das Geschäft. König sein heißt . . .

Indessen, müssen wir das denn bis zum Ende definieren? Auch möchten wir sehr zweifeln, ob Schahrjar die Geliebte noch zu Ende sprechen läßt. Wozu denn auch weitere Worte? Da sind die letzten Symbole in der Geschichte von der Tochter des Kaufmanns und des Prinzen von Irak (Bd. XXIV, S. 155), in denen sich besser als durch Worte alles erklärt. Da sind genau wie im Anfang auch Schahrjar und Scheherezade wieder da; nur ist er diesmal in der Gestalt der Prinzessin, sie in jener des um sie und ihre Seele ringenden jungen Mannes personifiziert. Und versteht man es, in den Siegeln des Genies zu lesen, dann wird man es schon entdecken, wie Scheherezade hier am Ende ihres Romanes, noch einmal bis aufs letzte die anfängliche Situation wieder aufleben läßt. Hier ist das Motiv, das sie zu ihrem großen Wagnis bestimmte (S. 193), in goldenen Lettern auf dem Palaste wieder zu lesen, zu dem jetzt der neue Träger ihrer Aufgabe seine Schritte lenkt:

Tauche nicht in die Tiefe,
es sei denn, dich triebe
die Notwendigkeit.

Drinnen im Palaste wohnt eine Prinzessin, wie König Schahrjar in seinem Palaste; und wer um sie wirbt, wird (S. 195) von ihrem

[5] Wir unsererseits brauchen ja auch nicht erst an die zahllosen Dynastiegründer der alten und neuen Zeit in unseren Strichen zu erinnern, bei denen dies vollkommen zutraf, angefangen von den Troupiers à la Vespasian und den spanischen und bulgarischen Hirten, bis zu Cromwell, der ein Bierbrauer, Bernadotte, der ein Justizschreiber, und Napoleon, der ein Advokatensohn war.

Vater, wie Scheherezade einst von dem ihrigen, mit bitteren Bitten und Zureden abgehalten:

> Ich versuchte ihn von der Heirat abzubringen, jedoch gelang es nicht. Mag er nun seinem Schicksal entgegengehen, sei es dem Tod oder der Befreiung vom übel.

Denn ein Unheil herrscht drinnen, und niemand weiß Näheres über den Grund; wer sich der Prinzessin vermählt, wird tagsdarauf in dem Brautgemach als ein Haufe von Asche und Gift gefunden. Aber einer wagt es, wie Scheherezade es gewagt hat; und wohl mag er, wie es bei ihr der Fall war, beim ersten Schritt in das verhängnisvolle Gemach herzbebende Angst empfinden. Denn mit Worten, die an Hamlet erinnern, fleht er: „Schütze mich, o Fürst und Leitstern der Heiligen, denn ich habe mich unter deinen Schutz und Schirm gestellt." Und so erblickt er es endlich, das Geheimnis. Es ist ein Basilisk, der in diesem Zimmer lauert und, sowie die Prinzessin sich menschlich geben will, hervorbricht, den Neuvermählten zu töten, wie soviele Neuvermählte in Schahrjars Gemache getötet worden sind. Aber er, der letzte Held, tötet den Basilisken, sodaß die Prinzessin ganz so, wie Schahrjar es in eben diesem Augenblicke tut, selbst aufjauchzt, und in die Worte ausbricht (S. 199): „Ist dies Wachen oder Träumen?"

XLIII. Der Orient und sein Meisterwerk.

Nun, und das wären Märchen, Kindergeschichten? Alles im Orient, so sagte ich an irgend einer Stelle dieses Werkes, alles wurde von dem weitgeöffneten Rachen des Korans verschlungen, und verachtet und im Bettlergewande schleppte sich mit den anderen Hervorbringungen des dichterischen Geistes die Erzählung von Scheherezaden durch die Straßen der orientalischen Städte, als eine Hagar, eine verstoßene Frau. So war es noch, als ich vor mehr als zwanzig Jahren mit eigenen Augen den Orient schaute und beklommenen Herzens die Frage mitheimbrachte, ob ihm je eine geistige Wiedergeburt beschieden sein würde, und ob „Tausend und Eine Nacht" sein dichterischer Pharus oder sein dichterisches Mausoleum sei. Jetzt, nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit an diesem Werke, will es die glückliche Fügung, daß ich, sowie jeder Sohn und Freund des Orients, zu hoffen anfange, daß er der westlichen Sonne zugewendet, den Weg finden werde auch zu seiner kulturellen Wiederaufrichtung. Es ist das zweite Jahr des Weltkrieges, in dem ich diese letzten Zeilen schreibe, dieses Jahr, das gleich in seinem Anfang den ersten kostbaren Sieg des Orients über den Druck gebracht hat, der ihn, um ihn stärker auszunützen und sicherer zu mißbrauchen, geflissentlich im Zustande innerer Zerrüttung, und intellektuell in dem noch schlimmeren des Siechtums und der geistigen Verkrüppelung erhalten hat. Hat er den Weg zu dieser seiner Errettung im Anschlusse an die deutsche Kraft gesucht, so hat der deutsche Geist seinerseits die Schuld zu lösen, die uns gegenüber dem Orient belastet; und mit dazu wird gehören, daß man sich, und daß man auch ihn besser als bisher, über den Wert dieser Sammlung orientiert. Es ist wahr, viel Wirres und beim ersten Kinderlallen Stehengebliebenes gibt es darin, aber das allermeiste ist hoch über alles Gemeine und Primitve erhoben; und selbst in dem elendsten Gestammel ist irgend ein Wort, ein Satz,

eine Wendung, die Kunde gibt von der lauteren Reinheit, die das Teil des Orients ist. Es ist wahr, das Phantastische darin geht über alle Maße; aber das Nichtphantastische ist noch größer, und der Bau, den der große Ordner plante und dem auch das Phantastische dienen soll, ist so ernst, so nüchtern, so ganz von dieser Welt und ihren Notwendigkeiten, wie ein Shakespearescher oder ein Homerischer Bau. Ich habe in der Einleitung dieses Buches die Meinung ausgesprochen, daß dieser Sammler und Ordner die Augen schloß, bevor es ihm auch nur zum Teile gelungen war, die von ihm nach seiner Absicht bereits aufgeschichteten und aneinandergereihten einzelnen Erzählungen seinem Wunsche gemäß auszuarbeiten. Wäre es ihm gelungen und hätte er abgeschliffen, was Phantastik, oder unreife Süßlichkeit, oder der naive Geist einer primitiven Volksdichtung an Wust über den edlen Kern legte, wir hätten uns gewundert, was für ein ungeheurer Garten voller Pracht und ausgeglichener Schönheit da zurückgeblieben wäre. Aber da es ihm nicht gelang, müssen doch wir — oder es gibt keine Vernunft und keinen ernsten Beruf einer lebensvollen Kritik mehr — die Seele herausfinden, die in dem roh und unfertig Zurückgebliebenen pulst und bebt. Literarhistoriker und Linguisten haben gegenüber den Schöpfungen des Orients ungeheure Arbeit geleistet; wer kann ohne dankbare Bewunderung an den tiefsinnigen Forschungen Karabatscheks, Reinischs, David Heinrich Müllers vorübergehen? Zurück bleibt aber noch die Aufgabe, aufzudecken, nicht nur, was an und in der Sammlung etwa poliert oder unpoliert, gefällig oder ungefällig, in der Form roh, oder zu vollendeter Feinheit bearbeitet wurde — sondern, wie sich in dem ästhetisch ungleichen Stoffe der Geist des Orients offenbart. Und da zeigte sich uns, wie hundertfach überwältigend selbst in dem Naiven ein unhemmbarer Zug zur Größe waltet — aus dem einfachen Grunde, weil bis auf einzelne, direkt ins Absurde sich verlierende Nachahmungen und Einschiebsel, selbst in dem Rohen und Wildphantastischen, und selbst in dem Geschmacklosen und trist Dahingestammelten der eigentliche Stoff nicht das Kleine, sondern das Große und ganz Große ist. Darum wird man, wenn man dies endlich einsehen wird, aufhören, das Werk als ein nur für Kinder bestimmtes Märchenbuch zu behandeln und von „Lehrbeispielen" zu sprechen, wo der alte Dichter den ewigen Kampf gegen alle die Formen des Druckes und der Torheit, die die Willkür in sich begreift, am

stärksten übernimmt. Lehrbeispiel sein, heißt, dem infantilen Gemüte — des Geistesarmen sowohl, wie des Kindes — entfernte Bilder geben, die ihn in sanften und schonenden Tönen etwas von den Dingen ahnen lassen, die er bei dem Stande seines Intellektes in ihrer ganzen Wahrheit nicht fassen würde, oder mit deren deutlicher Nennung man ihn zu früh zu erschrecken oder zu vergiften sich scheut. Hier aber sind blutige Dinge, ungeheure Symbole, Bedürfnis nach Recht und das Ringen um den Mann und seine Seele inmitten der durch sein Kismet geschaffenen Ruinen des Glücks und des Wohlergehens der Völker; und da sind es denn furchtbare politische Kurse und nicht Lehrbeispiele. Und dazu sind sie auch für uns Europäer noch lange nicht inaktuell. Erinnern wir uns an die Grausamkeiten in Indien, an die Ausräucherungen in Algier, an die Wardchan-Dummheiten und was ihnen folgte, in Serbien. Erinnern wir uns an die Palastrevolutionen, an die Plehwekünste, an die Rasputin-Hypnosen, an die falschen Anklagen, an die in Sold genommenen Bombenwerfer, sowie an die Dragonaden ohne Ende; an die um schändlicher Waldgeschäfte willen von Prinzen angestifteten Kriege in Rußland — und wer dürfte noch sagen, diese Geschichten hier wären allzu asiatisch, überholt und inaktuell? Nein, der sprechende Vogel hier erzählte von Dingen, die heute noch als blutige Wahrheit durch die Welten schreiten; und so ist „Tausend und Eine Nacht" ein wirkliches Fürstenbuch und Lebensbuch. Als Lafkadio Hearn uns seine Bilder aus Japan brachte, ging ein Schrei der Freude durch die Welt: das Genie eines Volkes war entdeckt. Hundert Japonismen sind in „Tausend und Einer Nacht". Und wenn der Deutsche trotz Weltkrieges nicht aufhören will, das Volk der Weltliteratur zu sein, so tue er seine Pflicht erst recht gegenüber dem uns jetzt durch seine Blutopfer soviel näher gerückten Orient, und gebe seinem dichterischen Meisterwerk — und zwar ohne Fanatismen, bloß nach ruhiger, redlicher Erwägung all der Unermeßlichkeit dieser fest geschlossenen und zu einer Einheit gesammelten Farben, Stimmungen, Töne, Handlungen, Schicksale, Gedankenketten, Wahrheiten, Gestalten und Welten — den Platz, der ihm gehört, neben den gedanklich reifsten und tiefsinnigsten Wundern der Weltpoesie.

PJ
7737
G37

Gelber, Adolf
Tausend und eine Nacht

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY